DAS BÜRGERHAUS IN DER SCHWEIZ

LA MAISON BOURGEOISE EN SUISSE

V. BAND
DAS BÜRGERHAUS IM KANTON BERN, I. TEIL

V^E VOLUME
LA MAISON BOURGEOISE DANS LE CANTON DE BERNE, I^RE PARTIE

HERAUSGEGEBEN VOM SCHWEIZERISCHEN INGENIEUR- UND ARCHITEKTENVEREIN
PUBLIÉ PAR LA SOCIÉTÉ SUISSE DES INGÉNIEURS ET ARCHITECTES

ZÜRICH 1917
VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI

DAS BÜRGERHAUS IN DER SCHWEIZ

V. BAND

LA MAISON BOURGEOISE EN SUISSE

Ve VOLUME

DAS BÜRGERHAUS IN DER SCHWEIZ
LA MAISON BOURGEOISE EN SUISSE

V. BAND
DAS BÜRGERHAUS IM KANTON BERN, I. TEIL

V^E VOLUME
LA MAISON BOURGEOISE DANS LE CANTON DE BERNE, I^RE PARTIE

HERAUSGEGEBEN VOM SCHWEIZERISCHEN INGENIEUR- UND ARCHITEKTENVEREIN
PUBLIÉ PAR LA SOCIÉTÉ SUISSE DES INGÉNIEURS ET ARCHITECTS

ZÜRICH 1917
VERLAG ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI

DRUCK: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Der fünfte Band des im Auftrage des Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Vereins herausgegebenen Werkes „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ behandelt den ersten Teil des Kantons Bern. Wenn er etwas reichlich lange auf sich warten liess und dadurch in unserer Publikation ein grosser Unterbruch eingetreten ist, so ist dies dem Kriege zuzuschreiben. Leider stand es nicht in unserer Macht, rascher Abhilfe zu schaffen. Nicht nur war die Bürgerhaus-Kommission von allen Seiten durch die Mobilisation in ihrer Aufnahmetätigkeit gehindert, sie musste daneben versuchen, das durch den Rückgang ihrer Subsidien gestörte finanzielle Gleichgewicht wieder herzustellen. Zudem trat eine sich als notwenig erweisende Neuordnung des Verlags-Verhältnisses. Es ist ihr gelungen, den alten Verlags-Vertrag mit der Firma Wasmuth zu lösen und einen neuen mit dem Art. Institut Orell Füssli in Zürich zu schliessen. Der jetzt zur Ausgabe gelangende Band ist der erste der im neuen Verlage erscheint; die Kommission hofft, dass er sich seinen Vorgängern würdig anreihen wird.

Die Sammlung und Zusammenstellung des graphischen Teiles dieses Bandes wurde von Herrn Arch. E. J. Propper in aufopfernder Weise besorgt. Er wurde hierbei durch die Herren Architekten Ed. Joos† und Ed. Rybi, Kantonsbaumeister von Steiger, W. Stettler und A. Tièche, sowie durch Herrn Bundes-Archivar Prof. Dr. Türler tatkräftig unterstützt. An den Aufnahmen haben sich beteiligt die Herren Architekten Anderführen, Dietiker, Lanzrein, Laville, Leuenberger, Maurer und Tschäppät, sowie die Bauschule Burgdorf. Wir erlauben uns, allen diesen Herren unsern besten Dank auszusprechen.

Zu unserem grossen Schmerze wurde uns unser Redaktor, Herr Dr. L. S. von Tscharner in Bern, mitten aus seiner Arbeit durch einen tragischen Tod entrissen. Wir werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Juli 1917.

Die „Bürgerhaus-Kommission“ des Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Vereins.

Bis heute erschienene Bände:

1. Kanton Uri.
2. Kanton Genf.
3. Kanton St. Gallen (I. Teil) und Kanton Appenzell.
4. Kanton Schwyz.

Nous avons l'honneur de vous présenter le 5me volume de la „Maison Bourgeoise en Suisse“, publié par la Société suisse des Ingénieurs et Architectes. Ce volume ne comprend qu'une première partie des constructions du Canton de Berne. Si notre publication a été retardée depuis quelques années, la faute en est à la guerre, d'abord du fait de la mobilisation de plusieurs de nos collaborateurs, ensuite les subsides sur lesquels nous comptions ont été diminués ou supprimés, puis nous avons dû changer d'éditeur et les démarches à ce sujet ont été longues. L'ancien contrat avec la maison Wasmuth à Berlin a été annulé et nous en avons conclu un nouveau avec la Maison Orell Füssli à Zurich; ce volume sera le premier publié par cette maison suisse, nous voulons espérer qu'il donnera satisfaction à nos lecteurs et sera digne de ses devanciers.

C'est à Monsieur E. J. Propper, architecte, que nous devons la recherche et le groupement des documents qui forment ce volume, travail désintéressé, minutieux et compliqué. Il a eu comme collaborateur Messieurs: Ed. Joos †, architecte, décédé récemment, Ed. Rybi, architecte, Von Steiger, architecte cantonal, W. Stettler et A. Tièche, architectes, ainsi que le Prof. Dr Turler, archiviste fédéral.

Les relevés ont été faits par les architectes dessinateurs suivants: Messieurs Anderfuhren, Dietiker, Lanzrein, Laville, Leuenberger, Maurer et Tschäppät, ainsi que par les élèves du Technicum de Berthoud. Nous adressons ici à tous ces collaborateurs nos plus vifs remerciements.

Nous avons eu le grand regret de perdre subitement en pleine activité Monsieur le Dr L. S. de Tscharner qui avait bien voulu assumer la tâche de la rédaction de la partie historique. Nous lui garderons un souvenir reconnaissant et ému.

Juillet 1917.

La Commission de la „Maison Bourgeoise"
de la Société suisse des Ingénieurs et Architectes.

Volumes ayant déjà paru:

1. Canton d'Uri.
2. Canton de Genève.
3. Canton de St-Gall (Ire Partie) et Appenzell.
4. Canton de Schwyz.

Ortsverzeichnis.

	Tafel
Aarberg	48—49
Biel	53—60
Burgdorf	24—32
Büren	38—47
Courrendlin — Rennendorf	109—110
Delémont — Delsberg	91—96
Erlach — Cerlier	66—79
Interlaken	5
Ligerz — Gléresse	63—65
Matten	6—8
Neuveville — Neuenstadt	80—88
Nidau	50—52
Oberhofen	9—11
Porrentruy — Pruntrut	100—108
Schaffis — Chavannes	89—90
St-Ursanne — St. Ursitz	97—99
Thun	12—23
Twann	61—62
Uetendorf	109—110
Unterseen	1—4
Wangen a. A.	34—36
Wiedlisbach	36—37
Wynigen	33

EINLEITUNG

Gegenstand des vorliegenden Bandes ist das Bürgerhaus in den zahlreichen Städten, Städtchen und städtisch gebauten Ortschaften des Kantons Bern — ein Gegensatz zum stadtbernischen Haus und zum Landsitz, die in einem zweiten Band behandelt werden.

Der Kanton Bern ist ein viel zu grosses und verschieden zusammengesetztes Gebilde, als dass zusammenfassend eine Baugeschichte des „Bürgerhauses im Kanton Bern" geschrieben werden könnte. Die durch geographische und politische Verhältnisse gegebenen Lebensbedingungen waren sehr verschiedenartige und haben fast jedem Städtchen einen besonderen Lokalstempel aufgedrückt; örtliche Eigenarten in der Bauweise, die ihnen vielfach schon lange vor ihrem Aufgehen in den Kanton Bern zu eigen waren und die sie auch nachher beibehielten. Die Zusammensetzung des heutigen Kantons ist eine relativ neue; der sogenannte „alte" Kantonsteil ist erst in der zweiten Hälfte des XIV. und teilweise noch im XV. Jahrhundert in die landesherrliche Gewalt der Aarestadt gekommen und besteht selber aus voneinander sehr verschiedenen Gegenden. Als „neuer" Kantonsteil ist 1815 der Jura hinzugekommen, der grösste Teil des ehemaligen Fürstbistums Basel. Vorher stand nur das südlich des Pierre Pertuis gelegene Gebiet desselben, vorab Biel, durch Burgrechte in näheren Beziehungen zu Bern und wurde deshalb als eidgenössisches Territorium betrachtet. Der ganze übrige Teil gehörte überhaupt nicht zur Schweiz, sondern war deutsches Reichsland, wo deutsche Reichsfürsten über eine fast ganz französische Bevölkerung herrschten. Doch hatte Münster durch sein Burgrecht mit Bern eine engere Verbindung mit diesem.

Fast mitten durch den heutigen Kanton zieht sich auch die alte Grenze zwischen Alemannen und Burgunden: die Sense, die mit ihr vereinigte Saane und dann die Aare. In keinem anderen Kanton der Schweiz haben seit Jahrhunderten germanische und romanische Einflüsse dermassen ineinander gegriffen, wie in Bern: die ganze Kultur des Berners, vorab das Stadtbild der Hauptstadt, die in weitesten Kreisen ihrer Einwohner verbreitete Zweisprachigkeit geben davon ein sprechendes Zeugnis.

Das Bild der Hauptstadt spiegelt sich in den meisten Städten des alten Kantonsteils in verkleinertem Masstab, da in dieser, dort in jener Beziehung, ab. Fast alle waren bis ins XVII. Jahrhundert öfters Opfer verheerender Brände; ihre Wiederaufrichtung geschah regelmässig unter landesherrlicher, d. h. stadtbernischer Aufsicht und Subvention, wodurch naturgemäss, unter Wahrung der lokalen Bedürfnisse, der Typus der Häuser sich vielerorts im kleinen demjenigen der Hauptstadt näherte. In ihrer inneren Anlage hielten sie freilich mit dieser nicht Schritt, sondern infolge der einfachern und oft direkt bäuerlichen Lebensweise ihrer Einwohner behielten sie vielfach die alte primitive Einteilung des mittelalterlichen Bürgerhauses, das den Bedürfnissen einer halb städtischen, halb ruralen Lebensweise angepasst ist — ein

Haustypus, der in grösseren Städten heute kaum mehr anzutreffen ist. Für die meisten von Bern unter seine Botmässigkeit gebrachten Städte bedeutete das Eintreten dieses Ereignisses eine Lahmlegung, wenn nicht in materieller, so doch in politischer Beziehung. Entgegen den früheren Herren dieser fast durchwegs im XIII. und XIV. Jahrhundert von ihnen als Gegengewicht zum immer mächtiger aufstrebenden Bern oder zu einer anderen Rivalin (so namentlich im Seeland Nidau-Biel und Neuenstadt-Erlach) erbauten und in ihrer Entwicklung möglichst geförderten Städte hatte die Aarestadt nach ihrer Besitznahme gar kein Interesse daran, dass die neuen Untertanen ihr über den Kopf wuchsen. Aus diesem Grunde hat sich bei vielen, noch jahrhundertelang ein materiell oft recht gut situierter Bürgerstand erhalten, der ausser seinem Gewerbe immer noch etwas Landbau betrieb — zu einer Zeit, als diese mittelalterliche Lebensweise in den zu grösserer Entwicklung gelangten Städten längst einer ausschliesslich städtischen gewichen war.

Das Bürgerhaus im Kanton ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein Kleinbürgerhaus. Fast überall enthält es noch irgendwelche Dependenzen und Räume, die auf landwirtschaftlichen Nebenerwerb hindeuten. Der älteste Typus, der sich fast überall findet, ist schmal, ursprünglich einstöckig und zwei Räume tief, mit dahinterliegendem Gärtchen oder Pflanzland. Durch nachträgliche Überbauung dieses letztern haben viele Häuser, deren Hauptfassade stets der Strasse zugewendet ist, in der Folge eine im Verhältnis zu ihrer Breite unverhältnismässige Tiefe erhalten. Das Erdgeschoss, oft mit Lauben, enthält gewöhnlich die Werkstatt, den Laden oder sonstige zum Lebenserwerb dienliche Räume, an die sich, soweit die Häuser nicht unterkellert sind, hinten der Keller anschliesst. Der Hauptwohnraum ist regelmässig im ersten Stockwerk gegen die Strasse; dahinter liegt die Küche, die durch den späteren Ausbau des Hauses nach hinten in die Mitte des Hauses zu liegen kam und damit einer direkten Beleuchtung und Luftzufuhr verlustig ging. In die Küche, soweit sie nicht durch einen Gang abgetrennt ist, mündet die fast stets gleichfalls in der Mitte des Hauses befindliche Treppe. Die Obergeschosse enthalten gewöhnlich kleinere Schlafkammern. Fast überall nimmt die Zahl der Fenster nach oben ab; im ersten Stock finden sich gewöhnlich mehr oder weniger durchlaufende breite Reihenfenster, im zweiten und dritten dagegen meistens einzelne, dafür aber höhere Fenster mit Kreuzstöcken. Das Dachgeschoss, auf der Strassenseite, vielfach mit einem Aufzug versehen, dient mancherorts als Speicher zur Aufbewahrung von Holz, Heu und sonstigen Futtermitteln. Das Dach ist durchwegs ein gleichmässig, nach vorn und hinten abfallendes Satteldach, in einzelnen Gegenden, mit auf der Strassenseite giebelartig erweiterter Lukarne.

Vom XV. Jahrhundert an wurden die Häuser breiter, indem mit dem zunehmenden Wohlstand 2 oder 3 nebeneinanderstehende zu einem einzigen vereinigt und umgebaut wurden. War bis dahin jedes Haus regelmässig nur von einer einzigen Familie bewohnt worden, so entstanden nun mit dem Grösserwerden der Gebäude auch Zweifamilienwohnungen mit mehreren Küchen. Auch machten sich in vielen dieser Provinzialstädtchen seit dem XVI. Jahrhundert gegenüber früher grössere soziale Gegensätze geltend, indem einzelne Familien ihre Mitbürger inbezug auf Geld und Bildung überflügelten und ihre Lebensweise nun nach stadtbernischem Muster einzustellen trachteten. Es finden sich deshalb da und dort Häuser, denen Lokalitäten zur Ausübung eines Gewerbes oder eines landwirtschaftlichen Betriebes fehlen und

die sich nur durch die beschränkte Zahl der Wohnräume und die Kleinheit ihrer Dimensionen von stadtbernischen Herrschaftshäusern unterscheiden.

Eigentliche Herrschaftshäuser, soweit es sich nicht um stadtbernische Villegiaturen oder Landsitze handelt, finden sich eigentlich nur im neuen Kantonsteil, im alten Bistum Basel, wo nach Ausgang des Mittelalters die vornehmeren Stände sich nicht innerhalb der Mauern einer einzigen Stadt konzentrierten, wie dies für den alten Kanton der Fall war, wo die Stadt Bern der alles absorbierende Mittelpunkt war. Einzig Thun und Burgdorf weisen einige Beispiele einheimischer herrschaftlicher Gebäude auf, entweder mittelalterliche Ritterwohnungen oder dann Kaufmannswohnungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, deren Bewohner es in finanzieller Hinsicht ihren gnädigen Herren und Obern gleich tun konnten.

Von grossem Einfluss auf die Bauart der Häuser ist selbstverständlich auch das je nach den Kantonsgegenden verschiedene Baumaterial gewesen. Das Zentrum des Kantons ist Molassegebiet mit reichlichem Wald, an das sich ostwärts das ebenfalls holzreiche Kalkstein- und Granitmassiv der Voralpen anschliesst. Der Westen des alten Kantons, das tiefgelegene Seeland und ein Teil des Oberaargaus, ist alter Seeboden, wo seit Jahrhunderten Sandstein-, Kalkstein- und Tuffsteinbrüche, oft in unmittelbarer Nähe voneinander ausgebeutet werden. Der Jura endlich ist ausschliesslich Kalksteingebiet.

Viel länger als in der Hauptstadt erhielten sich auf dem Lande die alten Bauformen. Bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wurden namentlich an Fenstern und Türen immer wieder die altüberlieferten gotischen Formen angewendet. Fast plötzlich vollzieht sich der Übergang der Gotik zu den Stilarten des Louis XIV. und Louis XV. Der puritanische Geist, der namentlich in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhundert Bern beherrschte, war den zierlichen und üppigen Formen der Renaissance nicht günstig; zu Stadt und zu Land sind Baudenkmäler dieser Epoche recht selten. Eine Ausnahme besteht für den katholischen Jura und das Rebengelände am Bielersee, wo ein frohmütigerer und liebenswürdigerer Geist aus der anstossenden Welschschweiz und dem benachbarten Frankreich hinüberwehte.

Alle die Faktoren zu schildern, welche sich bei der Entwicklung des Bürgerhauses im Kanton Bern geltend gemacht haben, fehlt hier der Platz. Deshalb erschien es geboten, anschliessend an die zur Darstellung gebrachten Gebäude jeweilen eine gedrängte Schilderung der geschichtlichen Vergangenheit und der früheren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der betreffenden Städte und Ortschaften vorauszuschicken, aus welcher sich der Leser selber die nötigen Schlüsse zum besseren Verständnis mancher baulichen Eigentümlichkeiten wird ziehen können.

Dem Verfasser dieses Textes gereicht es endlich zur angenehmen Pflicht, allen denjenigen, welche ihm in der oft recht schwierigen Beschaffung der Quellen und geschichtlichen Nachrichten über die in Betracht fallenden Häuser in entgegenkommendster Weise behülflich gewesen sind, hier seinen wärmsten Dank dafür auszusprechen. Ganz besonders betrifft dies die Herren Bundesarchivar Prof. Türler und Staatsarchivar G. Kurz in Bern, Herrn Alt-Regierungsrat A. Scheurer in Gampelen, Herrn Burgerkassier A. Gross in Neuenstadt, Herrn Stadtbibliothekar Ochsenbein in Burgdorf, die Herren Stadtbibliothekar Dr. Huber und Architekt Hopf in Thun, Herrn Adrien Kohler in Pruntrut und Herrn Dr. Bähler in Biel.

Aus praktischen Gründen wurde in der Anordnung des Textes und der Tafeln eine rein geographische Reihenfolge, von Osten nach Westen, innegehalten.

I. DAS OBERLAND UND THUN

Unterseen

Tafel 1—4.

Unterseen, das im Jahr 1827 bloss 937 Einwohner zählte, liegt am rechten Aareufer am Fusse des Harders im jetzigen Amtsbezirk Interlaken; es ist das einzige der im Mittelalter noch ziemlich zahlreichen oberländischen Städtchen, das sich als solches bis heute erhalten hat. Weissenburg, Wimmis und Mülinen, hörten schon im XIV. Jahrhundert auf, Städte zu sein. Nachdem die strategische Bedeutung der sie beherrschenden Burgen durch die Besitznahme der betreffenden Alpentäler durch die Berner gegenstandslos geworden war, fiel auch für sie selber ihr Zweck als Festungen und Refugien dahin, ihr Mauergürtel wurde dem Verfall überlassen und gegenüber dem in diesen Alpentälern schon seit ältester Zeit vorhandenen, freien Bauernstande konnten sich diese grundherrlichen Miniaturstädtchen nach dem Wegfall dieser Faktoren nicht halten: entweder verschwanden sie vollständig oder sie sanken, wie Wimmis, zu Dörfern herab. Am längsten hielt sich noch Spiez, das erst im XVI. Jahrhundert als Stadt einging.

Was Unterseen vor diesem Schicksal bewahrt hat, ist einerseits die Nähe des Klosters Interlaken und anderseits seine geographische Lage, die ihm sowohl als vorgeschobener Punkt gegen die katholische Innerschweiz wie auch als Stapelplatz zwischen dem Brienzer- und Thunersee bis in spätere Zeit eine grössere Bedeutung sicherten.

Das Städtchen, eigentlich zwischen den Seen (und wie Interlaken ehemals Hinderlappen genannt) wurde um 1280 vom Freiherren Walther v. Eschenbach und seinem Sohne Konrad auf Interlakenschem Klostergrund erbaut. Mit den Herrschaften Unspunnen, Oberhofen und Balm kam es um 1306 an das Haus Oesterreichs, von welchem es verschiedentlich verpfändet wurde, zuletzt den Freiherren von Brandis aus dem Emmental. Anlässlich ihres 1386 zur Zeit des Sempacherkrieges unternommenen Zuges ins Oberland eroberten die Berner auch Unterseen, machten seine Einwohner zu Untertanen unter den gleichen Rechten und Pflichten wie unter ihrer vormaligen Herrschaft, und 1397 kauften sie die Brandisschen Erben um ihre Pfandansprüche aus, wodurch sie in den definitiven und ausschliesslichen Besitz des Städtchens kamen, welches nun bernische Landvogtei wurde. Seinen Bürgern bestätigten die Berner in der Folge mehrmals ihre alten Rechte und Freiheiten, die sie später zum Dank für die der Stadt Bern anlässlich der bei der Reformation im Oberland ausgebrochenen Unruhen bewiesene Treue erheblich vermehrten. Bis 1798 genossen die Bürger von Unterseen u. a. eigenes Zollrecht und freien Handel. 1803 hörte Unterseen auf, ein eigenes Amt zu sein und wurde dem Amt Interlaken einverleibt.

Das 1470 ganz abgebrannte und gleich darauf neuaufgebaute Städtchen besteht in der Hauptsache aus einem von Häuserreihen umgebenen viereckigen Platz, in dessen Mitte das ehemalige Kaufhaus und Rathaus (jetzt Hotel) steht. Zur Stadt gehören auch die Häuser auf der Spielmatte, einer Insel in der Aare gegenüber der ehemaligen Aarmühle, seit dem Jahre 1891 Interlaken benannten Ort. Heutzutage verschwindet die eigentliche Stadt vollständig in dem sich namentlich nach Westen ausbreitenden Dorf gleichen Namens. Einige Mühlwerke und Holzmanufakturen waren früher sozusagen die einzigen Gewerbe, die im Städtchen betrieben wurden; weitaus der grösste Teil seiner Einwohner fand sein Auskommen in der Landwirtschaft und bewohnte ausser-

halb des alten Stadtkerns gelegene eigentliche, freistehende Bauernhäuser. Viele derselben sind jetzt infolge des durch den Fremdenverkehr gebrachten Aufschwungs in neuere Häuserreihen einbezogen und durch Umbauten ihres früheren Charakters von ländlichen Einzelhöfen gänzlich beraubt worden.

Die Bauart der Häuser von Unterseen ist, ins Städtische übertragen, diejenige des oberländischen Gebirgshauses. Das Erdgeschoss besteht durchwegs aus Mauerwerk, ebenso die Scheidemauern. Der Zwischenbau und die Fassaden sind dagegen häufig reiner Blockbau, manchmal auch Riegelbau; für die Tür- und Fensterumrahmungen ist auch im Erdgeschoss meistens Holz verwendet. Auch bei Häusern, deren Obergeschoss kein reiner Blockbau ist, sind die Fassaden vom ersten Stock an meist mit Holz verkleidet, so dass viele dieser 5—8 m breiten, selten mehr als zweistöckigen Häuschen, ganz an den städtischen Holzhaustypus gemahnen, den die schweizerischen Bilderchroniken des XV. Jahrhunderts so oft zur Darstellung bringen. Das mittelalterliche Bild wird durch die vielfach noch gotischen profilierten Holzgewände der Reihenfenster, das selten über geradlinige geometrische Motive hinausgehende Schnitzwerk der Fensterbänke und Fensterstürze und die teilweise noch mit Holzschindeln bedeckten Dächer, die nach Art der Oberländerhäuser sehr flach abfallen, vervollständigt.

Die Hauptwohnräume befinden sich im ersten Stockwerk; in der hintern Ecke des Wohnzimmers steht regelmässig der niedrige schmucklose Trittofen aus Sandstein, über welchem an der Decke ein Holzgestell zum Trocknen von Wäsche und dergl. angebracht ist. Als Küche dient der ursprünglich vom ersten Stockwerk an bis unter das Dach offene Mittelraum des Hauses; der niedrige Sandsteinherd ist meistens an der Rückwand des Wohnzimmers angebaut. Die Scheidemauern treten in diesem Raum gewöhnlich nackt zu Tage, ohne jeglichen Verputz. Sein Licht erhält er nur durch eine als Kamin dienende Dachluke und durch die auf ihn mündenden Zimmertüren. Auf der Rückseite befinden sich Kammern, oft mit davorgebauten Holzlauben. Das Erdgeschoss enthält neben dem Hausgang ein grösseres Zimmer gegen die Strasse, dahinter Kellerräumlichkeiten und Kleinviehställe. Durch spätere Ein- und Anbauten ist freilich die Inneneinteilung der meisten Häuser wesentlich verändert worden.

Überaus primitiv ist die Anlage des einstöckigen **Hauses Nr. 44 am Habkerngässli**, Tafel 1—2, (heute Eigentum des daneben wohnenden Bäckers Lüthi und von diesem vermietet). Bei der ganzen Häuserreihe dieser Strassenseite steht das Erdgeschoss erhöht, und der Zugang zur Haustüre wird durch Aussentreppen aus Goldswilerplatten vermittelt. Der eigentliche Kellereingang befindet sich zu ebener Erde auf der tiefer gelegenen Rückseite gegen die Aare. Bis auf die Scheidemauern ist das Haus schon vom Erdgeschoss an ein Gemisch von Block- und Riegelbau; die schmucklose Holzfassade scheint neuern Datums zu sein. Gegenwärtig enthält es zwei Wohnungen, eine zweite Küche ist hinter dem Zimmer des Erdgeschosses neu eingerichtet. Die ursprüngliche Küche, zugleich Vorplatz im Obergeschoss, nimmt hier die Rückseite des Hauses ein und ist direkt beleuchtet, da ein dahinter stehendes Haus einen weiteren Ausbau nach hinten verunmöglicht hat.

Ähnlich, nur tiefer und zweistöckig, ist das der Erbschaft Gysi gehörige **Haus Nr. 147 auf dem Kirchplatz**, Tafel 3, dessen gewölbte Eingangstüre und Reihenfenster mit fein profilierten Rahmen und Pfosten ein höheres Alter verraten. Hier ist umgekehrt die Strassenfassade tiefer gelegen als die hintere. Der Block- und Riegelbau tritt erst vom zweiten Stockwerk an zu Tage. In diesem befindet sich auch die ursprüngliche, bis unters Dach reichende Küche, deren Rauchabzug durch eine Dachklappe vermittelt wird. Der Raum des Erdgeschosses dient noch heute als Werkstatt und stösst hinten an den Keller.

Breiter, und vermutlich von jeher als Doppelwohnung angelegt ist das **Haus Nr. 45 am Habkerngässli** (Besitzer Huggler), Tafel 1—2, das ebenfalls bis zum Obergeschoss aus Mauerwerk aufgeführt ist, aber durchwegs hölzerne Tür- und Fenstereinrahmungen aufweist. Die untere, kleinere Wohnung mit besonderem Eingang besteht aus einem Zimmer mit dahinter liegender Küche und

Kammer. Durch die Türe links gelangt man vermittelst einer Holztreppe in die aus mehreren Zimmern und Kammern bestehende Hauptwohnung ins Obergeschoss. Als Küche dazu dient der bis unter das Dach offene Vorplatz oben an der Treppe; eine dort gegen die Strasse angebrachte Türe ermöglicht das direkte Einbringen von Heuballen und dergl. in das Obergeschoss und von da in den Dachstock mit Umgehung der engen Treppe. — In der Dicke der Mauer ist unten neben der Türe zu dieser Wohnung der Abort eingebaut.

Beachtung verdient die schachbrettartige Schnitzerei an den durchgehenden Fensterbänken und Fensterstürzen des Obergeschosses, ebenso die gotische Profilierung der Fenstereinrahmungen und -Pfosten, welche die Entstehung des Hauses spätestens ins XVII. Jahrhundert verlegen. Das gesamte Holzwerk der Fassade weist einen alten Anstrich von roter Farbe auf.

Durch seine Dimensionen, namentlich in der Tiefe, zeichnet sich das **Haus des Bahnangestellten Karl Schmocker am Kirchplatz**, Tafel 4, aus, dessen hohes Alter seine ebenfalls gotisch profilierten Reihenfenster, die gewölbte Haustüre und ein ebensolcher Kellereingang bezeugen. Der mit Steinfliesen bedeckte Vorplatz, zu dem einige Stufen von der Strasse hinaufführen, steht vollständig unter dem Schutz des weit vorspringenden Daches, das beidseitig durch gewaltige freistehende Holzständer gestützt wird. Zur besseren Beleuchtung der Zimmer des zweiten Geschosses sind in demselben heute Glasziegeleinlagen eingefügt. Die Vorderseite des Hauses ist unterkellert; die Keller, mit Eingang von der Strasse, weisen mächtige Balkendecken auf. Das Erdgeschoss, dessen Fenster neueren Datums sind, enthält gegen die Strasse ein geräumiges Wohnzimmer mit dahinterliegender Küche. Da das Haus schon seit zwei Generationen von Bahnangestellten bewohnt wird, ist keine Spur von einer Werkstatt oder einem sonstigen Betrieb mehr vorhanden. An der Rückwand der durch das Zimmer erhellten Küche schliessen sich als Keller, Holzhaus u. dergl. dienende vollständig unbeleuchtete Räume an, die zu den auf der Rückseite des Hauses befindlichen Schweineställen führen. Eine Holztreppe am Ende des Hausgangs führt ins erste Stockwerk, dessen mittelster, mit grossen Steinfliessen belegter Teil abgesehen von einigen Verschlägen bis unters Dach offen ist. Anstossend an die Wand des gegen den Kirchplatz befindlichen Zimmers ist in demselben der alte — heut nicht mehr benutzte — Sandsteinherd, über welchem das Kamin des Zimmerofens ausmündet. Die rauchgeschwärzten Scheidemauern aus Bruchstein, die ohne jeglichen Verputz sind, zeugen davon, dass der Rauch seit Jahrhunderten, durch kein Kamin geleitet, sich durch diesen Raum den Ausgang nach oben suchte; noch heute besitzt das Haus keinen Schornstein. Die Zimmer sind wie in den andern Häusern des Städtchens mit einem schmucklosen Getäfer versehen; der Trittofen aus Sandstein im grossen Vorderzimmer trägt die Jahrzahl 1818. Der hintere Teil des Hauses, über den Schweineställen, bildet eine kleinere Wohnung für sich, die schon lange leer steht. An der Rückwand des Zimmers gegen den Mittelraum befindet sich auch wieder der Kochplatz. Der grün-weisse Farbanstrich des mit Schnitzereien verzierten Holzwerks der Fassade ist neueren Datums.

Sehr originell, mit seiner von dem durch Steinsäulen getragenen überragenden ersten Stockwerk gedeckten offenen Halle gegen den Platz war das daran stossende **Eckhaus gegen das Habkerngässli,** Tafel 1, ein Bau, der stark an gewisse Wallisertypen erinnerte und der von Dr. J. Hunziker im „Schweizerhaus“ (Abschnitt 7 „Das Länderhaus“, Aarau bei H. R. Sauerländer & Co. 1913, pag. 106) eingehender beschrieben worden ist. Ebenfalls Eigentum des vorgenannten Karl Schmocker, hat dieses aus dem Jahr 1608 stammende Gebäude nach 300jährigem Bestand vor ca. acht Jahren einem banalen, das Bild des Städtchens verunstaltenden Neubau weichen müssen.

Interlaken

Tafel 5.

Haus Marktgasse 32. Städtischen Charakter hat das auf der Fassade über und über mit Sprüchen und Inschriften bedeckte Haus, das 1740 der Zimmermeister Michel Tschiemer für Heinrich Ritschard in Aarmühle erstellt, durch seine im XIX. Jahrhundert erfolgte Einbeziehung in eine Häuserreihe erhalten. Ein vorspringender Blockbau auf gemauertem Erdgeschoss, wurde es als Wohnhaus zu einem bäuerlichen Betrieb erbaut; der Kramladen des Erdgeschosses gegen die Aare scheint von Anfang an bestanden zu haben. Hinter dem Hause, auf der Südseite, befanden sich die Scheuer, der Garten und ein grösserer Landkomplex. Die Gemeinden Aarmühle, Unterseen und Matten hatten das Recht, im Frühling vor der Alpfahrt hier ihre Schafe zu besammeln und im Herbst nach der Abfahrt vom Berg den Schafscheid vorzunehmen. Später wurde auf diesem Platz die öffentliche Wage aufgestellt und der Schweinemarkt abgehalten, bis derselbe nach Unterseen verlegt wurde. 1806 kam das Haus mit dazugehöriger Scheuer, Speicher, Hofstatt und Garten verkaufsweise von Johannes Seiler von Bönigen an Samuel Beugger, nach dessen 1820 erfolgtem Tode es zu verschiedenen Teilen an seine Söhne Joh. Caspar B., Handelsmann, und Samuel B., Fuhrmann, gelangte. Auch des vorletzten Stiefsohn, der Grossrat und Scharfschützenhauptmann Johann Stähli besass schon einen Anteil, als er 1834 und dann noch 1841 die ganze Liegenschaft durch Kauf an sich brachte. Um 1830 war im östlichen Teil des Erdgeschosses eine Pintenwirtschaft eingerichtet worden; um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, musste der zu geringen Höhe der Zimmer wegen der Fussboden etwa zwei Fuss tiefer gelegt werden, was noch jetzt im Kramladen und in der Bäckerei zu sehen ist. Hauptmann Stähli führte kurz darauf ein für die damalige Zeit grosse Neuerung ein, indem er ein Billard kaufte und in die Stube über der Wirtschaft placierte. Dieses übte eine grosse Anziehungskraft und zog ausser den Einheimischen auch die ersten Fremden an, so dass die Wirtschaft sich bald als zu klein erwies. Deshalb verlegte sie Stähli in einen südlich davon gelegenen Neubau. Die Wirtschaft hatte keinen offiziellen Namen, sondern hiess einfach „das Billard“ und noch heute heisst die dritte Generation der jetzigen Besitzer die „Billard-Rubis“. 1845 kaufte alt Gerichtssäss Hauptmann Peter Rubin die Besitzung; neben dem Kramladen im Erdgeschoss liess er an Stelle der Wirtschaft eine Bäckerei einrichten, die er aber verpachtete. Peter Ober, der nachmalige Erbauer des Hotel Ober (Park-Hotel), der um 1830 als Kurier nach Interlaken gekommen und sich dort mit einer Tochter aus der Familie Beugger, welcher das Haus früher gehörte, verheiratet hatte, besass ein Pfandrecht daran und interessierte sich deshalb am Wohl des neuen Eigentümers. Er tat Schritte, um reisende Engländer bei diesem unterzubringen und hatte einen solchen Erfolg, dass Peter Rubin ein kleines Gebäude hinter dem Hause, mit diesem durch eine gedeckte Holzlaube verbunden, zu diesem Zwecke erstellen liess. Im Erdgeschoss desselben befindet sich der grosse Ofen der Bäckerei. Vermutlich wurden damals auch die beiden Seitenflügel ausgebaut, wodurch das bis dahin freistehende Haus in eine fortlaufende Häuserreihe einbezogen wurde; unter dem nördlichen Anbau führt eine offene Durchfahrt zu den dahinter liegenden Ökonomiegebäuden. Anfangs der 50ger Jahre gelangte Rubi durch Heirat mit der Witwe des gegenüberwohnenden Hutfabrikanten Klaus in den Besitz einer kleinen Hutfabrik, was zur Folge hatte, dass er die Wirtschaft wieder eingehen liess und im Erdgeschoss nun selber lange Jahre ein Hutgeschäft betrieb. In der Folge sind neben der Bäckerei verschiedene andere Magazine eingerichtet worden.

Neben allen diesen verschiedenen Betrieben, die im Hause ausgeübt wurden und noch werden, blieb aber stets der landwirtschaftliche Betrieb die Hauptsache. Auch der jetzige Besitzer, Adolf Rubin, Grosssohn der Witwe Rubin-Flück, hält neben der Bäckerei einen ziemlich grossen Viehstand auf der Besitzung und hat zudienendes Land und Alpen.

Das Innere des Hauses besteht aus mehreren kleinen Wohnungen mit besonderen Küchen, eine Einteilung die jedenfalls aus der Zeit datiert, als es mehrere Mitbesitzer hatte. Das Erdgeschoss enthält keine Wohnräume. Das Schnitzwerk und die Malereien der Fassade sind typisch oberländisch und zeigen gegenüber derjenigen der im vorigen besprochenen, älteren Häusern des anstossenden Unterseen eine viel freiere und reichere Ornamentik; geometrische Muster und naturalistische Blattornamente wechseln mit einander ab. Die Malerei, jetzt aufgefrischt, ist rot und schwarz; weiss sind nur die merkwürdig archaistischen Fratzen im Giebel — die nämlichen, die sich beim Haus Sterchi-Bircher von 1745 in Matten wiederfinden.

Matten bei Interlaken

Tafel 6—8.

Altes Mattenwirtshaus. Tafel 6—7. Eines der schönsten Beispiele eines alten Oberländerwirtshauses ist die Wirtschaft zum Hirschen in Matten bei Interlaken, deren Wirtshauszeichen nebst den Worten „zum chuele Wy“ die Jahrzahl 1666 trägt. Das im Erdgeschoss gemauerte, oben als Blockbau aufgeführte Haus hat noch ganz das Aussehen bewahrt, das es im XVII. Jahrhundert erhielt. Es war stets und ist noch jetzt eine blosse Tavernenwirtschaft; im Patent werden als Wirtschaftslokale genannt zwei Zimmer im Erdgeschoss und eines im ersten Stockwerk. Ein Beherbungsrecht stand dem Hause nie zu. Mit demselben war von jeher ein grösserer Bauernbetrieb verbunden. Schon im XVIII. Jahrhundert besass es die Familie Sterchi, welcher der heutige Eigentümer und Wirt Christian Sterchi entstammt. Das geräumige Haus enthält von alters her zwei getrennte Wohnungen, die aber bis heute nie vermietet, sondern immer von Mitgliedern der Familie benutzt werden.

Neben den zwei Wirtszimmern sind im Erdgeschoss nur noch zwei kleine Zimmer, wovon eines heute Coiffeurladen, und neben den Wirtschaftslokalen nur zwei Stufen tiefer, der grosse Keller mit gewaltigen alten Fässern, die vom besten Waadtländer enthalten.

Das erste Stockwerk, zu dem man auf einer Freitreppe auf der Südseite des Hauses gelangt, enthält vor allem die Wohnräume, bestehend aus einer Reihe kleinerer Zimmer und der früher bis unter dem Dach offenen Küche. Soweit sie nicht zu Wohnzwecken benutzt werden, dienen diese Räume zur Aufbewahrung von Vorräten, wie Käse, (Chäsgädeli), dürres Obst und Gemüse, Hülsenfrüchte und Getreide. Ein Zimmer wird bei gewissen Anlässen, wie Ausschiesset (Grümpelschiesset) im Herbst zur Bewirtung benutzt, nicht aber an den grossen Viehmärkten, und zwar weil das Haus kein Beherbungsrecht hatte. Die Zimmer dieses ersten Stocks haben ihr ursprüngliches Aussehen weniger bewahrt, als die seit längerer Zeit nicht mehr benutzten des Obergeschosses, welche mit ihrer dunklen Holzvertäferung noch durch die alten Fenster mit Butzenscheibchen notdürftig erhellt werden. In dem oberen unbeweglichen Fensterflügel sind noch mehrere der alten ovalen Schliffscheiben mit Wappen und Inschriften erhalten, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert in den bäuerlichen Wohnungen des Kantons so beliebt waren. Die Schnitzereien der Balken und Fenstereinrahmungen gehören zu den schönsten des bernischen Oberlandes.

Haus Sterchi-Bircher. Tafel 8. Ebenfalls von der Familie Sterchi erbaut wurde das dem vorigen gegenüberliegende Wohnhaus, das laut Inschrift über den Fenstern der Ostseite des ersten Stockwerks Christian Sterchi und Barbara Bircher 1745 aufführen liessen. Es ist ein bäuerliches Wohnhaus, unten gemauert und vom ersten Stock an Blockbau. Wie beim Haus Marktgasse 32 im benachbarten Aarmühle sind die zum landwirtschaftlichen Betrieb erforderlichen Räume (Stallungen, Wagenschopf, Scheuer etc.) in besonderen, vom Wohnhaus getrennten Gebäulichkeiten untergebracht.

Das Erdgeschoss enthält Keller und Kleinviehställe. Die Wohnräume sind im ersten Stockwerk; eine Holztreppe führt an der Aussenseite des Hauses zur eigentlichen Haustüre, die in einen Gang mündet, auf dessen beiden Seiten die Zimmer liegen. Auch das zweite Stockwerk enthält Schlafkammern, die wegen des weit vorspringenden Daches nur wenig Licht erhalten.

Derartige freistehende bäuerliche Wohnhäuser finden sich in den Dörfern des Oberlandes hin und wieder; durch ihre grösseren Dimensionen unterscheiden sie sich von den sogen. „Stöckli", die man im tieferen Lande beinahe bei allen bäuerlichen Anwesen findet: Letztere dienten lediglich als Altensitz für zurückgezogene Bauern, die den eigentlichen Hof mit dem landwirtschaftlichen Betrieb ihren jüngsten Söhnen übergeben hatten und in Ruhe auf dem angestammten Gut in einem kleineren Hause ihr Alter verbringen wollten. Für das Oberland trifft dies bei solchen einzelstehenden Häusern nicht zu, da die dem bernischen Stadtrecht entstammende Eigentümlichkeit, wonach der jüngste Sohn das väterliche Anwesen übernahm und die älteren Söhne schon bei ihrer Heirat von den Eltern wenigstens zum Teil abgefertigt zu werden pflegten, in diesen Gegenden des Kantons bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts unbekannt war.

Oberhofen am Thunersee

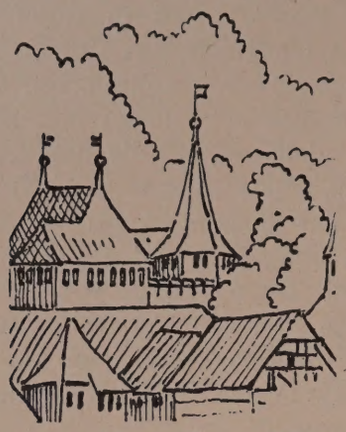
Tafel 9—11.

Herbst- oder Rebhäuser. Bis in neuerer Zeit waren die sonnigen Hänge in der Umgebung von Thun, namentlich seeaufwärts auf der milden Nordseite des Sees mit Reben bebaut. Schon im Mittelalter hatte das Kloster Interlaken dort ausgedehnten Rebbesitz, der nach Aufhebung des Klosters bei der Reformation mit den übrigen Klostergütern an Bern kam. Aus dem säkularisierten Gebiet wurde eine Landvogtei Interlaken gemacht, zu welcher auch Rebgüter zu Oberhofen gehörten. Ein besonderer Beamter, der den Namen „Closterammann" bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts beibehielt, verwaltete für den Landvogt von Interlaken diese Güter; im Herbst, zur Zeit der Weinlese kam letzterer für einige Zeit selber nach Oberhofen — ganz wie die stadtbernischen Rebbesitzer auf ihre Rebgüter im Seeland oder im Waadtland.

Klösterli. Tafel 9—10. Das „Herbsthaus" des Landvogts, zugleich auch Wohnung des Klosterammanns, war das heute in Baumgärten versteckte „Klösterli", dessen Name lediglich auf seine Eigenschaft als Dependenz des vormaligen Klosters Interlaken zurückzuführen ist. Im Erdgeschoss enthielt es die Wohnung des Ammanns, die Räume des Obergeschosses dienten dem Landvogt zum Herbstaufenthalt. Seiner Bestimmung als Rebhaus entsprechend enthält das Gebäude einen gewaltigen Speicher als Lagerraum für Fässer und einen Trüel. In seiner Gesamtanlage unterscheidet es sich aber dadurch von den seeländischen und welschen Rebhäusern (siehe Seeland), mit ihrer horizontalen Trennung von Wohnung und Ökonomie, dass in Übereinstimmung mit den bernischen Bauernhäusern, die ganze Vorderseite vom Wohntrakt eingenommen wird, an welchem sich hinten die zur Ökonomie dienenden Räume anschliessen, die Trennung somit eine vertikale ist.

Besonderen Reiz erhält das Gebäude namentlich durch den vorgelagerten, im oberen Teil in Riegwerk erbauten und mit schlankem Spitzhelm gekrönten Treppenturm und dem kräftig aus dem Hauptdach hervorbrechenden Seitengiebeln des Wohntraktes. Seine Erbauung fällt in die Mitte des XVII. Jahrhunderts; die Amtsrechnungen der Landvögte von Interlaken von Hans Jakob Ernst, Burckhard Fischer und Adrian Knecht aus den Jahren 1649—1653 enthalten eine Reihe von Ausgaben für das „Oberhofische nüwe Herbsthus" oder „Clösterli"; für die Maurerarbeiten werden Meister Thomas Äberli von Thun, für das Zimmerwerk Heinrich Poss und Hans Eymann und für die Schlosserarbeiten Daniel Wyss genannt. 1669 wurde ein Holzschuppen angebaut. Auf der Kauw'schen Ansicht des Schlosses Oberhofen und Umgebung von 1671 zeigt das Gebäude, abgesehen von den Seiten-

giebeln, das gleiche Aussehen wie heutzutage. In der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurde viel daran repariert, 1778 wurde die



Ansicht von Kauw 1617.

Wohnung durch den Maurer Christen Urfer und den Zimmermann Christen Bürki neu in Stand gestellt, wobei neue Fenster, Türen, Böden und Wandgetäfer angebracht wurden, und die Scheuer neu gebaut. Da das Haus nicht unterkellert war, litten die zur ebener Erde gelegenen Wohnräume des Ammanns sehr durch Feuchtigkeit, so dass seine „Küche Stube und Nebenstube" und auch das „Sääli" des Landvogts im Erdgeschoss schon 1784 durch den bernischen Werkmeister Hebler wieder in Stand gebracht werden mussten; bei dieser Gelegenheit wurde auch im ersten Stock die „Essstube, Herrn Landvogtsstube und Nebenstube" mit neuen Getäfern und Fenstern versehen, ferner die „Fassen (Fassade) von aussen mit Steinfarbe angestrichen, auch die Riegel im Hause". Um die Feuchtigkeit der untern Räume zu beheben, wurde der „Entresolboden" ob zwei Stuben des Ammanns weggebrochen, der Boden um drei Schuhe erhöht und darunter fünf Schuh tief gegraben und damit ein eigentlicher Keller gewonnen, der bis dahin merkwürdigerweise fehlte.

Im XIX. Jahrhundert ist das Klösterli, — laut Reburbar des Klosters Interlaken von 1745 und 1746 bestehend in „Behausung, Trühl und Spycher, samt dem Baumgärtli oder Mattplätz darbey, wie auch ein Krautgärtli" — in Privatbesitz übergegangen.

Heidenhaus. Tafel 10—11. Bedeutend älter, in der Anlage den Rebhäusern des Seelandes ähnlich, ist das sogenannte „Heidenhaus", ebenfalls ein typisches Herbsthaus, dessen Erdgeschoss durchwegs von Kellerräumlichkeiten eingenommen wird. Das Gebäude besteht deutlich aus zwei Teilen, einem der Dicke der Mauern nach zu schliessen älteren Wohnteil, an den sich ein Speicher mit eingebauten Wohnzimmern und Küche anschliesst. Über die Vergangenheit und Erbauung des Hauses fehlen alle Nachrichten; zwei Kragsteine an der Mauer gegen die Holzlaube sind mit Wappen verziert, wovon das eine das alte Wappen der bernischen Familie Tillier ist. Dieses Wappen, eine aus dem Buchstaben D, einem Kreuz und einer Axt gebildete Form (entsprechend der früheren Schreibweise Dillier oder Dilger) führte genannte Familie bis in die ersten Jahre des XVI. Jahrhunderts und vertauschte es nachher mit einem goldenen Schrägbalken in Schwarz. Das andere Wappen (siehe Abbildung) konnte bis dahin nicht bestimmt werden, möglicherweise ist es dasjenige des Interlakner Propstes Heinrich Blum, magister artium, Propst 1472—73 und wieder 1477—1486. Durch das Tillierwappen wird die Entstehung des vorderen Teiles des Hauses in die letzte Hälfte des XV. oder in den Anfang des XVI. Jahrhunderts verlegt; die gotisch profilierten, zum Teil dreiteiligen Fenster sind etwas späteren Datums und stammen wahrscheinlich erst aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts.

Der Name „Heidenhaus" kommt im Kanton Bern auch an andern Orten vor; damit werden alte steinerne Gebäude auf dem Lande bezeichnet, deren Mauerwerk spätere Generationen römischen („heidnischen") Ursprung andichteten. In den allermeisten Fällen handelt es sich um herrschaftliche Landhäuser aus dem XIV. oder XV. Jahrhundert. Allem nach ist auch dieses Haus ein ehemaliges Herbsthaus des Klosters Interlaken — der aus den Burgunderkriegen bekannte Büchsenmeister Hans Tillier erscheint 1473 als Vogt des dortigen Frauenklosters, — das später in Privathände überging und seine Bestimmung als Rebhaus beibehielt. Im XVIII. Jahrhundert gehörte es als Dependenz eines grösseren Herbsthauses der Familie v. Wattenwyl, dann mit diesem der Familie Fischer, von welcher es ca. 1840 wieder an einen Zweig der Familie v. Wattenwyl und von dieser an die heutige Eigentümerin, Frau v. Mandach-v. Wattenwyl gelangte.

Thun

Tafel 12—23.

Thun (570 m) mit ca. 7000 Einwohnern auf dem rechten Ufer der Aare an deren Ausfluss aus dem Thunersee gilt von alters her als Eingangspforte zum bernischen Oberland. Vermutlich keltischen Ursprungs, war es zur Zähringerzeit Sitz eines gleichnamigen Dynastenhauses, das aber schon im XII. Jahrhundert den grössten Teil seines Besitzes Herzog Berchtold V. von Zähringen verkaufte und in den Ministerialenstand sank. Als Stützpunkt gegen die dem zähringischen Rektorat feindlichen oberländischen Herren soll dieser 1182 auf hohem Felsen das die Stadt beherrschende Schloss erbaut haben. Nach seinem Tode gelangte Thun um 1218 als zähringisches Eigengut an seine Erben, die Grafen von Kyburg. Als Stadt mit einem Schultheissen erscheint Thun erstmals 1239; 1256 erhielt die Bürgerschaft von Hartmann v. Kyburg bedeutende Freiheiten, die 1264 von seiner Witwe Elisabeth v. Chalons durch eine Handfeste bestätigt und hernach öfters erneuert wurden,

Als Bollwerk gegen die im XIII. Jahrhundert im Oberland überhandnehmende Macht Savoyens einerseits, als Gegengewicht gegen das mächtig aufstrebende Bern anderseits, war Thun für die Kyburger von grösster Bedeutung. Öfters dort Aufenthalt nehmend, taten sie alles zur Förderung der Stadt, die rasch zu hoher Blüte gelangte. Um 1300 sollen gegen 70 adelige Geschlechter, meist kyburgische Dienstmannen und Herrschaftsherren der Umgebung daselbst ansässig gewesen sein. Uneinigkeiten im Hause Kyburg führten 1322 zum bekannten kyburgischen Brudermord. In seinem Schloss Thun von der Stadtburgerschaft belagert, musste sich der Mörder Eberhard v. Kyburg an Bern wenden, welches die Stadt einnahm und ihn befreite. Allein infolge zunehmender Schulden musste sein Sohn Hartmann 1375 Schloss und Stadt Thun an Bern verpfänden und schliesslich 1384 zugleich mit Burgdorf der Aarestadt ganz abtreten.

Zur bernischen Landvogtei geworden, behielt Thun seine alten Freiheiten und seine städtische Verfassung, an deren Spitze nun statt des kyburgischen Beamten ein bernischer Vogt mit dem Titel Schultheiss kam. Als Stapelplatz für den grösstenteils auf dem Wasserwege vermittelten oberländischen Warenverkehr behielt der Ort auch für seinen neuen Herrn stets seine Bedeutung; ebenfalls als fester Punkt gegen das auch nach seiner Unterwerfung unter Bern öfters unruhige Oberland. Von 1798—1802 war Thun Hauptstadt des ephemeren Kantons Oberland.

Wie Burgdorf hat sich Thun unter Bern zu einem ausschliesslich städtischen Gemeinwesen weiter entwickelt. Noch im XVI. Jahrhundert hatten mehrere Adelsfamilien daselbst ihren Sitz. Eine rege und behäbige Burgerschaft, welche teilweise im Lauf der Zeit über den eigentlichen Kleinbürgerstand emporstieg, brachte im XVIII. Jahrhundert eine Reihe tüchtiger Ärzte, Theologen, Naturforscher und Juristen hervor. Handel und Manufaktur wurden in Thun weniger betrieben, als z. B. in Burgdorf und im Oberaargau.

Im Jahr 1818 zählte die Stadt mit 446 Haushaltungen 1936 Einwohner.

Auf dem vom Schlossgebäude nicht eingenommenen Teil des Schlossfelsens hatten schon im XIII. Jahrhundert kyburgische Ministerialen Häuser und Hofstätten als Burglehen inne, mit denen gewisse Rechte oder Pflichten, wie Bewachung der Burgtore, Schwellenunterhalt und Mühlenrechte verbunden waren. Mehrere dieser adeligen Sässhäuser gelangten durch Verkauf oder Vergabungen im XV. Jahrhundert an das Kloster Interlaken. Mit dessen Säkularisation kamen diese Gebäude, die schon damals meist Geistlichen zur Wohnung dien-

ten, an die Stadt Bern, welche sie ihrerseits in der Folge zu Pfarrwohnungen oder Schullehrerwohnungen verwendete. Dank ihrer Verwendung für öffentliche Zwecke sind diese bis ins XIV. Jahrhundert oder noch weiter zurückreichenden Hausplätze von späterer Überbauung verschont und auf dem Schlossberg noch einige Häuser erhalten geblieben, deren Gesamtanlage und äusserer Umfang noch ins Mittelalter zurückreichen. Ein ganzes Netz von Gässchen und Treppen verbindet dieselben mit der Unterstadt.

Der älteste Teil der eigentlichen Stadt liegt am Südfuss des Schlossberges an einem Seitenarm der Aare, die sich etwas weiter aufwärts teilt. Die nördliche Häuserreihe desselben lehnt sich zum Teil direkt an den Felsen. Sich der Richtung des Schlossberges anschmiegend, verlängerte sich die Stadt im XIII. Jahrhundert nach Nordwesten zur heutigen Hauptgasse. Daran schloss sich gegen die Aare zu ein weiterer Häuserkomplex an, welcher noch im XV. Jahrhundert die „alte Nüwenstadt“ genannt wird. Alle diese auf dem rechten Aareufer gelegenen Stadtteile gehörten in kirchlicher Beziehung zum Bistum Konstanz. Auf der durch die Teilung der Aare, die sich weiter unten wieder vereinigt, gebildeten Insel entstand ungefähr gleichzeitig ein weiteres Quartier, das Bälliz oder die „Nüwenstadt“, das schon dem Sprengel des Bischofs von Lausanne untertan war. Nebst der heutigen Sinnibrücke verband eine davon etwas aaraufwärts gelegene gedeckte Brücke, die 1719 abgerissen wurde, diese Stadtteile miteinander. Den Übergang auf das linke Aareufer vermittelte die ebenfalls gedeckte Scherzligenbrücke.

Das Thunerbürgerhaus, in kleinen oder mittleren Proportionen angelegt, besteht regelmässig aus einem einzigen Block, mit den Wohnräumen gegen die Strasse. Die Dependenzen und Aborte, zu denen gewöhnlich offene Holzlauben führen, sind auf der Rückseite. Bei den am Schlossberg anstossenden Häusern ist meistens ein kleiner Hof zwischen demselben offen gelassen und die Aborte, Lauben etc. direkt am Felsen angebaut. Fassaden mit vier oder mehr Fenstern Breite gehören schon zu den Ausnahmen. Die Treppen sind gewöhnlich im Innern der Häuser eingebaut.

Auf dem Bälliz haben die Häuser teilweise andern Charakter. Neben dem Schlossberg wurde dasselbe im Mittelalter vom Adel bevorzugt, der sich dort ausserhalb der Enge der Altstadt grössere aus Stein gebaute Wohnhäuser mit Stallungen und Gärten anlegte, von denen z. B. das ehemalige Mayhaus mit schönem Erkerturm (heute Haus Gartenmann) und der äusserlich freilich stark umgebaute Scharnachtalhof (Freienhofgasse Nr. 51 und 53) in seiner Innenanlage noch einen guten Begriff geben. Auch haben sich in diesem Stadtteil noch Gärten und Gebäude mehr landwirtschaftlichen Charakters erhalten.

Die Hauptgassen tragen das Gepräge des XVIII. Jahrhunderts. Die Häuser mit starken Vordächern sind bis auf die Fenster- und Türeinfassungen schmucklos. Die Handfeste von 1264 schreibt jedem Hausplatz eine Breite von 40 und eine Länge von 60 Schuh vor und gestattet den Bürgern vor ihren Häusern steinerne Schwibbögen zu machen und darauf zu bauen. Laut der Stadtsatzung von 1535 verpflichtet sich die Stadt, jedem, der „sich in der Stadt Thun mit Mauren an seinem Hause umbschliesst und sicher thut“, in ihren Kosten die Hälfte des Ziegeldachs, den vorderen oder hinteren Teil nach seiner Wahl zu bezahlen. Ein detailliertes Baureglement bringt die Polizeiordnung von 1830, von dessen Vorschriften folgende kurz erwähnt werden mögen: Die Fassaden der Häuser sollen von Stein oder Mauer (Bruchsteinen) aufgeführt werden, nicht mehr als drei Stockwerke über dem Erdgeschoss haben und vom Erdboden hinweg bis zum Dachgesimse keine 50 Bernschuh übersteigen. Die Fassadenmauern sollen im Erdgeschoss mindestens 24 Zoll dick sein; in jedem höheren Stockwerk dürfen sie um drei Zoll dünner werden. Alles Anbringen von Erkern, hölzernen Lauben, Läublein, Haus- oder Vortreppen, Perrons, Abläufen von Schüttsteinen usw., welche das Alignement unterbrechen, ist verboten; ebenfalls das Anbringen von Strebepfeilern an Häusern, wo keine Lauben sind. Der Boden der Lauben soll mit Platten von gehauenem Sandstein, mit harten Steinplatten oder Aareplättlein besetzt, die Läublein mit währschaften Eisengeländern umgeben sein. Die Firsthöhe der Dächer soll nicht mehr als die halbe Tiefe

des Hauses betragen, die Böschung des Daches 45 Grad nicht übersteigen. Auch bei Häusern mit mehr als 60 Fuss Tiefe soll die First trotzdem die Höhe von 30 Fuss nicht übersteigen. Gewölbte Bohlendächer, sowie Vorscherme mit Giebeln sind nur bei einzelstehenden Gebäuden gestattet, gegen Strasse und Plätze aber verboten. Zur Bedachung sollen ausschliesslich Ziegel, Schiefer oder Metallblech verwendet werden; Stroh- und Schindeldächer werden für die Zukunft kurzweg verboten, ebenso die Verkleidung von Balken, Wänden, Dachgründen usw. damit. Die Vorscherme der Dächer sollen in den offenen Lauben nicht mehr als acht, da wo keine Lauben sind, nicht mehr als drei Fuss über die Fassade hinausragen. Die Brandmauern sollen aus Bruch- oder Mauersteinen gebaut werden und im Keller wenigstens 2½ Schuh dick, in jedem höheren Stockwerk nur drei Zoll dünner sein, so sie über dem dritten Stockwerk noch wenigstens 1½ Schuh dick bleiben. Bögen, Schränke, Schornsteine und dergl. in den Feuermauern einzubrechen, ist unstatthaft. In der Stadt selber dürfen keine neuen Scheunen errichtet werden; zur Errichtung einer solchen am Platz einer alten bedarf es einer spezieHen Bewilligung des Kleinen Stadtrates. Ohne eine solche dürfen weder Heubühnen oder Ställe und Eingänge dazu eingerichtet, noch Bauplätze, Düngergruben oder Abtritts- und Ablaufkasten neu angelegt, vergrössert oder anderswohin auf öffentlichen Boden verlegt werden. Endlich wird noch verboten „die Ringmauer, auf welche Art es immer syn mag, zu beschädigen".

Eine Eigentümlichkeit der am mittleren Teil der Hauptgasse gelegenen Häuser sind ihre gegen die Strasse vorspringenden Untergeschosse, die auf beiden Seiten der Strasse in ihrem Zusammenhang eine Terrasse bilden, auf welcher sich der Fussgängerverkehr abspielt. Diese noch heute z. T. gegen die Strasse halboffenen, vielerorts von Holzständer getragenen Untergeschosse dienten früher als Verkaufslokal oder Werkstatt und vermitteln den Eingang zu den Kellerräumen, welche an diesem am tiefsten gelegenen Teil der Strasse meist zn ebener Erde liegen. Die Verlegung der Kaufläden ins Obergeschoss neben der Haustüre datiert aus neuerer Zeit; die neben dem Hausflur gelegenen Räumlichkeiten dienten vorher zu Wohnzwecken. In mehreren Stadtteilen finden sich Arkaden, sowohl solche mit Steinpfeilern, als solche, die auf einfachen Holzträgern gegen die Strasse ruhen. Eine weder in Bern noch Burgdorf vorkommende Spezialität derselben ist, dass zu ihrer Beleuchtung da und dort die Pfeilermassive gegen die Strassenfront mit schiessscharten-artigen Lichtöffnungen durchbrochen sind, welche u. a. an der aus dem XVIII. Jahrhundert stammenden Strassenfassade des Scharnachtalerhofes auf dem Bälliz zu förmlichen „œils-de-bœuf" ausgebildet wurden.

Häuser auf dem Schlossberg

Tafel 13—15.

Die folgenden Häuser Nr. 70 und Nr. 66 sind ihrem Ursprung nach mittelalterliche Ritterhäuser, von denen im vorhergehenden die Rede war.

Das heutige Pfarrhaus Nr. 70, Tafel 13 — früher im Gegensatz zum andern, zwischen der Kirche und dem Schloss gelegenen Pfarrhaus das „untere Pfarrhaus" genannt — gehörte im XIV. Jahrhundert dem Ritter Hartmann v. Burgistein bis 1388 und gelangte von ihm an seine mit Junker Wölfli Münch v. Münchenstein vermählte Tochter Agnes. Nach ihrem um 1407 erfolgten Tode wurde durch Spruch des bernischen Rates anlässlich der Teilung der burgensteinischen Güter 1408 „das Haus zu Thun unter der Leutkirche beim Kirchweg, genannt des von Burgenstein Haus" zur Hälfte den väterlichen Erben seines Enkels Hartmann Münch, nämlich den Geschwistern seines Vaters, Hans Thüring, Erzpriester zu Basel, und der Susanna v. Blauenstein gebornen Münch einerseits, und zur Hälfte seinen mütterlichen Verwandten Margaretha v. Spins, Gemahlin Johanns v. Bubenberg, und der Frau Anastasia v. Hunwyl, Klosterfrau zu Fraubrunnen, anderseits, zugesprochen. Mit anderen Gütern verkauften die ersteren ihre Hälfte 1411 an Elsbeth v. Rümlingen, Witwe Petermann Buwlis, und an ihre Tochter erster Ehe, Anna v. Velschen, Gemahlin des bernischen Schultheissen Peter-

manns v. Krauchtal, und zwar unter ausdrücklichem Vermerk, dass die andere Hälfte dieser Güter der Frau Margaretha v. Bubenberg geb. v. Spins gehören. Von Anna v. Krauchtal geb. v. Velschen, die 1464 als letzte ihres Hauses verstarb, gelangte das Haus an das Kloster Interlaken, das allem nach auch den ehemaligen Bubenberg'schen Anteil an sich brachte. Seit der Reformation dient es ununterbrochen dem ersten Pfarrer als Wohnung. Das das Landschaftsbild weitbeherrschende Haus mit seinen Treppengiebeln auf der Ost- und Westseite ist auf der Merianschen Ansicht von Thun von 1642 deutlich zu sehen; auf der Südseite scheint sich ein Treppenturm mit Spitzhelm befunden zu haben. 1727 wurde es auf obrigkeitlichen Befehl durch den Werkmeister Abraham Dünz inwendig ganz umgebaut. Zu seinem Devis bemerkt Dünz, „dass zwar die Haubtmauren gut, die Eingebäuw aber schlecht, indem die Fussböden fuhl, die Fänster nichts nutz, auch alles übrige wenig gutes und das gantze Haus offen, ouch eine schlächte Abtheilung darbey", und aus dem Devis selber geht hervor, dass an den alten Hausmauern, mit Ausnahme der Fenster und Türen nichts verändert wurde. Bei diesem Umbau erhielt das Haus die beiden Vordächer auf den Giebelseiten, die auf der Merianschen Ansicht noch nicht zu sehen sind. Von hohem Alter der Mauern zeugen die Rundfenster des Dachgeschosses an den Giebelfassaden. Im Giebel der westlichen derselben ist ein Steinrelief mit drei Wappenschildern — der Form nach, offenbar der Schlussstein eines Torbogens — eingemauert. Die Wappen sind diejenigen des Klosters Interlaken (ein halber Steinbock), des dortigen Propstes Ludwig Ross (ein gezäumtes springendes Pferd) und das dritte, ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, vermutlich das des Johann Dubi von Thun, der 1488 daselbst Schulmeister und Stadtschreiber, 1498 Kirchherr zu Frutigen, 1500 Kaplan des Katharinenaltars zu Thun und nachwärts 1506 Chorherr am Stift zu Bern wurde. Ludwig Ross war Propst zu Interlaken 1486–1496 und testierte 1502 als alt-Propst, so dass dieses Relief aus den Jahren 1488 bis 1496 stammen muss.

Das Innere weist absolut nichts Bemerkenswertes mehr auf und hat seit dem Umbau von 1727 keine wesentlichen Änderungen erfahren. An der Südseite des Hauses, nur durch einen Ehgraben davon getrennt, stösst ein im XIV. Jahrhundert dem Ritter Cunzmann v. Burgenstein gehörendes Haus, das nach der Reformation lange Zeit als Schulgebäude diente.

Das Haus Nr. 66, Tafel 14, an der Stadtmauer beim „Burgthor" war im XIV. Jahrhundert ein Burglehen der Familie v. Scharnachtal und gelangte im XVI. Jahrhundert vermutlich durch Erbschaft, an den bernischen Schultheissen Beat Ludwig v. Mülinen 1521—1597, dessen väterliche Grossmutter Barbara v. Sch. war. Dieser liess das Gebäude zum grössten Teil neu aufführen, und dies zwischen 1578 und 1597, indem über der Haustüre sein und seiner zweiten Gemahlin Anna v. Weingarten (vermählt 1578) Wappen in hübscher Renaissanceskulptur angebracht zind. Noch zu seinen Lebzeiten muss Schultheiss v. Mülinen das Haus veräussert haben, da in seinem Testament keine Erwähnung davon geschieht. In der Folge war es bis ins XIX. Jahrhundert die Wohnung des Pfarrhelfers; gegenwärtig gehört es dem Staat und dient ausser zu Bureaus dem Oberingenieur des I. Kreises zur Wohnung.

Der Grundriss des noch in neuerer Zeit mehrfach umgebauten Hauses schmiegt sich dem an dieser Stelle jäh abfallenden Schlossfelsen an; auf der Südseite hat es dementsprechend mehr Stockwerke als auf der Nordseite. Abgesehen von den mächtigen z. T. gewölbten Kellern auf der Süd- und Westseite, die sich auf einen etwa 3 m über dem Boden stehenden gemauerten Untergrund befinden, dürfte der heutige Bau nicht weiter als in das XVI. Jahrhundert zurückreichen. Die Kellertüre weist auf der Innenseite noch spätgotische Beschläge auf. Auf der Nord- und Ostseite wurden für die Mauern grosse Sandsteinquadern verwendet; eine breit angelegte steinerne Wendeltreppe führt gleich hinter der Haustüre sowohl in die oberen Geschosse, als auch nach unten zum Keller. Dieser ins Haus eingebaute Treppenturm trug noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts ein hohes Spitzdach. Bis auf die vergitterten Fenster der Treppe und das äusserste Fenster an der Nordseite des ersten Stockwerks, wo der Mittelpfosten

entfernt wurde, sind alle Fensteröffnungen neu ausgebrochen worden. Auch die vielfach umgeänderten Zimmer weisen nichts Altertümliches mehr auf. Eine Eigentümlichkeit ist der unten an der Treppe an der Nordseite des Kellers, unter das Haus hindurchführende Gang, durch den man vermittelst teils offener, teils gedeckter Treppen am Schlossfelsen längs der alten Ringmauer in die Unterstadt gelangt. Noch heute öffentlicher Durchgang vermittelte derselbe bis zum 1719 erfolgten Abbruch der gedeckten Aarebrücke oberhalb der Sinni über diese eine direkte Verbindung zwischen der im daranstossenden Freienhof gelegenen „Freiheitsstube" mit der nahe beim Burgtor liegenden Stadtgrenze — ein Umstand, der einige Historiker auf den Gedanken bringt, die nachmalige Helferei möchte die ursprüngliche Burg der Herren von Thun gewesen sein.

Das Haus Nr. 72, Tafel 15, steht jedenfalls auch an Stelle eines alten Burglehens; was am Platz des heutigen Gebäudes stand, konnte bis dahin nicht festgestellt werden. Erbauer desselben ist entweder der „Operator" Johann Ulrich Schrämli, der 1756 aus Wiesendangen (Kt. Zürich) nach Thun zog, dort Ratsherr und 1774 Säckelmeister wurde und 1806 zu Kallnach verstarb, oder dann sein Sohn David Jakob 1762—1804, Kaufmann und 1790—94 ebenfalls Säckelmeister zu Thun. In aussichtsreicher Lage am Schlossberg gelegen, mit ansehnlichem Garten, hat das villenartige Gebäude stets nur zu Wohnzwecken gedient; seine Handlung betrieb David Jakob Schr. unten in der Stadt, wo er das Haus Nr. 59 an der Hauptgasse besass.

Der aus einem Vorder- und einem Hinterhaus bestehende, herrschaftlich angelegte Bau enthielt von jeher zwei Wohnungen. Die grössere umfasst den ersten Stock des Vorderhauses und das ganze Hintergebäude, wo sich im Erdgeschoss Waschküche und Holzhaus, im Obergeschoss Küche und Dienstenzimmer befanden. Eine breite, nach der Hofseite verglaste Gallerie verbindet die Herrschaftszimmer des Vorderhauses mit den Dependenzen. Eine zweite kleinere Wohnung bildete von jeher das Erdgeschoss und das Untergeschoss des Vorderhauses, mit kleiner Küche im Erdgeschoss. Von besonderer Wirkung ist der durch die beiden Gebäude und den unten auf dieser Seite offenen Verbindungsbau gebildete grabenartig angelegte Hof, der gegen die Strasse durch ein ziemlich reiches schmiedeisernes Gitter abgeschlossen wird. Der gesamte Bau zeigt in allen Details, wenn auch einfache, so doch sehr sorgfältige und gediegene Ausführung, die vom guten Geschmack des Bauherrn zeugt. Seiner Natur nach ein durchaus städtisches Gebäude, mit Ausnahme eines Obstgartens ohne irgendwelchen landwirtschaftlichen Betrieb, hat ihm seine zu geschlossenen Gassenanlagen ungeeignete Lage am Schlossberg gestattet, eine Ausdehnung und Formen anzunehmen, wie sie damals nur bei städtischen Landhäusern zu finden sind. Dem Bedürfnis nach Sonne und Licht ist vollste Rechnung getragen; alle Zimmer sind auf der Lichtseite, auch der Hof mit seinen säulengetragenen Loggien ist nach Süden orientiert.

Die Besitzung gehört noch heute den Nachkommen des Erbauers. Durch Architekt Tschaggeny in Thun liess der jetzige Eigentümer Herr A. Schrämli in Bern 1914 einige Umbauten vornehmen, wobei namentlich am Vorderhause ein Anbau mit Aborten und grösserer Küche für die Erdgeschosswohnung angebracht und das Erdgeschoss des Hinterhauses zu einer weiteren kleinen Wohnung eingerichtet wurde.

Der ehemalige Scharnachtalhof an der Freienhofgasse Nr. 51.

(Tafel 16—17).

Das äusserlich zu Ende des XVIII. Jahrhunderts umgebaute Gebäude datiert in seiner Innenanlage noch grösstenteils aus dem XV. Jahrhundert und ist eines der seltenen Beispiele eines grossangelegten städtischen Edelsitzes aus dieser Zeit. In der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts war dieses „Haus und Hof im Rossgarten mit dem Zinken und der Fischenzen dahinter" der Sitz des zu Thun verburgerten und angesessenen Zweiges der Walliserfamilie v. Raron, welchem die obersimmentalische Herrschaft Mannenberg-Reichenstein gehörte. Nach dem um die Mitte des Jahrhunderts

erfolgten Tode des letzten Sprossen dieser Linie, der mit Hans Rudolf Hofmeister von Bern vermählten Barbara v. Raron, gelangte das Haus mit den übrigen raronischen Gütern an ihren mütterlichen Grossvater, den bernischen Schultheissen Heinzmann v. Scharnachtal, der es kurz darauf 1455 seinem Sohn Conrad v. Sch. abtrat. Dieser, Mitherr zu Oberhofen und Schwanden, Ritter, in seiner Jugend am savoyischen Hofe und durch seine Reisen in ganz Europa und Palästina bekannt, nahm in spätern Jahren in diesem Hause seinen ständigen Aufenthalt und liess es mit grossem Aufwand einrichten. Mehrere gotische Getäfer, die von ihm herrühren, sind erst im XIX. Jahrhundert daraus entfernt worden; das schönste, ein Eichengetäfer in maurischem Stil, wurde um 1840 ins Schloss Oberhofen verkauft. Von den Erben des 1472 ledig verstorbenen Ritters Conrad v. Sch. wurde das Haus verkauft und 1489 erscheint als Besitzer desselben ein Andreas Zeender. Nach der Reformation gehörte es Georg May von Bern, einem ehemaligen Geistlichen zu Trub, der sich nachher zu Thun festsetzte und dort in den Rat kam. Nachdem er 1568 kinderlos gestorben war, erbte es sein Bruder Bartlome, der 1537 nach Augsburg gezogen war, dort zu hoher Stellung gelangte und 1576 als Burgermeister verstarb. 1580 wurde es von seinen Erben seiner Nichte Salome May, der Witwe des bernischen Ratsherrn Georg Thormann, und ihren Kindern verkauft. Von da an wechselte der Scharnachtalhof mehrfach Besitzer und kam an Bürger von Thun. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts gehörte er der sehr reichen Familie Rennen, welche die damalige Herrschaft Thieracheren besass. Um die Mitte des Jahrhunderts kaufte ihn der Säckelmeister und Venner Jakob Rubin 1619 bis 1718, von welchem er an seinen Sohn, den med. Dr. Johann Rubin, 1648—1720 überging. Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts war die Familie Deci Besitzerin des Hauses, welche zeitweise eine Bandfabrik darin betrieb und dem Gebäude seine jetzige Fassade gegen die Strasse, wahrscheinlich nach den Plänen des Thuner Stadtwerkmeisters Friedr. Emanuel Anneler, gab. 1911 erwarb es Handelsmann Robert Otto Ernst, der seit 1882 Besitzer des daneben liegenden Hauses Nr. 53 war und beide Gebäude zum Teil inwendig verband.

Im Innern, das im XVII. und XVIII. Jahrhundert mehrfach verändert wurde, verdient namentlich die ursprüngliche breite steinerne Wendeltreppe Beachtung, die in einem gegen den später z. Teil überbauten Hof gelegenen Treppenturm in jedem Stockwerk auf einen grossen Vorplatz führt. Wie aus den mächtigen Kaminen ersichtlich, diente derselbe früher als Küche. Einige Zimmer enthalten noch Kassettendecken und Überreste von Getäfer aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, so besonders ein Saal im ersten Stockwerk gegen die Gasse, mit Ofen aus grünen Reliefkacheln mit Jahreszahl 1600. Besondere Beachtung verdient eine Stuckdecke eines auf der Rückseite gelegenen Zimmers, mit zwei leider unkenntlichen Wappen in der Mitte. Eine ganz ähnliche Gipsdecke enthält ein Zimmer des alten Propsteigebäudes im benachbarten Amsoldingen; derartige Stukkaturdecken, die eine gewisse Ähnlichkeit mit englischen Plafonds aus der Tudorzeit aufweisen, sind in Bernerlanden sonst weit und breit keine zu finden.

Der riesige Dachstock wurde im Innern nie ausgebaut. Der zinnengekrönte Turm der Stadtmauer auf der Rückseite gehört schon seit alter Zeit zum Hause. An der neuen Strassenfassade sind die ovalen Lichtöffnungen in den breiten Laubenpfeilern bemerkenswert.

Das Mayhaus an der Freienhofgasse

Tafel 18—19.

Das Erkerhaus „im Rosengarten“ (früher „Rossgarten“) soll von Junker Hans Jakob May von Bern, 1547—77, Mitherr zu Strättligen, zwischen 1568 und 1576 seine heutige Gestalt erhalten haben. Vermutlich gehörte es schon seinem Grossvater, dem bekannten bernischen Ratsherrn Bartlome May, † 1531, der ebenfalls zu Thun Grundbesitz hatte und 1489 Udel auf seinem Haus an der Tränke im Rossgarten gegenüber der Amtschreiberei verzeigte. Eine Steinskulptur des XVI. Jahrhunderts mit heute unleserlichem Schriftband auf der nordöstlichen

Seite des Erkers über dem im XIX. Jahrhundert dort angebrachten Brunnen zeigt das Wappen der Familie May. Bis ins XVII. Jahrhundert verblieb das Haus einem zu Thun niedergelassenen Zweig dieser Familie, welche im XV. Jahrhundert aus der Lombardei nach Bern gezogen war, sich durch Handel grosses Vermögen und Ansehen erworben hatte und sich im XVI. Jahrhundert ausser zu Thun auch in Aarau und anderen bernischen Landstädten niederliess. Geschäftliche und verwandtschaftliche Beziehungen, welche die May damals nicht nur in der ganzen Schweiz, sondern auch mit dem Ausland hatten, brachten es mit sich, dass die von ihnen im XVI. und XVII. Jahrhundert zu Bern (Kramgasse Nr. 7) und auch anderswo erbauten Häuser oft ganz besonderen Charakter tragen. Fremd anmutend ist bei diesem Thunerhause namentlich das loggienartige, mit einem Holzgitter versehene Obergeschoss des Erkers. Der Kragstein unter dem Erker mit dem die Hände auf die Knie stützenden Mann, der die Last des überragenden Bauteiles auf seinem Rücken trägt, ist ein Motiv, das sich bei dem im XVI. Jahrhundet ebenfalls der Familie May gehörenden Hause mit dem Erker an der Kesslergasse in Bern findet.

Nach dem Absterben der Thunerlinie der May kam das Haus in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts an Thuner Bürger — zeitweise soll es der Tradition nach auch der dortigen Rebleutenzunft gehört haben — und schliesslich 1776 an die Familie Hopf, welche eine Pasteten- und Brotbäckerei darin einrichtete und es bis in neuester Zeit besass.

Der von Hans Jakob May erstellte Bau umfasst nur die nördliche Hälfte des Hauses mit dem Erker; im südlichen Teil sind noch zwei Säle mit gotischen Balkendecken mit zierlichem Masswerk von einem älteren Gebäude erhalten. Diese Säle liegen auf der Rückseite des Hauses und sind heute ohne direkte Beleuchtung; sie erhielten ehedem ihr Licht durch einen offenen Hof gegen die Freienhofgasse, der im XVIII. Jahrhundert überbaut wurde, wobei die langgestreckte Fassade gegen diese Gasse ihr heutiges Aussehen erhielt. Diese Säle dürften noch vom Hause des Bartlome May herrühren. Vom Umbau des XVIII. Jahrhunderts verschont blieben die Fenster des ersten Stockes der Nordfassade mit ihren gotischen Profilen. Von den Innenräumen waren mehrere früher mit Fresken verziert (Weinstock des Noah), die erst um 1810 durch Anstrich der Täferung verdeckt worden sind. Ein Zimmer enthält noch ein hübsches Renaissancegetäfer aus Eichen mit in viereckige Felder eingeteilter Holzdecke. An der einen Längsseite ist ein Büffet mit Giessfassschrank eingebaut, dem gegenüber ein grüner Kachelofen mit Delphinkacheln und Eckkaryatiden, datiert 1619, steht.

Trotz verschiedener im Lauf der Jahrhunderte erhaltener Veränderungen bietet das Haus in seinem Äusseren im grossen und ganzen noch ein gutes Beispiel eines vornehmen Patrizierhauses des XVI. Jahrhunderts.

Bürgerhäuser an der Hauptgasse und an der Freienhofgasse

Tafel 22.

Erbauer des Hauses, **Hauptgasse Nr. 59,** ist Peter Tschaggeny, ein Kupferschmied aus Walliswil, Kirchgemeinde Niederbipp, der 1607 in Thun zum Burger angenommen wurde und 1611 dort in den Rat kam. Sein Wappen — ein Henkelkessel mit daraus hervorwachsender Blume zwischen zwei Kleeblättern — und dasjenige seiner Frau Margarita Schor aus Bern mit der Jahrzahl 1613 befanden sich ehedem an der Fassade über der Haustüre; anlässlich der 1912 erfolgten Verlegung derselben wurde diese Wappenskulptur rechts vom neuen Eingang angebracht. Sowohl an der Fassade zwischen den Eisenklammern über der Fensterreihe des ersten Stockwerks, als auch an einer Fensterkonsole im Vorderzimmer desselben befindet sich das Datum 1614; diese beiden Daten lassen auf eine zweijährige Bauzeit schliessen.

Bis in neuester Zeit hat das Gebäude, ein Beispiel eines Wohnhauses eines wohlhabenden Thunerbürgers aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, wenig Änderungen erfahren. Beachtenswert ist besonders die Giebelfassade mit ihren Reihenfenstern; Häuser mit dem Giebel gegen die Strasse sind in diesem Kantonsteil äusserst selten. Ursprünglich enthielt das Erdgeschoss

zweifellos die Kupferschmiede des Erbauers — dieser Teil der Hauptgasse hiess bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts Kupfergasse — später wurde es zum Verkaufsladen umgewandelt. Der in der Mitte befindliche Hausgang führte direkt zum Treppenturm auf der Rückseite des Hauses, wo sich ein kleiner Hof befindet, dessen Rückwand durch den steil herabfallenden Felsen des Schlossbergs gebildet wird. An demselben sind ursprünglich offene, jetzt zum Teil eingeschlossene, als Holzhaus, Trockenräume und dergl. dienende Galerien angebaut, die sich zu einer Höhe von drei Stockwerken erheben und mit dem Hauptgebäude auf der Ostseite durch Lauben verbunden sind, in denen die ebenfalls an den Felsen angebauten Aborte liegen. Von der obersten dieser Lauben gelangt man in der Höhe des dritten Stockwerks unmittelbar auf den Abhang des Schlossbergs ins Freie. Laut mündlicher Tradition soll das Haus gegen Westen ursprünglich freigestanden sein und daselbst ein Gässlein zur Kirche hinaufgeführt haben. Was dies einigermassen glaubhaft macht, ist der nicht ganz klare Grundriss des Gebäudes auf dem Fisch'schen Stadtplan von 1813.

Wie lange das Haus bei der Familie Tschaggeny, in der Folge eine der einflussreichsten Thunerfamilien, verblieb, ist unbekannt. Am Anfang des XIX. Jahrhunderts gehörte es dem Negotianten und ehemaligen Säckelmeister David Jakob Schrämli. Nach mehrmaligen Handänderungen gelangte es 1861 von der Witwe des Joh. Georg Schönberg an den Glaser Peter Fidel Dursei aus Uri. Seine Erben verkauften es 1911 an Herrn Gottfried Oesch-Kohler, der 1912 durch Architekt Lanzrein das ganze Erdgeschoss umbauen und den Hof durch ein Glasdach eindecken liess. Hierbei fand eine Verlegung des Eingangs auf die linke Hausseite statt; die alte eichene Haustüre, die wie bei vielen Bauernhäusern aus einem oberen und einem unteren Teil bestand, wurde zu einem Stück vereinigt und mit dem ehemaligen Oberlicht am neuen Eingang angebracht. Die Wendeltreppe wurde unten bis zum ersten Stockwerk abgebrochen und der Zugang zu ihrem oberen Teile durch eine gerade Treppenanlage vermittelt. Sämtliche Innenräume sind modernisiert.

Das schmale und niedrige, bis auf die Scheidemauern zum grossen Teil aus Rieg erbaute **Haus Nr. 58** an der Freienhofgasse auf dem Bälliz steht mit seiner Rückseite am Platz der alten Stadtmauer. Mit seinem Gemüsegärtchen, das an ehemalige Baumgärten und Wiesen stösst, hat es schon den Charakter eines Vorstadthauses. Im übrigen entspricht es dem Typus von Kleinbürgerhäusern, der sich auch in Bern und Burgdorf wiederfindet, nur dass dort mit dem Wachsen der Bevölkerung die Zahl der Stockwerke vermehrt werden. Von seinem Alter zeugen die beiden eichenen Pfosten mit dem Unterzug aus gleichem Material, auf welchem die Strassenfassade über der Laube ruht. Diese Pfosten sind an den Kanten mit Auskerbungen verziert. Auch die Fensterbretter und Umrahmungen sind hölzern. Das ganze Gebäude wird durch einen langen Gang durchquert; eine nach dem gewaltigen Dachraum offen liegende Holztreppe in der Mitte des Hauses führt zu den oberen Geschossen. Seine heutige Gestalt und Einteilung mag das Haus im XVI. oder XVII. Jahrhundert erhalten haben; die weitgehende Verwendung von Holz schliesst eine spätere Entstehungszeit aus. Seiner Bestimmung nach muss es von Anfang an die Wohnung eines kleinbürgerlichen Handwerkers gewesen sein; zur Ausübung des Gewerbes dienten die Räume des Erdgeschosses. Dadurch, dass zum Hause einiges Kulturland gehört, hat es in seinem Innern einen gewissen ländlichen Anstrich (Vorratsräume im Dachgeschoss) erhalten. Gegenwärtiger Besitzer ist Herr Christian Beetschen.

Das Rathaus.

Tafel 20—21.

Die älteste Anlage zu diesem Gebäude stammt aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Nachdem im XV. Jahrhundert das damals schon alte Rathaus abgebrannt war, wurden laut Seckelmeisterrechnungen der Stadt Thun 1514 „die Hölzer uf das Rathus gezogen" und 1544 stiftete der Rat von Bern den Thunern „M (einer) H (erren) Wappen in ir gross Ratstuben". Die 30 dazwischen liegenden Jahre mögen ungefähr die Zeit

des Baues begreifen. Aus dieser Zeit mögen noch die gewaltigen, eichenen Stützen und Unterzüge des Erdgeschosses und die Spitzbogen in der Laube herrühren.

Aus dem Jahr 1585 stammt der seit 1762 mit einer etwas plumpen, viereckigen Haube bedeckte Archivturm an der Nordostseite des Gebäudes. Die Ursache zum Bau desselben war ein kurz nach Neujahr dieses Jahres entdeckter Einbruchdiebstahl im Gewölbe der alten Leutkirche, wo die Gelder und Urkunden der Stadt aufbewahrt wurden. Als Täter wurde der junge Hans Solothurnmann (Soltermann) ermittelt; der Bärenwirt Steffan Möckli, Ludi Rieder und andere Thuner verfolgten ihn und konnten ihn in St-Blaise im Neuenburgischen festnehmen. Am 29. Januar wurde der Dieb in Thun hingerichtet; seine unbefugte Gefangennahme auf Neuenburger Gebiet zog grosse Verhandlungen nach sich. Infolge dieses Vorfalls beschloss man den Bau eines feuer- und diebessichern Gewölbes; da im Rathaus selber kein Platz war, wurde der turmartige Anbau dazu errichtet. Zur grösseren Sicherheit wurden die Gewölbe mit dicken Mauern, festen Türen und komplizierten Schlössern versehen, die heute noch wohl funktionieren. 1588 wurde der „neugmacht Helm uf dem Gwelb" eingedeckt und nach geheimer Ratsitzung die Gelder in diese Gelasse verbracht, wo später noch die Waffen der Stadt und Beutestücke des „Thuner Fähnlein" Unterkunft fanden. Ein Thunerwappen mit dem Datum 1585 über dem Fenster des ersten Stockwerks, sowie ein Doppelwappen über der Innenseite der Eingangstüre mit dem Steinhauermonogramm HW erinnern an das Baujahr.

1685 fand ein durchgreifender Umbau des Rathauses statt; die Angabe des Thuner Chronisten Schrämli, bei dieser Gelegenheit sei das Gebäude von Grund auf ganz neu gebaut worden, ist aber nicht zu belegen. Im grossen und ganzen wird der Bau damals seine heutige Gestalt erhalten haben; die Fenster des zweiten Stockwerks sind aus späterer Zeit. Das durch eine neuere Umrahmung in seiner Wirkung stark beeinträchtigte, in Stein gehauene, von zwei Löwen gehaltene Stadtwappen unter dem zierlichen Uhrturm verewigt das Baujahr, unter demselben ist ein kleinerer Stein in der Fassade eingelassen mit der Inschrift „Ward erbauet durch Her Johannes Seider, der Zeit Seckelmeister", worunter das Wappen Seider oder Syder (in Gold von zwei Rosen begleiteter, springender, schwarzer Widder) ebenfalls mit der Jahrzahl 1685. Wegen dieses Umbaus geriet Säckelmeister Syder nachträglich in Streit mit der Stadt Thun; der damalige Schultheiss Carl Manuel entschied aber zu seinen Gunsten. Die Stadt blieb ihm 8520 ℔ schuldig.

1762 fanden nochmalige Änderungen und Reparaturen statt, die sich aber vorwiegend auf die innere Ausstattung der Räume bezogen, sowie auf die Neubedachung des Archivturms. Bei dieser Gelegenheit mögen auch die Fenster des zweiten Stockwerks ihre heutige Gestalt erhalten haben. 1903 wurde die Aussenseite des Gebäudes restauriert.

Das Erdgeschoss des rechteckigen Baues, an dessen Nordseite das städtische Schlachthaus angebaut ist, besteht aus Kellern, von denen ein Teil zum Spritzenmagazin und zu Räumlichkeiten für die Polizei umgewandelt ist. Die oberen Stockwerke, zu welchen man vermittelst zweier Treppen gelangt, werden heute zu Bureaus der bürgerlichen Behörden benutzt und tragen ganz den Stempel der Renovationen von 1762. Einzig das Zivilstandsamtszimmer auf der Ostseite des ersten Stockwerks hat noch einigermassen den Charakter des XVII. Jahrhunderts; von 1685 mag auch noch das massive, eichene Geländer der bis zum Dachboden offenen Treppe zu den Archiven herrühren. Das hübsche, schmiedeiserne Geländer der Osttreppe, sowie Beschläge an verschiedenen Türen sind jedenfalls von 1762. Von den Zimmern sind die nach hinten gelegenen Gemeinderats- und Bürgerratssäle beachtenswert. Ersterer enthält ein zwar einfaches, aber gefälliges, weiss angestrichenes Rokokogetäfel, das durch die zart nilgrüne, mit Goldfilets erhöhte Bemalung der Einfassungen sehr elegant wirkt; die ebenfalls getäfelte Decke enthält im cartouchenartigen Mittelstück ein gemaltes Stadtwappen. Durch einen Gang davon getrennt ist der mit einem dunkel gebeizten Getäfer und ebensolcher Decke versehene Burgerratssaal, dessen eine Wand der beiliegende Querschnitt zeigt. Durch

leichte, rote Bemalung der inneren Panneauleisten wird deren Gesamtlinie wirkungsvoll gehoben. Auch in diesem Saal ist im Mittelstück der Decke das Thunerwappen (in rot ein silberner Rechtsschrägbalken mit goldenem Stern in der oberen Ecke) eingemalt.

Der zwischen dem Burgerratssaal und der Treppe zum Archiv im Vorplatz eingebaute Raum diente früher als Küche.

Die Hinterfassade des Gebäudes ist schmucklos, einige grössere Fenster besitzen Kreuzstöcke.

Hoffenster im 1. Stockwerk im ehemaligen Haus der Familie von Velschen.

II. UNTEREMMENTAL UND OBERAARGAU

Burgdorf

Tafeln 24—32.

Burgdorf (536 m), gewerbreiche Stadt mit 8500 Einwohnern, liegt auf einem Felsrücken am linken Ufer der Emme bei ihrem Ausfluss aus dem eigentlichen Emmental. Der nach Norden jäh abfallende Felsen, der mit einem alten Zähringerschloss gekrönt ist, beherrscht den Ausgang des Emmentals ins Mittelland und in den Oberaargau.

Eine strategische Gründung der Zähringer, wird Burgdorf 1175 erstmals urkundlich als Stadt erwähnt. Als Eigengut dieses Herzogshauses gelangte es nach seinem Aussterben an die Grafen v. Kyburg-Dillingen und nachwärts an deren Erben, die Grafen v. Kyburg-Habsburg. Eberhard I. von Habsburg und seine Gemahlin Anna v. Kyburg, die Erbin eines Teils der alten Zähringergüter, gaben 1273 den Burgdorfern ihre erste Handfeste, eine Nachbildung des Freiburgerstadtrechts, welche von ihren Nachfolgern des öftern bestätigt und vermehrt wurde. Wie Thun, gelangte Burgdorf unter der kyburgischen Herrschaft zu hoher Blüte; eine ganze Anzahl adeliger Familien siedelte sich daselbst an, und 1328 wurde die Stadt kraft kaiserlicher Bewilligung zur kyburgischen Münzstätte erhoben. Allerdings erfreute sich die daselbst geprägte Münze keines guten Kurses und gab zu Reibereien mit Bern Anlass. Zunehmende Schulden zwangen die Kyburger, ihre bisherigen Allodien, die Städte und Herrschaften Burgdorf, Thun und Oltingen 1363 um 12000 Goldgulden an Österreich zu verkaufen und von diesem als Lehen zurückzuempfangen. 1383 wurde Burgdorf anlässlich des zwischen Kyburg und Bern ausgebrochenen Krieges von der Aarestadt, wiewohl vergeblich, sechs Wochen lang belagert; ihrem Ruin entgegensteurend, mussten aber die Grafen v. Kyburg, nachdem sie schon 1375 Thun den Bernern verpfändet hatten, diesen 1384 auch Burgdorf mit einigen ihnen noch zustehendan Rechten an Thun um die hohe Summe von 37,800 Goldgulden abtreten. Mit einem aus der bernischen Burgerschaft gewählten Schultheissen an Stelle des früheren kyburgischen Amtmanns an der Spitze seiner städtischen Behörden, blieb Burgdorf nun über 400 Jahre lang bernische Untertanenstadt — ein Verhältnis, dem erst das Jahr 1798 ein Ende machte.

Unter der sicheren und ruhigen Oberherrschaft Berns, welche zwar zunächst den Wegzug der meisten Adelsfamilien mit sich brachte, nahm der materielle Wohlstand der Bürgerschaft dermassen zu, dass diese schon im XV. Jahrhundert nach dem Vorbild ihrer gnädigen Herren und Oberen die Herrschaften Grasswil, Thörigen, Rütschelen, Lotzwil u. a. m. an sich brachte und sich daraus ein eigenes kleines Untertanengebiet schuf. Durch Manufakturen und sonstigen Handel reich geworden, sonderten sich im XVII. Jahrhundert eine Anzahl Familien zu einem Stadtpatriziat aus, wie denn auch die ganze städtische Verwaltung sich zu einem Miniaturabbild der bernerischen ausgestaltete. Den ruralen Charakter, der fast allen anderen Städtchen des Kantons eigen ist, hat Burgdorf schon seit langer Zeit vollständig abgelegt; seit dem XVI. Jahrhundert hat sich der Burgdorfer durchaus als „Städter“ im Gegensatz zum Bewohner und Bebauer des offenen Landes gefühlt — ein Faktor, der naturgemäss in der Bauweise der Häuser seinen Ausdruck findet.

Die ältesten Stadtteile bilden die am Fuss des eigentlichen Burghügels gelegenen, von Süden nach Norden orientierten Hohegasse und Rütschelengasse, an welcher sich die Hofstadt, der untere Teil des Kirchbühls und auf der anderen Seite der „Alte Markt“ angliederten. Am Ende des XIII. Jahrhun-

derts entstand unten am Nordabhang des Burgfelsens und dieses alten Stadtkerns als neues Quartier unter der Bezeichnung „Holzbrunnen“ die heutige Unterstadt. Bei der Bestätigung der Handfeste durch Graf Hartmann v. Kyburg im Juni 1300 wurde deren Geltungsgebiet ausdrücklich auf die kürzlich erbaute „neue Stadt genannt Holzbrunnen“ ausgedehnt; das gleiche geschah 1322 für den „Alten Markt“, der aber als Markt- und Sammelplatz, sowie als Zufluchtsstätte und Vorwerk des Schlosses auch später nie überbaut wurde. Mit der Einverleibung dieser Quartiere in den eigentlichen Stadtbezirk erfolgte auch eine Erweiterung der Burgmauern, innerhalb welcher in der Folge in der Oberstadt noch der verlängerte Kirchbühl, die Pfistern und die Schmidengasse gebaut wurden. Von dem mit Türmen bewehrten Mauergürtel geben namentlich die Merianschen Prospekte von 1654 ein gutes Bild.

Die Handfeste von 1273 verordnete, dass jede Hofstadt eine Breite von 40 und eine Länge von 60 Fuss haben und der Herrschaft 12 Pfenninge jährlichen Zinses entrichten solle; ausserdem gestattet sie den Bürgern, vor ihren Häusern steinerne Bögen zu errichten und darüber zu bauen — der Grundstein zu den späteren Lauben. Die Stadtsatzung vom 16. Januar 1622 verbietet, ohne Erlaubnis von Schultheiss und Rat ein Haus zu verändern, oder auf freien Plätzen Neubauten zu erstellen, bei einer Busse von 5 ℔ ß. Bei 10 ℔ Busse sollen alle Neubauten mit Ziegeln gedeckt werden. Die Stärke der Grundmauern wird bis zum ersten Stockwerk auf 3 ½ Werkschuhe, für die oberen Geschosse auf 2 Schuh festgesetzt. Vor den Häusern soll man keine Schweineställe und Holzhäuser errichten, Anbauten an die Ringmauern sind ebenfalls verboten — ein Verbot, das freilich nie befolgt wurde. Bis in neuester Zeit ist Burgdorf oft von Feuersbrünsten heimgesucht worden, so dass ältere Gebäude als solche aus dem XVIII. Jahrhundert nur in geringer Zahl übriggeblieben sind. Schon 1388 wurde fast die ganze Unterstadt eingeäschert; 1599 fiel die eine Strassenseite des Kirchbühls vollständig dem Feuer zum Opfer. Am 13. April 1706 verzehrte ein Brand den grössten Teil der Schmiedengasse, im ganzen 45 Häuser. Im August 1715 wurden in der Unterstadt 52 Häuser, 19 Scheuren und 25 Schweineställe ein Raub der Flammen; verschont blieb nur die Häuserseite vom Spital bis zum alten Wynigertor, die alte Gerbernzunft und die „obere“ Mühle. Es sind dies enorme Zahlen angesichts der Tatsache, dass 1740 die obere Stadt 136, die untere 52 Häuser zählte. Nach dem Brande von 1715 spendete die Obrigkeit namhafte Beiträge in Geld und Bauholz, schloss aber alle die Beschädigten von jeglichem Anteil an der Brandsteuer aus, welche ihre Häuser nicht nach der vom bernischen Bauherrn Emanuel Rodt vorgeschriebenen „Regularität“ aufbauen würden! Der Feuersgefahr wegen wurden alle Scheuern nun ausserhalb die Stadtmauer verlegt — eine für den Häusertypus durchgreifende Neuerung — und an der Ringmauer 1717 eine Inschrift angebracht „Mühle, Ringmauer, Thürme und Thor mussten hier vor 2 Jahren in dem Heu- und Scheurenbrand jämmerlich zu Grund gehen; darum soll die Burgerschaft dieses stete Gesetz bewahren: An der Ringmauer soll kein Bau nimmermehr angefüget stehen“. Zu diesem Wiederaufbau wurden nun fast durchwegs Sandsteinquadern verwendet, welche man in der nahen Gysnaufluh brach. Das grösste Brandunglück befiel die Stadt am 27. Juli 1865; dabei wurden 58 Firsten, worunter der Kirchturm bis zum Glockenstuhl eingeäschert.

Die meisten Häuser — mit Ausnahme derjenigen in der Unterstadt und an der Ostseite der Rütschelengasse, — sind in die Tiefe gebaut, und haben zwei Strassenfassaden, jede mit besonderem Eingang. Die Treppe liegt in der Regel in der Mitte des Gebäudes. Die grösseren Häuser werden gewöhnlich durch einen Hof, dessen eine Längsseite durch einen Verbindungsgang eingenommen wird, in ein vorderes und hinteres Gebäude, jedes mit seiner eigenen Bedachung, getrennt. Die Fassaden, aus Sandstein oder aus Kalkverputz, haben selten mehr als drei Fenster Breite. In verkleinertem Massstab haben die Burgdorfer Häuser, sowohl in ihrem Äusseren als in ihrer inneren Einteilung fast alle den Typus der stadtbernischen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Dazu tragen auch die Lauben bei, die sich in den meisten Gassen vorfinden. Wie in Bern, erfolgt der Eingang zum Keller

vielfach an der Aussenseite der Laube von der Strasse aus.

Haus zum Ochsen

Tafeln 24—26.

Durch seine geradezu monumentale Seitenfassade aus Sandsteinquadern gegen die Rütschelengasse zeichnet sich das Eckhaus der Schmiedengasse aus. Am Platz zweier früherer Häuser, von denen jedes in der Breite den Laubenbögen der Nordfassade entsprach, stammt es in seiner jetzigen Gestalt im grossen und ganzen aus dem Ende des XVI. oder aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Die Wucht des Daches hat allerdings durch die im folgenden Jahrhundert eingebauten Mansardenfenster eine Milderung erfahren. Auch an der Seitenfassade sind Fenster vergrössert und zum Teil neu ausgebrochen worden; aus einer späteren Epoche rühren ebenfalls die Fenstereinfassungen der Nordfassade her. Über den Fenstern des Erdgeschosses in der Laube sind in Stein gehauene Engelsköpfe, wie sich solche im Innern des gegenüberliegenden um 1634 erbauten Grosshauses vorfinden. Die in die Mitte des Baues verlegte Wendeltreppe erhält ihr Licht durch einen schmalen Hof, an dessen östlicher Längswand offene Lauben zu den Aborten führen. Ausser einigen Türen weist das Innere nichts Beachtenswertes mehr auf, indem die Zimmer jeweilen den fortschreitenden Lebensbedürfnissen entsprechend eingerichtet worden sind. Der gewaltige Dachstock war als Vorratsraum und Warenlager bestimmt; ein angesichts der engen Treppe im Giebel der Seitenfassade angebrachtes Aufzugstor ermöglichte die Beförderung grösserer Warenballen in denselben. Die in grauen und bläulich-weissen Tönen gehaltene Bemalung der Dachuntersicht ist ein typisches Muster von bernischem Handwerkerrokoko, dessen unbeholfene Zeichnung durch geschickte Farbenanwendung eine ganz gute Wirkung hervorbringt.

Im XVI. Jahrhundert stand an Stelle des Hauses der Gasthof zum Ochsen, und sein Wahrzeichen, ein hölzerner Ochse, wurde noch bis vor wenig Jahren an der nördlichen Fassade des heutigen Gebäudes als Hauszeichen beibehalten, nachdem es längst aufgehört hatte, seiner anfänglichen Bestimmung zu dienen. Als Ochsenwirte erschienen 1534 der Venner Jakob Iseli, 1558 Jakob Iseli und 1563 des Venners Sohn Hans; von 1600 an findet sich der Gasthof zum Ochsen nicht mehr in den Stadtrechnungen. Ungefähr seit 1670 gehörte das Haus der in Burgdorf seit 1624 (auch in Bern seit 1640/95) verbürgerten Familie Leuw, deren Mitglieder durch Wein- und Tuchhandel zu bedeutendem Reichtum gelangten, in ihrer Stadt im XVII. und XVIII. Jahrhundert eine führende Stellung einnahmen und dem Gebäude seinen Typus einer burgdorfischen Grosskaufmannswohnung gegeben haben. Letzter Besitzer aus diesem Geschlecht war der Bürgermeister und Weinhändler Jakob Leuw (1765—1833), welcher den „Bären“ erwarb und 1824 das alte Familienhaus an Franz Jakob Schnell verkaufte. Dieser, geb. 1789 und gestorben 1860, war der grösste Grundbesitzer Burgdorfs und betrieb eine weithin bekannte Manufakturwarenhandlung. Sein Sohn Franz, Gründer der Brauerei Steinhof, veräusserte das Haus 1877 an den Kaufmann J. Marty, dessen Sohn Franz Marty heutiger Eigentümer ist und den Laden im Erdgeschoss 1914 nach den Plänen von Architekt A. Brändli umbauen liess.

Häuser des XVI. Jahrhunderts an der Hohengasse

Tafel 26.

Die Häuser Nr. 9 und Nr. 11 der Hohengasse gehören zu den wenigen Gebäuden der Oberstadt, die in ihrer Innenanlage und äusseren Gestalt ins XVI. Jahrhundert zurückreichen und seitdem fast keine Veränderungen erfahren haben dürften. Sie sind zum grössten Teil aus Mauerwerk und Rieg erbaut, unter weitgehender Verwendung von Holz. Aus Sandstein sind die schmucklosen Reihenfenster mit den durchlaufenden Gesimsen. In den Lauben tritt noch heute die ursprüngliche Holzdecke mit den Unterzügen offen zu Tage; auch die Pfeiler sind teilweise aus Holz. Der Hausgang durchquert das ganze Haus und mündet auf der Rückseite auf die steil abfallende, unbebaute Kronenhalde,

die wohl erst durch eine der im XIII. Jahrhundert vorgenommenen Erweiterungen der Stadtbefestigungen, dem eigentlichen Stadtbezirk einverleibt wurde. Durch diesen langen Gang erhält der untere Teil der Treppe ihr Licht; in ihren oberen Teilen wird diese nur indirekt durch die ebenfalls nicht direkt beleuchteten und belüfteten Mittelräume des Hauses erhellt. Als eigentliche Wohnräume dienten vordem nur die Gemächer des oberen Stockwerks; neben der Haustüre in der Laube befand sich die Werkstatt oder ein Laden. Noch im XVIII. Jahrhundert befanden sich im Erdgeschoss unter der Laube, da wo sich jetzt Kaufläden befinden, Stallungen und Kellerräumlichkeiten. Die Verlegung der Laube auf die Höhe des ersten Stockwerks hat ihre Ursache im starken Gefälle der Strasse, deren Ostseite, wo sich die beiden Häuser befinden, zum ältesten Stadtkern gehört.

Nr. 9 gehörte Ende des XVIII. Jahrhunderts einer Witwe Schöneberger, und 1816 ihren Töchtern, die das Haus dem Negotianten Friedrich Hauser verkauften. Von ihm erwarb es der Lederhändler J. F. Gammeter-Regli, dessen Erben es 1908 an die Gebrüder David und Salomon Walch veräusserten; im gleichen Jahre liessen dieselben den Laden im Erdgeschoss in seine heutige Gestalt umbauen.

Die älteren Besitzer von Nr. 11 konnten ebenfalls nicht ermittelt werden; um die Wende des XVIII. Jahrhunderts besass es Johann Ebersold, dessen Bruder Samuel Wilhelm 1821 Pfarrer am Münster in Bern wurde. Nachher kam es an J. Laban, dann an den Kaufmann Friedrich Marti von Alchenflüh, an die Gebrüder Stettler und schliesslich 1897 an Frau Walch-Battegang, welche in diesem Jahre durch die Architekten Gribi & Co. den Laden des Erdgeschosses einrichten liess.

Haus Metzgergasse Nr. 19

Tafeln 27 und 33.

Ein von den Stadtbränden verschont gebliebenes Gebäude der Unterstadt ist das Haus Nr. 19 an der Metzgergasse, heute Eigentum von Bierbrauer Max Christen. Das danebenstehende Haus Nr. 17 trägt die Jahreszahl 1591; mit seinen gleichartigen Reihenfenstern aus Sandstein — am Sockel ihrer Gewände sind noch teilweise einfache Renaissancemotive sichtbar — und durchgehenden Simsen wird auch Nr. 19 um diese Zeit erbaut worden sein. Im Gegensatz zu den aus dieser Epoche noch erhaltenen Häusern der Oberstadt ist sein Grundriss ein mehr rechteckiger. An diesem Platz stand 1500 das Haus des Ulli Widmer; 1553 erscheint Hans Böhni als Besitzer, der in der Bürgermeisterrechnung von 1558 als Wirt figuriert. Es ist indessen nicht anzunehmen, dass das jetzige Gebäude, über dessen Schicksale bis ins XIX. Jahrhundert alle Nachrichten fehlen, als Wirtschaft gebaut worden ist. 1853 besass es der Zuckerbäcker Karl Preisig. Im gleichen Jahr wurde er von der Gerbernzunft, welcher das gegenüberstehende Haus Nr. 18 gehört, zu ihrem Zunftwirt erwählt und im Anschluss daran das auf letzterem Hause bestehende Wirtschaftsrecht auf sein Wohnhaus übertragen. Gleichzeitig wurde auch das Wahrzeichen der Gerber, der Löwe, eine vortreffliche Arbeit des XVI. Jahrhunderts, vom alten Zunfthaus entfernt und an der Fassade des neuen Stubenwirtes angebracht. Bei der Auflösung der Gerberzunft verkaufte diese 1864 ihr altes, 1829 von der Regierung bestätigtes Wirtschaftsrecht dem genannten Preisig, unter dessen Nachfolgern das Haus stets als Wirtschaft diente.

Ansichten von 1830 (Plan und Profil der 1829/30 erbauten Staldenbrücke) und von 1850 in J. F. Wagners XII Ansichten von Burgdorf stellen das Gebäude noch ohne Zunftzeichen und mit den alten, zum Herunterklappen eingerichteten Holzfensterläden an den beiden Fenstern des Erdgeschosses dar.

Das Fankhauser'sche „Grosshaus"

Tafeln 28—30.

Dieses stattlichste Burgdorfer Wohnhaus, den Nordostabschluss des Kirchbühls gegen die Hohe Gasse und den südlich daran gelegenen Platz bildend, zeugt vom Wohlstand und Kunstsinn, der schon im XVII. Jahrhundert in der Bürgerschaft von Burgdorf herrschte. Der in seinem Äussern mit Ausnahme der Fassade gegen den Kirchbühl

und des Erdgeschosses wenig veränderte Bau ist die Wohnung eines Grosskaufmanns. Als Warenlager diente einerseits das geräumige Dachgeschoss, anderseits der gedeckte Hof links neben dem Eingang der Hauptfassade gegen den Platz der Südseite. Dass dieser Hof, der zu dem in der Mitte des Hauses befindlichen Treppenturm führt, und der auf zwei Seiten in jedem Stockwerk mit offenen Galerien versehen ist, von Anfang an gedeckt war, beweist die einheitliche Gestalt der Fassade, die mit ihren durchgehenden Simsen und gekuppelten Fenstern dem XVII. Jahrhundert angehört. Zur besseren Beleuchtung des Hofes und des darin eingebauten Treppenturms sind die hintersten Fenster zu dreiteiligen Reihenfenstern erweitert. Ihr gotisch profiliertes Gewände ist mit schuppenartiger Verzierung versehen — ein westschweizerisch anmutendes Motiv, das sich in Burgdorf noch da und dort findet.

Das Haus steht an Stelle zweier Häuser, von denen das äusserste 1364 Sässhaus des Ritters Heinrich von Erolswil, 1567 von Ulrich Fankhauser und seinem Schwager Jakob Lyoth dem Hans Rust abgekauft wurde. Der heutige Bau scheint vom Burgermeister David Fankhauser 1629 begonnen und von seinem Sohn Jakob 1605—1657, Tuch- und Weinhändler, Hauptmann im ersten Vilmergerkrieg 1656, beendigt worden zu sein; in der Familie Fankhauser, nebst den Leuw, Dürr und Kupferschmid die einflussreichste von Burgdorf, hat sich das Haus bis zum heutigen Tag fortvererbt.

Im Innern verdient namentlich ein Prunkzimmer mit reichem Renaissancegetäfer und kräftiger Kassettendecke aus verschiedenen Holzarten, mit Jahrzahl 1636, Beachtung. Ein grosser, z. T. verbauter Festsaal im obersten Geschoss, mit bemalten Wänden und Fensternischen zeigt an der reich bemalten Balkendecke inmitten von Relief-Medaillons mit Köpfen aus der griechischen Mythologie in grünem Blätterkranz einen von einem Engel gehaltenen Wappenschild geviertet mit Wappen Fankhauser und Jenner: ein Schild, der sich auf obigen Hauptmann Jakob F. bezieht, der mit Maria Jenner von Bern vermählt war. Auch in andern Zimmern des Obergeschosses ist auf dem Kalkverputz der Wände und den Balken der Decke die ursprüngliche Bemalung erhalten geblieben. Die Wände des einen sind mit den gleichen, von Masken gehaltenen Fruchtguirlanden, wie der Festsaal geschmückt; die einfach gehaltene Decke ist hellblau mit indischroten Einfassungen und weissem Sternendekor. Eine Kammer weist eine ebenfalls hellblaue Decke mit gelb und rot bemalten Balken auf. Eine derartige Bemalung der Wände und Decken, soweit erstere nicht vertäfert waren, war in Bern im XVII. Jahrhundert sehr beliebt; ähnliche Beispiele sind namentlich in einem Herrenstock in Nieder-Bottigen bei Bümpliz, in Rüfenacht bei Gümligen und da und dort, freilich nur noch spurweise, in Stadthäusern zu finden.

Bis auf verschiedene Türen mit Eselsrücken und den Fenstern sind die meisten Räume des massiv aus Sandstein erbauten Hauses heute modernisiert. Namentlich das Erdgeschoss, in welchem sich seit 1832 die Buchhandlung Langlois befindet, hat mehrfache Umbauten erfahren.

An der Rütschelengasse und Hofstatt

Tafeln 31—32.

Zwei für Burgdorf ganz ungewöhnliche Hausanlagen mit auf der Strasse hinausgebautem Treppenturm sind die aneinanderstossenden Gebäude an der Südseite des von der Rütschelengasse und der Hofstatt eingeschlossenen Häuserkomplexes gegen das sogen. „Milchgässli". Wahrscheinlich hat da einmal eine Teilung eines einzigen Hausplatzes stattgefunden und den beiden Eigentümern wurde bewilligt, ihre wegen Platzmangel nicht gut im Innern der Häuser anzubringenden Treppen ausserhalb derselben in die Gasse hineinzubauen. Denkbar ist es freilich auch, dass einmal zur Öffnung des Milchgässli ein danebenstehendes Haus abgerissen wurde, in welches die in Frage kommenden Treppenhäuser hineingriffen. Irgendwelche urkundliche Nachrichten über ihren Bau und früheren Besitzer konnten nicht beigebracht werden.

Das mehrfach umgebaute Haus gegen die Rütschelengasse gehörte lange Zeit der nun aufgehobenen Weberenzunft. Beachtung verdienen die hübsch skulptierten Reihenfenster

des ersten Stockwerks auf der Ostseite mit dem Datum 1572. Die Ornamente haben eine gewisse Analogie mit seeländischen Steinhauerarbeiten aus dieser Zeit; auffallend ist für Burgdorf das Fischmotiv. Leider ist bisher weder das Wappen, noch das über den äusseren Fenstern in einer Cartouche angebrachte Steinmetzzeichen festzustellen möglich gewesen. Um 1850 erwarb Wirt Moser das Haus, von dem es 1863 an die Familie des Goldschmieds Neukomm überging. Bei einem Umbau im Jahr 1877 wurden zwei Reliefs an der Südseite desselben entfernt, und 1902 wurde das Erdgeschoss gänzlich umgeändert. Eine Aufnahme des Gebäudes ist von der Gesellschaft für Erhaltung schweiz. Kunstdenkmäler (Nr. 83) vorgenommen worden.

Eine Türe des anderen Eckhauses (Nr. 7), welche vom Milchgässli in die Räume des Erdgeschosses führt, entstammt einer bedeutend früheren Zeit als die Sandsteinfassade gegen die Hofstatt, deren Entstehung kaum vor die Mitte des XVIII. Jahrhunderts fallen dürfte. In ihrer Gesamtwirkung etwas unruhig, ist sie namentlich wegen den ihrer Natur nach für eine Holzverkleidung gegebenen, hier aber in Stein ausgeführten Motive interessant. Eine derartige Formenübertragung des Holzbaus auf Stein findet sich noch an mehreren Häusern Burgdorfs, vor allem beim Gasthaus zum Bären (vergl. Tafel 32). Die durch das weit ausgreifende Dach geschützten und zum Teil verglasten Holzlauben an der Südwand des Hauses erinnern stark an diejenigen des vor einigen Jahren abgerissenen Eckhauses Spitalgasse—Waghausplatz in Bern. Da von der Treppe Gänge ins Innere des Gebäudes führen, sind sie nicht so sehr als Durchgangs- und Verbindungslauben, sondern mehr als Wohnlauben zu betrachten.

Als Besitzer und Bewohner des Hauses erscheint im XVIII. Jahrhundert der Venner Joh. Heinr. Dür 1725—94), von Beruf Notar; sehr wahrscheinlich hat das Gebäude unter ihm seine heutige Gestalt erhalten. Sein Nachfolger war sein Schwiegersohn Joh. Franz Wydler von Aarau (1761—1826), Handelsmann, Burger zu Burgdorf 1805 und des Rats daselbst 1809. Um 1840 besass es der Lederhändler Joh. Friedr. Gammeter-Regli, dessen Erben es 1916 dem heutigen Eigentümer, Herrn Schuhhändler Arnold Dysli verkauften, welcher verschiedene Umbauten beabsichtigt.

Der Gasthof zum Bären.

Tafeln 31—32.

Der Gasthof zum Bären an der Schmiedengasse ist eines der wenigen Häuser dieser Gasse, welches von der Brandkatastrophe von 1706 verschont blieb.

Der erste bekannte Bärenwirt ist 1558 Hans Düffel oder Dübeld, der, aus Oberwyl stammend, 1539 zum Burger von Burgdorf angenommen wurde und 1568 verstarb. Sein Sohn Fridolin † 1601 und sein Enkel Hans, Bären- und Kreuzwirt, † 1630, besassen nach ihm das Haus. Spätere Wirte sind Benedikt Vögeli † 1641, Jakob Grieb † 1683 und Sebastian Grieb 1683—1736. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts war Albert Jakob Leuw Besitzer des Gasthofes, der ihn zur „Löwenwirtschaft“ umtaufte! Nach weiteren Besitzerwechseln gelangte das Haus 1911 an den heutigen Eigentümer J. Schwendimann.

Nebst der 1722 neuerbauten „Krone“ an der Hohengasse Nr. 23 war bis zum 1746 bis 1750 erfolgten Bau des Stadthauses der „Bären“ das vornehmste Wirtshaus Burgdorfs. Auf ihm pflegten durchreisende Standespersonen auf obrigkeitliche Kosten bewirtet zu werden; im XVIII. Jahrhundert hielt das Kapitel Burgdorf daselbst seine jährlichen Mahlzeiten, die später in die Krone verlegt wurden.

Am Abend vor dem Brande vom 13. April 1706 waren vier Aargauerstudenten auf ihrem Wege nach Bern im Bären abgestiegen. Als Feuer und Rauch in ihre Zimmer drangen, sprang einer, Rudolf Fröhlich von Brugg, zum Fenster hinaus und blieb sogleich tot; ein anderer gleichen Namens, sprang auf das Tavernenzeichen, den Bären, und wurde von da herab glücklich gerettet; der dritte, Kaysermeister von Brugg, brach beim Sprunge ein Bein; der vierte, Rufli von Umiken, fiel auf den Kopf, musste trepaniert werden, wurde jedoch wieder hergestellt.

Beachtenswert ist die Nordfassade des Gebäudes, dessen Erdgeschoss und Südseite mit Beseitigung der dort befindlichen alten, hölzernen Lauben 1895 durch die Archi-

tekten Gribi & Co. umgebaut wurden. Wie die Füllungen an der Westfront des Eckhauses Nr. 7 an der Hofstatt sind die Spiegelmotive, welche ihre Einförmigkeit beleben, ein der Holzarchitektur entnommenes Ornament, welches hier dank seiner Einfachheit auch in Stein von guter Wirkung ist. Über den Erbauer ist nichts bekannt; die noch gekuppelten, schmucklosen Fenster verlegen den Bau des Hauses ins Ende des XVII. oder noch wahrscheinlicher in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Die Abschliessung des Daches gegen die Nachbarhäuser durch Aufbau der Scheidemauern zu einem Treppengiebel findet sich in Burgdorf bei mehreren Häusern.

Häuser an der Hohengasse

Tafeln 28, 29, 32.

Eines der interessantesten Häuser Burgdorfs war das 1901 sehr zu seinem Nachteil umgebaute Haus Nr. 23 an der Hohengasse. Unser Bild stellt es noch vor dem Umbau dar. Das Erdgeschoss weist noch Formen aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts auf. Rechts neben dem Eingang befand sich ein aus dieser Zeit herrührendes vertäfeltes Zimmer, mit flacher, geschnitzter, spätgotischer Decke, dessen Balkenköpfe ehemals bemalte Wappenschilder aufwies. Dieses Getäfer mit den Balkenköpfen konnte gerettet werden und ist jetzt im Rittersaal des Schlosses Burgdorf eingebaut, wobei die alte ziegelrote Bemalung aufgefrischt wurde. Als Eigentümer des Hauses figurierte 1511 der reiche Venner Berchtold Michel v. Schwertschwendi, der 1485 auch Mitherr zu Burgistein war und dem der Hof zu Bickingen gehörte. Sein Geschlecht, das schon im XV. Jahrhundert zu den angesehensten Burgdorfs zählte, zog im XVI. Jahrhundert nach Bern, wo es mit den ersten Familien Allianzen einging, eine adelige Stellung einnahm und anfangs des XVIII. Jahrhunderts ausstarb.

Nach Berchtold Michel sind die Besitzer unbekannt. Wie aus einem ehedem über dem linken Fenster des ersten Stockwerks angebrachten Datum 1630 mit der Inschrift „O Gott, disers hus wol bewar und die drin wonend immerdar“ hervorgeht, erfuhr das Gebäude damals Veränderungen. Eigentümer dürfte zu dieser Zeit der Venner Jakob Lyoth gewesen sein, dessen Grossvater Jacob 1537 der Religion wegen aus dem Wallis nach Burgdorf gezogen war. Vom Venner Lyoth, der sich durch „Eisenkrämerei“ ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, mögen die Reihenfenster des ersten Stockwerks mit ihrer originellen Einfassung herstammen. Die Fenster des zweiten Stocks, sowie das Dach, wie sie unser vor dem letzten Umbau aufgenommenes Bild zeigt, sind neueren Datums; das ursprüngliche Dach ruhte jedenfalls auf den aus der Fassade hervorragenden Steinträgern.

Anfangs des XIX. Jahrhunderts gehörte das Gebäude Herrn J. J. Flückiger-Strehl. 1898 erwarb es Maschinenhändler Räber, der es 1901 ganz umbaute.

Vorher bestand das Haus aus einem Vorder- und Hinterhaus, die durch einen mit steinernen Lauben umgebenen offenen Hof verbunden waren. Durch den Umbau, welcher beide Gebäude zu einem einzigen vereinigte, hat auch der Hof, in welchem nun der erwähnte Spruch der Fassade eingemauert ist, sein früheres Aussehen verloren.

Die sich rechts an das alte Michelhaus anschliessenden Gebäude sind Vertreter von Wohnhäusern reicher Burgdorfer des XVIII. Jahrhunderts, die ihre soziale Stellung durch Erbauung von Wohnungen in der Art derjenigen ihrer gnädigen Herren und Oberen von Bern dokumentierten. Das an das Michelhaus anstossende Haus Nr. 21, dessen Fassade Ornamente von einer Feinheit aufweist, wie sie in Bern selber kaum zu finden sind, wurde 1744 von Venner Johannes Fankhauser (1713—1779) erbaut und gelangte nachmals an seinen Schwiegersohn Junker Ludwig Rudolf v. Diesbach, der 1771 seine Vaterstadt Bern verliess und sich in Burgdorf festsetzte. Nach dem in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts erfolgten Aussterben dieses Zweiges der Familie v. Diesbach kam das „Diesbacherhaus“, wie es in Burgdorf genannt wird, an die Familie Dürr und von derselben an die heutigen Besitzer, die Familie des Dr. Lüdi.

Das einfacher gehaltene, vierfenstrige Nr. 19, die sogenannte „Grosse Apotheke“ liess 1745 Andreas Grimm (1677—1673) erbauen, dessen Vater schon die Apotheke betrieb, welche während fünf Generationen in seiner Familie verblieb, bis sie 1854 Friedrich August Flückiger (1828—94), später Staatsapotheker in Bern und Professor der Pharmakognosie in Strassburg, erwarb. Heutiger Eigentümer ist ebenfalls Dr. Lüdi, welcher gegenwärtig die Apotheke betreibt und das Haus mit dem daranstossenden Nr. 23 inwendig verbunden hat.

Das Gasthaus zum „wilden Mann“ in Wynigen

Tafel 33.

Der „Wilde Mann“ in Wynigen, einem wohlhabenden Dorf eine Stunde nördlich von Burgdorf an der Strasse nach Langenthal, ist einer der schönsten alten Landgasthöfe des Kantons. Die Wirtschaft zum „wilden Mann“ gehörte schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts der Familie Wild, die von Wynigen 1630 nach Bern zog und daselbst in die Regierung gelangte. Nach dem Wappen dieser Familie hat das Haus sein Zeichen erhalten. Das alte Gasthaus, mit welchem ein grösseres Bauerngut verbunden war, stand auf der andern Strassenseite dem heutigen Gebäude gegenüber. Dieses letztere wurde kurz vor 1798 vom Wirt Jost zu bauen begonnen; ausgebaut wurde es zu Anfang des XIX. Jahrhunderts von seinem Nachfolger Bendicht Schürch, in dessen Deszendenz das stattliche Gebäude bis heute verblieben ist. Das Wirtshausschild über dem Eingang trägt die Jahrzahl 1834.

Beachtung verdient namentlich die schöne Sandsteinfassade gegen die Strasse; die anderen Seiten des Gebäudes weisen weissen Kalkbewurf auf. Das Haus mit dem charakteristischen Dach mit Drachenköpfen als Wasserspeiern entspricht der Bauart eines vornehmen Bernerlandhauses. Das Erdgeschoss enthält links Wirtsstube und Küche, rechts ein geräumiges Wohnzimmer. Im oberen Stock befindet sich gegen die Strasse ein Speisesaal für Hochzeiten und Anlässe, daneben einige Gastzimmer für Durchreisende. In diesen sind namentlich einige Sandsteinkamine mit origineller bäuerlicher Rokokkoornamentierung und weisse Kachelöfen mit Sepiamalerei im Biedermeierstil beachtenswert.

Wangen a. A.

Tafeln 34—36.

Wangen, Städtchen und Amtssitz auf dem rechten Aarufer, ist ein alter Aarübergang, der 1194 zuerst genannt wird. Ursprünglich Kyburgischer Eigenbesitz, wurden Burg und Stadt Wangen 1313 von den Grafen Hartmann und Eberhard v. Kyburg dem Hause Österreich übergeben und von den Kyburgern als Lehen zurückempfangen. Nachmals den Freiherren v. Grünenberg verpfändet, kam Wangen 1406 mit der übrigen Landgrafschaft Burgund von den letzten Kyburgern kaufsweise an Bern, das sogleich eine Landvogtei daraus machte und seinen Grossweibel, den Zimmermann Heinrich Gruber, als Vogt dahin setzte. Gruber erhielt dabei den Auftrag, in einen Turm ein Sässhaus mit Zubehörden einzurichten, den andern Turm „mit Gespan, Büninen, Thüren und Stegen und mit einem Zudach in Ziegel“ zu versehen, an der Ringmauer einen „guten Umblouf mit Lenen“ anzubringen, Stadttore mit Fallbrücken über den Stadtgräben zu bauen und „fürderlich ein gut Brugg mit Richti über die Aare, mit Schragen und Jochen wol verbunden“ zu machen.

Das „Sässhus“ oder nachmalige landvögtliche Schloss erfuhr in der Folge mehrmalige Umbauten, so namentlich um 1687, in welchem es im wesentlichen seine heutige Gestalt erhielt. Ein Kamin im Vorplatz des zweiten Stockwerks trägt noch die Jahrzahl 1668, ein Zimmer mit hübschem Eichengetäfer zeigt über einem Alkoven das Wappen des bekannten kunstsinnigen Gründers der bernischen Posten, Beat Fischer, Herrn zu

Reichenbach, auf, der von 1680—1686 bernischer Landvogt in Wangen war und während dessen Amtsdauer ein Teil der Umbauten vorgenommen wurde.

Das eine Stadttor trägt noch das Datum 1407. Unter dem Landvogt Brunegger wurde 1552 der Bau der heutigen Brücke begonnen, womit Schwellenarbeiten und Reparaturen an der Stadtbefestigung verbunden wurden; Arbeiten, die sich bis um 1576 hinzogen. Damit beschäftigt waren besonders die Zimmerleute Benedicht Junckherr und Martin Murer, später Niclaus Bürgi, sowie die Steinhauer Hans und Peter zur Kirchen.

Das Amt Wangen galt als ein sehr einträgliches, schon im XVIII. Jahrhundert betrieben die Bürgerschaft des Städtchens, namentlich die Familien Roth und Rickli, ausgedehnte Färbereien und Manufakturen. Die Stadt selber, mit einer einzigen Hauptgasse mit hübschem Brunnen, hat sich im Lauf der Zeiten wenig verändert; der westliche, noch jetzt durch Mauern gegen das Solothurnergebiet geschützte Teil, umfasst mehr einzelne Gebäude zu landwirtschaftlichen Zwecken. Von der Kauwschen Ansicht von 1671 ist der heutige Anblick des quadratisch angelegten Städtchens nur wenig verschieden.

Die Hauptgasse trägt ganz den Stempel des XVIII. Jahrhunderts. Eine bemerkenswerte Fassade hat das nach seinem heutigen Besitzer Howaldhaus genannte Gebäude, als dessen ältester Besitzer 1831 der alt-Bürgermeister und Handelsmann Franz Roth (Bürgermeister 1808—11) ermittelt werden kann. Nach ihm kam es zuerst an seinen Sohn Karl Roth, Kaufmann in Rüschlikon, dann 1850 an dessen Bruder, den Notar Rudolf Roth. Nach seinem Tode wurde es 1864 mit dem dahinterliegenden Garten um 14000 Fr. dem Dr. August Oboussier von Lausanne verkauft, der sich als Arzt in Wangen niederliess. Von seinen Erben gelangte es 1895 an den Kaufmann Jakob Howald, dessen Witwe heute das Haus bewohnt und in demselben ein Schneideratelier eingerichtet hat.

Im Weinkeller links gegen die Gasse ist auf dem Wandverputz das Datum 1819 mit den Initialen D. R. eingeritzt. Laut Aussage älterer Leute in Wangen wurde die heutige zierliche Fassade aus Solothurner Kalkstein von obgenanntem Notar Rudolf Roth aufgeführt. Auch der vordere, im Erdgeschoss später umgebaute Teil des Hauses trägt in seinem Innern durchaus herrschaftlichen Charakter, wozu freilich die unverhältnismässig kleine Holztreppe und der hintere, offenbar ältere Teil des Baues mit seinen offenen Holzlauben in gar keinem Verhältnis steht. In neuerer Zeit ist derselbe noch durch Einbauten, u. a. einer Küche im Vorplatz des ersten Stockes, wesentlich verändert worden.

Ein überaus pittoreskes Gebäude ist das in dem nordöstlichen Eckturm der aus grossen Tuffquadern aufgeführten Stadtmauer eingebaute Pfarrhaus mit mächtigen Kellern im Erdgeschoss. Am eigentlichen Wohngebäude schliesst sich die ebenfalls in die Stadtmauer eingebaute hier saalartig erweiterte Laube mit offenem Erdgeschoss auf Holzsäulen an, wie sie bei fast jedem bernischen Pfarrhaus zu finden ist. Der Tradition nach soll es die 1257 zuerst erwähnte kleine Benediktinerpropstei gewesen sein, welche sich bis zur Reformation in Wangen befand und 1529 von Bern eingezogen wurde. Dafür spricht der Umstand, dass sich bis ins XVII. Jahrhundert in diesem Gebäude eine Freistatt für Übeltäter befand, die später freilich einging. Laut Säckelmeisterrechnung von 1574 erhielten Meister Ludi der Zimmermann von Wangen und die Maurer Hans und Peter Franck für den Bau der Scheuren, Stallungen und des „Predicanten Huses“ grössere Anzahlungen. Am 19. September 1684 beklagt sich der Pfarrer Anton Herport, dass „das gantze Haus, aussert den vier Hauptmauern, als ein uhraltes Gebäu, sehr bauwlos sei“, worauf verschiedene Reparaturen, namentlich am Dach und in den Zimmern gemacht wurden. Die Kauwsche Ansicht von 1671 zeigt indessen schon die jetzige Dachform. Umfassende Renovationen wurden 1781 unter dem Pfarrer Rudolf Roseng durch den Steinwerkmeister Rudolf Tanner von Wangen unter Aufsicht des bernischen Werkmeisters Emanuel Zehender vorgenommen, die im ganzen auf 745 Kronen, 24 Batzen und 1 Kreuzer devisiert wurden. Dabei wurden „die Logement vermehrt und im ersten und zweiten Stock auf 4 Stuben, ein Cabinetlein, ein kleines Dienstenstüblein und ein Säälein gebracht“ und die heutigen Fenstereinfassungen aus Solo-

thurnerstein verfertigt. Die Innenausstattung des Hauses trägt ganz das Gepräge dieser Zeit, doch sind die damals beliebten „meergrünen" Kachelöfen, die hineinkamen, heute verschwunden.

v. Mülinen, Heimatkunde, Art. Wangen; Grundbuchamt Wangen, Bern. Säckelmeisterrechnungen 1552 ff, 1574, bern. Reparat. Bücher 3, 16 u. 31, 18, 446 ff; Wangen Amtsrechnungen ad 1571 ff.

Wiedlisbach

Tafeln 36—37.

Wiedlisbach, Städtchen in fruchtbarer und obstreicher Gegend im ehemaligen Bipperamt liegt am Fuss des Jura, 2 km oberhalb des linken Aareufers an der grossen Strasse von Solothurn nach Basel. Als Stadt 1775 mit einem Schultheissen zum erstenmal genannt, teilte der Ort lange Zeit die Schicksale der Herrschaft Bipp, welche im XIII. Jahrhundert den Grafen v. Froburg gehörte. Kurz vor deren Aussterben gingen ihre Güter um 1370 an die Grafen v. Neuenburg-Nidau über. Mit Bipp und Erlinsburg kam Wiedlisbach an Verena v. Neuenburg, die Gemahlin des Grafen Simon v. Thierstein, welche 1379 diese Güter ihrer Schwester Anna, Gemahlin Hartmann v. Kyburgs und deren Sohn Rudolf v. Kyburg versetzte. Durch Verpfändung gelangten sie 1385 an Herzog Leopold v. Österreich und von diesem 1386 an Basel und 1405 an den Grafen Egon v. Kyburg, des vorgenannten Rudolfs Bruder. Unter Bedingung des Wiederverkaufsrechts durch Österreich trat dieser 1406 die erwähnten drei Herrschaften „schenkungsweise" um 2000 Gulden den Städten Bern und Solothurn ab. Nachdem schon am 11. Oktober 1407 Österreich auf alle seine Rechte an der Landgrafschaft Burgund zugunsten Berns verzichtet hatte, schritten die beiden Städte 1463 zu einer Teilung, infolge deren Bipp und Wiedlisbach an Bern, die 1408 von den Kyburgern gemeinsam erkaufte Herrschaft Bechburg ausschliesslich an Solothurn fiel.

Unter der bernischen Herrschaft verlor Wiedlisbach viel von seiner früheren Bedeutung als Zollstätte und blieb in seiner Entwicklung dermassen stehen, dass es noch heute nach einem halben Jahrtausend ganz den Charakter eines mittelalterlichen Landstädtchens behalten hat, trotzdem es 1423 völlig abbrannte und noch 1834 durch eine grosse Feuersbrunst heimgesucht wurde.

Für ihre Hülfe im Sempacherkrieg erhielten die Wiedlisbacher von Österreich am 20. Oktober 1386 die Bewilligung eines Dienstagswochenmarktes und des Bezuges eines Ohmgelds von 4 Mass auf einen Saum eingeführten Weins. Erst 1508 wurde von Bern die Leibeigenschaft und 1516 die jährliche Kopfsteuer der Bürger aufgehoben; bei dieser Gelegenheit wurden diese mit einer eigenen Fahne und einer Bussen- und Scheltordnung bedacht.

Das Städtchen ist im Rechteck gebaut und wird von der grossen Landstrasse durchzogen; die beiden Stadttore wurden erst im XIX. Jahrhundert abgetragen. Die ursprünglich jedenfalls wie Aarberg platzartig angelegte Stadt wird durch eingebaute Häusergruppen in eine „vordere" und eine „hintere" Gasse eingeteilt. Die übrigen Häuser, einschliesslich des Rathauses und der 1338 von Graf Rudolf v. Neuenburg gestifteten Katharinenkapelle — Wiedlisbach hat noch heute keine eigene Pfarrkirche, sondern gehört kirchlich zu Oberbipp — sind mit ihren Hinterfassaden in die Stadtmauer hineingebaut. Von der Stadtbefestigung steht an der nordwestlichen Ecke noch ein massiver viereckiger Turm mit hohem Steildach, ähnlich demjenigen im benachbarten Wangen, der zum Pfarrhaus umgebaut wurde.

Heutzutage sind sehr viele solcher alter Ackerbürgerhäuser im Besitz mehrerer Eigentümer, was davon herrührt, dass schon seit alter Zeit zum Genuss der Bürgergüter eigenes Feuer und Licht erforderlich war, ein Grundsatz, der nach erfolgter Ausscheidung der Gemeingüter zwischen der Einwohner- und der Burgergemeinde noch ge-

kräftigt wurde. Demgemäss erwarben ärmere Burger, welche nicht in der Lage waren ein ganzes Haus zu besitzen, Anteile von solchen; oder mehrere taten sich zum Bau eines gemeinsamen Hauses zusammen. Die einzelnen, gewöhnlich aus 1—3 Zimmern und einer Küche und allfälligen Dependenzen bestehenden Wohnungen haben teils gemeinsamen Eingang und Treppen, teils getrennte. Gemeinsam ist aber die Einfahrt und Bühne, die Ställe sind in diesem Teil des Hauses dagegen wieder nach Art von Boxen abgeteilt.

Das auf Tafel 37 abgebildete Haus mit der Brandassekuranznummer 36 stösst an das Rathaus des Städtchens und trägt links neben dem Reihenfenster über der Eingangstür im rötlich gefärbten Verputz die Jahrzahl 156.. Der ganze Bau, aus Mauerwerk und Rieg erbaut, mit hölzernen Fenster und Türgewänden hat äusserlich ganz seinen ursprünglichen Charakter gewahrt. Ein Teil der ursprünglichen Heubühne ist schon seit alter Zeit gegen die Strasse hin zu Wohnräumen ausgebaut worden. Der hintere Teil des Hauses, in dessen Kellern das Mauerwerk der alten Stadtmauer deutlich erkennbar ist, hat der ganzen Länge nach geräumige offene Holzlauben.

Das Haus besitzt einen einzigen Eingang und Treppe, die sich im ersten Stockwerk in Zugänge zu den vier verschiedenen Wohnungen auflöst. Seit Menschengedenken hat es vier verschiedenen Eigentümern gehört; aus den Grundbüchern auf der Amtsschaffnerei geht hervor, dass es schon 1807 in vier Teile geteilt war.

Gegenwärtig gehört es zur Hälfte Herrn Coiffeur Känzig, der 1895 ein Viertel von seiner Grossmutter Frau Muhler, und den anderen Viertel von der Erbschaft des Metzgers und Pintenwirtes Bohner erworben hat, zum Viertel dem Fabrikarbeiter Albert Zurlinden, des Schusters Jakobs selig, und zum letzten Viertel Herrn Fritz Kopp-Wyss, Justins selig, der seinen Anteil von Johannes Wagner erkauft hat. Der Bohnersche Viertel gehörte bis 1852 dem Arzt Dr. Joh. Emil Gugelmann, der laut Aussage des jetzigen Besitzers die hintere Wohnung über der Einfahrt in ihrer heutigen Gestalt ausbauen liess.

III. SEELAND

Büren

Tafeln 38—47.

Das Städtchen **Büren,** heute mit zirka 2,200 Einwohnern, ist ein alter Aareübergang am Fuss des Bürenberges an der nordöstlichen Grenze des bernischen Seelandes. Erstmals 1185 urkundlich genannt, erscheint der Ort schon im XIII. Jahrhundert als Stadt und Burg. Zur Herrschaft Strassberg gehörig, einem Teil der Grafschaft Neuenburg, kam Büren bei der 1222 erfolgten Teilung derselben an den Grafen Ulrich IV. von Neuenburg und dann um 1246 an seinen zweiten Sohn Berchtold, Herrn zu Aarberg. Bei seinen Nachkommen, die sich Grafen v. Strassberg nannten, verblieb das Gebiet zwischen Aare und Jura von Stadrüti bis Altreu, nebst Büren und einigem anderen auf dem rechten Aareufer. Unter ihnen wurde das Städtchen mehrmals verpfändet, zuletzt 1345 an Solothurn. Diese Verpfändung wurde nach ihrem Aussterben von ihrem Erben, dem Grafen Rudolf IV. von Neuenburg-Nidau übernommen und 1364 verlängert. Bei der vergeblichen Belagerung Bürens durch Ingelram v. Coucy im Dezember 1375 verlor er durch einen Steinwurf sein Leben, und die Stadt kam mit Nidau an seine Schwester Anna, die Gemahlin des Grafen Hartmann v. Kyburg. Dieser musste 1381 seinen Teil der Grafschaft Neuenburg mit Nidau, Büren, Altreu und Balm um 40,000 Gulden an Österreich verkaufen; das österreichische Freiburg musste die Hälfte der Summe auf sich nehmen und auch die Pfandsumme von Solothurn auf Büren lösen. Im Sempacherkrieg von Bern wiederum vergeblich belagert, wurde Büren nachher von Österreich gegen Versprechen von Hülfe gegen die siegreichen Eidgenossen dem Ingelram von Coucy verpfändet, worauf es 1388 von den Bernern nochmals belagert und am 5. April schliesslich zur Übergabe gezwungen wurde. Die glückliche Beendigung des Krieges mit Österreich und mit den Guglern setzte Bern in den endgültigen Besitz von Büren, das sogleich zu einer Landvogtei gemacht wurde. An Stelle des ehemaligen Gräflichen Schultheisen kam ein bernischer Landvogt, der aber den Namen „Schultheiss" beibehielt.

In der neuenburgisch-strassbergischen Zeit hatte sich die Stadt dank des ständigen Aufenthaltes ihrer Herren mit einer beträchtlichen Anzahl von Ministerialen in ihren Mauern zu ziemlicher Blüte entwickelt. Schon Graf Berchtold von Neuenburg-Strassberg hatte ihr einen Freiheitsbrief gegeben, der von seinem Sohn Heinrich v. Strassberg 1288 zu einer förmlichen Handfeste erweitert wurde. Darin war festgelegt, dass jeder Hausplatz in der Länge 100 und in der Breite 60 Fuss betragen und einen jährlichen Zins von 12 Pfennigen entrichten solle; wie anderswo, sollten die Bürger vor ihren Wohnungen steinerne Bögen aufführen und auf diesen bauen dürfen. Dieses Stadtrecht, dem freiburgischen nachgebildet, erhielt sowohl von seinen Nachfolgern als auch von Bern seine Bestätigung. Unter diesem behielt Büren überhaupt seine Freiheiten und seine städtische Verfassung mit einem Burgermeister, Venner, grossem und kleinem Rat unter Vorsitz des bernischen Schultheissen.

Der Haupterwerb der Bürgerschaft, welche 1800 in zirka 100 Wohnhäusern an 700 Seelen zählte, war Landwirtschaft, daneben etwas Weinhandel, Krämerei und Handwerk; ein eigener Industriezweig ist noch heute die Wannenfabrikation, wozu die Weidengebüsche des Aareufers das Material liefern. Der ziemlich starke Transit über die 1798 beim Herannahen der Franzosen in Brand gesteckte und einige Jahre darauf von der Regierung in ihrer jetzigen Gestalt neu aufgebaute Aarebrücke, sowie die von

Bern schon in alter Zeit der Stadt bewilligten Jahrmärkte, führten zu ansehnlichem Wohlstand, der in der Bauweise mehrerer Häuser seinen Ausdruck findet.

Die längs der Aare dreieckig angelegte Stadt war früher ganz von Wasser umgeben; noch deutlich ist der breite, nun von Gärten eingenommene Stadtgraben erkennbar. Der älteste Stadtkern liegt um den Platz vor dem Schloss; die der hl. Katharina geweihte frühgotische Kirche und der dieser gegenüberliegende alte Spital befinden sich am entgegengesetzten Stadtende. Durch Einbau in die Stadtmauer, die auf der ganzen Ostseite noch gut sichtbar ist, haben viele der daranstossenden Häuser eine bedeutende Tiefe bekommen. Bei den Häuserreihen der Hauptgasse, sowohl derjenigen gegen die Aare als auch derjenigen im Stadtinnern sind die auf der Rückseite liegenden Gärtchen mit der Zeit vielfach mit weiteren Häusern überbaut worden, welche später oft mit dem davorliegenden in die Hand ein- und desselben Besitzers gelangten und durch eine Laube verbunden wurden. Seinen ruralen Charakter hat Büren bis heute vollständig bewahrt; sämtliche Ställe und Scheunen sind aber getrennt von den Wohnhäusern in langer Reihe auf der an die Stadtmauer stossenden Seite der „Hinteren Gassen" angebracht. Dadurch erhält die Vordere Gasse durchaus städtisches Aussehen; die regelmässige Häuserreihe an ihrer Ostseite ist die Folge einer Feuersbrunst im Jahre 1752. Eine ins Auge springende Eigentümlichkeit der älteren Häuser sind die unter den mit einem Aufzug versehenen Dachgiebel oder Dachluken angebrachten auf der Seite geschlossenen Holzlauben. Die meisten Gebäude sind aus Mauerwerk und in den oberen Geschossen aus Riegel aufgeführt; öfters sind auch grosse Tuffquadern verwendet. Die Fassaden deckt regelmässig ein getönter Kalkbewurf. Bei den älteren Häusern sind die Fenster- und Türgewände fast immer aus Sandstein; später wurde dafür Solothurner-Kalkstein genommen. Wohl selten wird man am gleichen Ort auf so verschiedenartiges Baumaterial stossen, wie gerade in Büren. Lauben finden sich nur auf der Westseite der Hauptgasse zwischen dem Schloss und dem Zugang zur Aarebrücke; mit ihren gemauerten Pfeilern entsprechen sie durchaus den stadtbernischen. Im Innern zeigen die 2—3 Fenster breiten Häuser gewöhnlich eine Dreiteilung: vorn ein grosses und hinten ein schmäleres Zimmer, in der Mitte die Küche im ersten Stockwerk, in den oberen ein gefangener Raum, dienlich als Alkoven. Die hölzerne Treppe liegt in der Mitte des Hauses und ist fast überall in einem länglichen Treppenhaus von den Wohnräumen und der Küche abgeschlossen. Der Abort ist an der Rückseite angebracht, mit Zugang vom Treppenhaus her. Das Erdgeschoss wird von einem Laden oder einer Werkstatt mit dahinterliegenden Kammern oder Lagerräumlichkeiten eingenommen. Die Keller sind unterirdisch.

Eines der ältesten Häuser des Städtchens ist das heute dem Schuhmachermeister Hans Rudolf Sutter gehörige Haus an der Kreuzgasse, dessen bis vor wenigen Jahren an der Fassade befindliches, von einem Engel gehaltenes Wappenschild, seine Entstehung in den Anfang des XVI. Jahrhunderts verlegt. Das Wappen konnte bis jetzt nicht bestimmt werden; der Engel, der den Schilt hält, lässt darauf schliessen, dass es dasjenige eines Geistlichen ist. Die Annahme, dass das Haus für einen solchen gebaut wurde, bestärkt der Umstand, dass der Raum neben dem Hausgang im Erdgeschoss mit seinem dreiteiligen Reihenfenster von jeher ein Zimmer und niemals eine Werkstatt oder ein Verkaufslokal gewesen zu sein scheint. Das gleiche Wappen führte 1587 Bendicht Schnyder, Wirt zum Schlüssel in Bern; ob er aber aus Büren stammte und ob seine Familie einen Geistlichen zählte, ist unbekannt. Auch die bekannte Zürcherfamilie Bodmer führt genau dasselbe Wappen; ein ähnliches benützt die Familie Renner von Nidau: ein Silvester Renner kam 1545 als Helfer nach Büren, wurde aber schon 1546 als Pfarrer nach Arch berufen. Bemerkenswert ist besonders die Fassade: im Erdgeschoss der Hauseingang mit Rundbogen, daneben das dreiteilige Reihenfenster und davor der Kellereingang, im ersten Stockwerk wieder ein Reihenfenster und im zweiten ein grosses Fenster mit Kreuzstock. Im Innern ist das aus Mauerwerk und Tuffquadern hinten in die Stadtmauer hineingebaute Haus mehrfach umgebaut worden, namentlich die Treppenanlage ist neu. Der

hintere Teil des Erdgeschosses, jetzt ein Schweinestall, war eine Zeitlang Schmiede. Die Fenstergewände sind aus Kalkstein; im Innern des Reihenfensters des ersten Stockwerks mit seinem kräftigen Gesims verdient eine einfache gewundene Säule Beachtung. Einige Zimmer enthalten noch alte tannene Balkendecken und Wandgetäfer, aber ohne jegliche Verzierungen. Die grosse Lukarne mit Rundgiebel entstammt wohl dem XVIII. Jahrhundert; alt dürfte dagegen das weit vorspringende Dachgesims sein.

Vom heutigen Eigentümer wurde das Wappenrelief dem historischen Museum in Bern verkauft und die Fassade durch einen unglücklichen grauvioletten Kalkbewurf verunstaltet.

Neueren Datums ist das Haus Nr. 119 an der Hauptgasse, deren Häuser, wie auf der Plepp'schen Ansicht des Schlosses Büren ersichtlich, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, nur ein einziges Stockwerk hatten. Schon seit Anfang des XIX. Jahrhunderts ist das in seiner jetzigen Gestalt aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Haus durch eine Laube mit dem früher selbständigen Hinterhaus gegen die Aare verbunden; ein kleines Höfchen, unter welchem der Abzugsgraben fliesst, trennt noch jetzt die beiden Gebäude.

Schloss

Tafeln 38—42.

In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts liess Bern eine Anzahl landvögtlicher Sitze modernisieren oder umbauen, da die dazu dienlichen mittelalterlichen Burgbauten der sich verfeinernden Lebensart und den Repräsentationspflichten der bernischen Landvögte oft nicht mehr genügten. Aarburg, Landshut und Nidau erhielten um diese Zeit ihre heutige Gestalt; 1620 wurde für den bis dahin in einem Haus des Städtchens residierenden bernischen Schultheissen von Büren das jetzige Schloss zu bauen begonnen, und zwar an Stelle der vier Häuser des Hans Güntschi, Hans Welti, Bendicht Marti und Cunrad Bapst, die Bern um 2400 ℔ gekauft hatte. Die Ausführung des Baues erfolgte unter Aufsicht des Bauherrn Daniel Lerber durch Daniel Heintz, obrigkeitlichen Werkmeister im Steinwerk, und Hans Stähli, Werkmeister des Zimmerwerks. Ersterer, geb. 1575, †1633, dessen gleichnamiger Vater 1571 als Steinmetz von Basel nach Bern gekommen war und durch den teilweisen Bau und Einwölbung des Berner Münsters bekannt ist, hatte seine Lehrzeit in Strassburg gemacht und versah seit dem Tode seines Vaters in Bern die Stelle des Stadtwerkmeisters. Die Maurer- und Steinhauerarbeit wurde „Meister Albrecht dem Lamparden, und Melcher, sinem Mithaften" in Akkord gegeben; dieser Lombarde Albrecht arbeitete 1630 in gleicher Eigenschaft am Schlossbau von Nidau.

Als Baumaterial dienten hauptsächlich Tuffquadern aus Leuzingen, von denen die Leute von Nidau 40 Fuder nach Büren führen mussten, (wofür 1630 hinwiederum die Leute von Büren das gleiche Quantum nach Nidau zu führen hatten) und Sandstein aus den Ostermundigen-Steinbrüchen bei Bern, der mit Schiffen auf der Aare an seinen Bestimmungsort verbracht wurde. Steinbrecher Jost Waber von Ostermundigen lieferte 1620 24 Fuder und 1621 und 1622 nochmals eine grössere Quantität davon. Der Bau schritt rasch vorwärts; eine Cartouche an der Türe des Treppenturms im zweiten Stockwerk trägt die Jahrzahl 1621. Im folgenden Jahre errichtete Meister Hans Stähli den Dachstuhl; zu Handen seines Bruders Martin erhält er 6 Kronen „von 62 Stucken Holz zum nüwen Tachstuhl des hinderen Huses zu Büren alhie (in Bern) im Bremgarten ge fellen". 1623 begann die Glaser-, Schlosser- und sonstigen Innenarbeiten, mit denen vorwiegend Leute aus der Umgebung betraut wurden. Am 30. Juni 1623 erhält Meister Tobias Kilian, der Glaser zu Aarberg für „24 Lichtfenster zu verglasen" 105 Kronen; weitere Glaserarbeiten besorgte Steffan Mäschi, Venner und Glasermeister zu Büren. Die Schlosserarbeiten — vermutlich auch die schönen Gitter an den Fenstern des Erdgeschosses — verfertigten Wilhelm Fehlbaum zu Aarberg und Meister Hans Nüner. Die Nägel lieferte der Nagler Hans Wasen, die Sturznägel, Sturzblätter und „etliche Malletschloss und andere Ysenwaar" der Eisenkrämer Samuel Wyttenbach in Bern. Als Hafner arbeitete Jakob Kurtz von Bern; für die Spitzen der Erker, des Turmes und des Daches wurden unter mehreren Malen

beim Kannengiesser Jakob Wyss in Bern zinnerne Knöpfe bestellt. Meister Baltasar Wyrich, der Kupferschmied, lieferte einen Känel am „Schnecken“ und der Werkstatt des Rotgiessers Abraham Zeender entstammte ein kleines gegossenes Glöckchen.

Im gleichen Jahr erhielt der erst 28jährige Maler Joseph Plepp den Auftrag, das Gebäude mit Malereien zu verzieren. Am 21. Juni werden ihm „wegen er etliche Malwerkh am Buw zu Büren verrichten soll, zu Ynkoufung geschlagnen Goldts, Farben und anderer darzu notwendiger Sachen 12 Ducaten in Specie und 15 Kronen in Münz“ eingehändigt. Mit dieser recht hohen Summe scheint er aber nicht ausgekommen zu sein: Im darauffolgenden Herbst zahlt ihm der Säckelmeister Adrian Knecht „umb sin Arbeit die er am Buw zu Büren und Aarberg mit Malung etlicher Drackenköpfe (Dachkänelausläufe!) gewert“, 140 ℔ und 1624 erhält er noch „unter dryen Malen 61 Kronen 10 Batzen, so ime noch lut siner Rechnung uber dasjenig, so er schon hievor empfangen, gebürt“. Von den Fresken Plepps ist leider nur noch der lebensgrosse „Schimmelreiter“ (Marcus Curtius) mit dem Spruch „Omnia si perdas famam servare memento“ auf der Westseite des Gebäudes erhalten — nach Einigen eine Allegorie auf den damaligen Schultheissen zu Büren Hans Jakob Heimberg, der den Bau eifrig förderte und dabei an seinem Vermögen zu Schaden gekommen sein soll. Auch an der Hauptfassade waren bis in neuerer Zeit die Malereien zu sehen; in seiner Beschreibung des Kantons Bern berichtet Jahn 1857 von den „vielen geschmacklosen Freskomalereien und zum Teil elenden Inschriften“ des Gebäudes!

„Wegen etlicher in Ir Gnaden Hus zu Büren gemachten Wappen“ erhielt am 31. Mai 1624 der Glasmaler Abraham Spengler durch Vermittlung seines Vetters Abraham Bitzius vom Säckelmeister 50 Kronen. Darunter sind offenbar Wappenscheiben zu verstehen, zu denen auch das „Bernrych“ gehört haben wird, welches 1633 der Glasmaler Anthoni Stuck für 10 ℔ neu fassen musste anlässlich von Reparaturen, welche Meister Hans Custor an den durch Unwetter stark beschädigten Fenstern vornahm. Möglicherweise lieferte Spengler auch die Zeichnung zur Steinskulptur an der Fassade, welche die Wappenschilde von Bern, des Reichs und des schon erwähnten Hans Jakob Heimberg aufweist.

1625 war der Bau fertig; am 26. April erhielt Mr. Albrecht der Steinhauer noch eine letzte Zahlung von 100 Kronen. Am 8. Januar 1627 wurden endlich noch dem Werkmeister Stähli „umb sin Arbeit, die er zum Buw zu Büren mit den Ercklen und Helmen verwent (ouch wegen ufgesetzten Helms uf die Kilchen zu Bürglen), wie im solches von beiden Buwherren, Herrn Schultheiss Heimberg und Werkmeister Heintzen ist gesprochen worden, lut durch den Buwherrenschryber verfertigten Zedels“ 570 ℔, 13 ß 4 ₰ entrichtet.

Ein von Joseph Plepp selbst gemaltes Ölbildchen, im bernischem Privatbesitz, hat uns das Aussehen des neu erbauten Amtsitzes des Vertreters Berns in Büren überliefert; seine ursprüngliche Gestalt hat sich wenig verändert. Die ausländische Lehrzeit des Architekten ist unverkennbar; das ganze erinnert, trotz seiner Lage innerhalb der Stadtmauern, stark an gewisse süddeutsche Edelsitze des XVII. Jahrhunderts. Für Bern ganz ungewöhnlich ist die Verzierung der Fassade mit Fresken. An das mit der von zwei Erkern flankierten Giebelseite gegen die Strasse orientierte rechteckige Haupt- und Wohngebäude mit angebautem Treppenturm schliesst sich stadtwärts ein geschlossener Hof an, dessen hintere Seite die Gefangenschaften einnehmen. Der Eingang von der Strasse erfolgt durch einen Torbogen aus Hartsteinquadern in den Hof; der Erker über dem Tor hat noch Anklänge an Verteidigungszwecke. Auf der andern Seite des Hauses schlossen sich die unablässlichen Ökonomiegebäude an, da ein grosser Teil der Einkünfte der bernischen Beamten aus landwirtschaftlichen Nutzungen und Gefällen bestand. Erst in jüngster Zeit haben diese dem neuen Postgebäude weichen müssen. Noch steht die hintere, 1729 von Schiltknecht neu erbaute Schlossscheuer, bei deren Bau die alte baufällige Stadtmauer in einer Länge von 100 Schuh, samt dem Fundament 16 Schuh hoch neu aufgeführt wurde.

Das massive Gebäude ist in seinen unteren Teilen aus Solothurner Kalkstein aufgeführt; ebenfalls die Sockel der Erker, welche wie der ganze Treppenturm aus Tuffquadern bestehen. Sämtliche Fenstergewände mit

ihren zierlich behauenen Sockeln sind dagegen aus Sandstein; in der Hauptsache noch gotisch, weisen sie in ihren Ornamenten zum Teil Renaissancemotive auf. Das ganze Erdgeschoss ist gewölbt mit glatter weisser Gipsdecke; seine schmucklosen Räume dienten von jeher amtlichen Zwecken. Dies trifft zum Teil auch für das erste Stockwerk zu; die eigentliche Wohnung des Landvogts lag im zweiten Geschoss. Im Innern enthält das „Schloss" wenig Bemerkenswertes mehr, die Wandgetäfer sind meist aus dem XVIII. Jahrhundert und weissgrau gestrichen. Hervorzuheben sind zwei tannene Zimmerböden mit hübschem Linienornament aus Hartholz; der Zeichnung nach stammen sie jedenfalls vom Tischmacher Abraham Mäschi von Büren, der 1757 einen ähnlichen Boden aus Hartholz für das Rathaus in Nidau verfertigte.

Schon in den nächsten Jahren nach Beendigung des Baues wurde auffallend viel daran repariert, namentlich an den Fenstern und am Dachwerk. Durchgreifende Renovationen brachte das Jahr 1752, die sich vor allem auf die Decken, Wandvertäfelungen, Fussböden, Öfen und Kamine erstreckten. Bei diesem Anlass wurden auch im zweiten Stockwerk in der sogen. Kolerstuben zwei und im grossen Saal „vier grosse Liecht (Fenster)" ausgebrochen und mit Gesimsen aus Lengnauerstein versehen. Um diese Zeit wurde auch die Bedachung des Turms, die auf der Pleppschen Ansicht ein farbiges Ziegeldekor und in ihrer Form Anklänge an das ebenfalls von Stähli erbaute Dach des Käfigturms in Bern aufweist, durch einen einfacheren Spitz ersetzt.

Das Rathaus

Tafeln 43—44.

Der aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert stammende Bau, ausser der Fassade aus Tuffquadern, aus Mauerwerk von Sandstein, Tuff und Ziegel aufgeführt, hat nicht nur äusserlich, sondern auch im Innern grossenteils seine ursprüngliche Gestalt und Einteilung bewahrt. Eine Ausnahme bildet das in neuerer Zeit umgeänderte Erdgeschoss wo das frühere spitzbogige Eingangstor in der Mitte zu einem Fenster umgewandelt und durch eine neue Türe auf der linken Hausseite ersetzt wurde. Die dort angebrachten Fenster- und Türgewände aus Solothurner-Kalkstein kontrastieren stark mit den übrigen gotisch profilierten Fenstereinrahmungen des Gebäudes.

Das gesamte Erdgeschoss über dem geräumigen Keller bildet eine einzige Halle, die früher zweifellos als Markthalle oder Fleischschaal diente. Ausser seinen Dimensionen und der Decke mit den mächtigen Unterzügen bietet der durch eine neuere Holzwand unterschlagene Raum nichts Bemerkenswertes mehr. Auf der linken Seite führt längs der Wand eine hölzerne Blocktreppe, zu der nun ein Gang von der neuen Eingangstüre führt, auf den ziegelgepflasterten Vorplatz des ersten Stockwerks. Der gegen die freistehende Seite des Hauses liegende Teil dieses Vorplatzes bildet einen einzigen riesigen Rauchfang, der bis zum Dache hinaufreicht. Die Schnitzerei des Unterzugs, auf welchem die Kaminwand gegen das Hausinnere ruht, weist ein Muster auf, das erst dem XVII. Jahrhundert angehören dürfte.

Der Ratssaal mit daneben befindlichem Archivzimmer liegt gegen die Hauptstrasse. Während das Archivzimmer mit seiner flachgeschnitzten gotischen Balkendecke aus Tannenholz noch ganz den Stempel des beginnenden XVI. Jahrhunderts trägt, hat der Ratssaal sein heutiges Aussehen im XVII. Jahrhundert, und zwar nach und nach, erhalten. Die Türe zum Archivzimmer mit seinem in der Fensterbrüstung eingemauerten Geheimfach trägt die Jahrzahl 1623. Bis auf $^3/_4$ ihrer Höhe sind seine Seitenwände mit einem einfachen Eichengetäfel — unten mit durchlaufenden Banktruhen — bekleidet, dessen Endstück an der rechten Wand gegen das Fenster zu reichere Ornamentierung und einen bis zur Decke reichenden Aufsatz mit dem Datum 1640 aufweist. Die dritte Füllung vom Fenster aus gezählt markiert zwei mit kunstvollen Eisentüren versehene übereinanderliegende Geheimfächer. Auf der Mauer über dem Getäfer sieht man noch Spuren von Ornamenten in schwarzer und grauer Freskomalerei; die gleichen Motive, in der Hauptsache die gewundenen Akanthusblattornamente, wie sie im XVII. Jahrhundert in Bern und seiner näheren Umgebung

häufig angewendet wurden — finden sich an der naturfarbenen, durch Leisten in Längsfelder geteilten flachen Balkendecke aus Tannenholz aufgemalt. Über dem Sims des Getäfers an der Wand gegen das Archivzimmer ist die Mauer mit einem Bretterüberzug verkleidet, der durch Bemalung in fünf Längsfelder eingeteilt ist. Das vorderste und hinterste derselben stellen Trophäen, die beiden inneren dagegen zwei leider recht defekte Ansichten des Städtchens Büren dar. Das Mittelfeld enthält zwei von einem Bären gehaltene Wappenschilde, wovon das eine das Wappen des bernischen „Schultheissen" Samuel Koch (Schultheiss in Büren 1666—72) und das andere (geteilter Schild, unten Dreiberg, oben wachsender Steinbock) dasjenige des Burgermeisters des Städtchens (wahrscheinlich Joseph Keller, Bürgermeister 1666) ist, welche beide laut dabei befindlicher, z. Teil aber nicht mehr leserlicher Inschrift 1668 an der Ausstattung der Stube beigesteuert haben. Die nicht ungeschickte Malerei, schwarz und grau mit weissen Lichtern auf graublauem Grund, ist teilweise leider sehr defekt und mangelhaft geflickt.

Das auf der Rückseite des Gebäudes liegende Gemeinderatszimmer ist modernisiert. Neben demselben ist der Zugang zu den Aborten, die am Ende einer unten offenen Holzlaube liegen.

Das Obergeschoss wurde nie ausgebaut, so dass die grosszügige Konstruktion des Dachstockes offen zu Tage tritt. Zu hinderst sind in diesem Stockwerk zwei kleine vergitterte Gefängniszellen mit Holzwänden eingebaut, die aber in ihrer jetzigen Gestalt kaum weiter als in das XVIII. Jahrhundert zurückreichen.

Über dem ehemaligen Eingang befindet sich an der Fassade des Rathauses eine in ihrem oberen Teil abgemeisselte Steinskulptur mit drei Wappenschildern, deren Figuren bis auf die eine, eine aus dem linken Schildrand wachsende Bärentatze, das Wappen des Städtchens, ebenfalls weggemeisselt sind. Im mittelsten Schild sind noch die Spuren eines Bernerwappens erkennbar; der dritte Schild war schräg geteilt und soll das Wappen des bernischen Schultheissen Rudolf Hofmeisters (Schultheiss 1418—46, † 1450) enthalten haben, nämlich in von blau und silber rechtsgeschrägtem Schild zwei schräggestellte Lilien in verwechselten Tinkturen. Damit wurde der Bau des Rathauses schon in die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts verlegt; indessen ist zu bemerken, dass ein Sebastian Hofmeister (mit bis dahin unbekanntem Wappen) 1613—19 bernischer Schultheiss in Büren war. Rings um diesen Stein sind in quadratischer roter Einfassung drei Engel in roten und gelben Gewändern gemalt, die, soweit sie noch erkennbar sind, noch aus dem XV. Jahrhundert stammen könnten.

Der ganze Bau, als spätmittelalterliches Rathaus eines bernischen Landstädtchens überaus typisch, ist leider in einem trostlosen Zustand.

Der Spital

Tafel 45.

Sowohl durch seine Fassade mit kielbogenförmigen Reihenfenstern aus Sandstein als auch durch seinen Einbau in die Stadtmauer zeichnet sich der seit langer Zeit zu Armenzwecken dienliche sogenannte „Spital" beim ehemaligen Solothurnertor aus. Der aus Mauer- und im Innern aus Riegelwerk aufgeführte Bau stammt in seiner Gesamtanlage spätestens aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, wenn auch im Innern unverkennbar Türeinfassungen u. dergl. aus dem XVII. Jahrhundert herrühren. Durch die Rundbogentüre gelangt man auf eine Art Vorplatz, von welchem eine leiterartige Holztreppe ins Obergeschoss führt, das in der Mitte in der ganzen Länge von einer Küche eingenommen wird, auf welche die Zimmer münden. Infolge der Krümmung der Stadtmauer, welche die ganze Rückwand des Gebäudes bilden, haben die gegen den Stadtgraben liegenden zwei Zimmer eine ganz unregelmässige Form. Von besonderem Interesse ist der darüber liegende sehr hohe Estrich mit eingebauten Kammern auf die Strassenseite: hier tritt die von kleinen schiessschartenartigen Fenstern durchbrochene Stadtmauer noch offen zu Tage und in ihrem oberen Teil ragen die Tragbalken des alten Wehrgangs frei in den Estrich hinein. Im übrigen bieten die Zimmer mit ihren altersdunkeln Holzbalkendecken und kahlen Mauern nichts Interessantes.

Der Lindenhof

Tafeln 42 und 47.

Durch trotz seiner Einfachheit durchaus herrschaftliche Anlage zeichnet sich der seit 1888 Herrn Notar Gottfried Schmalz gehörige „Lindenhof" auf dem Spychermätteli vor dem 1906 abgerissenen Bieltor aus. Das Haus steht in einem Garten auf einer Terrasse, etwas erhöht an der Landstrasse, und ist aus Mauerwerk aus Bruchstein (Tuff, Ziegel, Nagelfluh etc.) aufgeführt. Vom weissen Kalkverputz heben sich die Armierung der Hausecken, sowie die Tür- und Fensterumrahmungen aus grauem Solothurnstein vorteilhaft ab. Die Einförmigkeit des Daches wird durch die drachenartigen Wasserspeier gemildert.

Auch das Innere zeichnet sich durch die vielen Bauten aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts eigentümliche Kahlheit aus; die mit Sandsteinfliessen belegten Gänge und das Treppenhaus entbehren jeglicher Verzierungen. Die geräumigen, z. T. jetzt unterschlagenen Zimmer enthalten mehrfach noch alte grossmusterige Tapeten, soweit sie nicht weiss vertäfert sind; beachtenswert sind einige grosse weisse Kachelöfen mit steif-pretiöser Blumenmalerei in schwarzer Farbe. An der Nordostseite des Hauses ist eine geräumige Holzlaube mit offenem Ausgang im Erdgeschoss angebaut, an dessen Ende sich die Aborte befinden.

Der Grundstein des Gebäudes soll schon zu Ende des XVIII. Jahrhunderts der 1808 verstorbene aus Hindelbank gebürtige Bärenwirt und Amtsstatthalter Franz Rupp zu Büren gelegt haben. Infolge der hereingebrochenen schlimmen Zeiten blieb dann der Bau stecken; nach dem Tode von Rupp gelangte die Liegenschaft zu verschiedenen Teilen an Verwandte seiner Frau, einer geb. Kohler aus Büren. Durch Auskauf der übrigen Erben vereinigte in den Jahren 1815 bis 1818 der Adjutant-Major und Weinnegotiant Johann Samuel Kohler alle Teile in seiner Hand. In den Kaufverträgen, die er zusammen mit seinem Bruder dem Dragonerhauptmann und Weinnegotianten diesbezüglich mit den Kindern des Helfers Rudolf Stephani und mit seinen weiteren Verwandten Grossrat Friedrich Kohler, Handelsmann in Bern, und dessen Geschwistern abschloss, ist vom „neuen, noch nicht ganz ausgebauten Gebäude" die Rede; ebenso im Tauschvertrag vom 1. September und 2. Oktober 1818, vermittelst welchen er auch den 1815 erkauften Anteil seines Bruders Karl Ludwig an sich brachte. Für ihre Weinhandlung und zugleich als Wohnhaus müssen also die Gebrüder Kohler, die einer der angesehensten und begütertsten Familien des Städtchens entstammten, zusammen mit den übrigen Mitbesitzern den Bau in den obenerwähnten Jahren ausgeführt haben; dass er von Anfang an zu Weinhandlungszwecken bestimmt wurde, beweisen die beiden grossen ungewöhnlich hohen gewölbten Keller mit Sandsteinbelag am Boden. Die Annahme, dass der erst am 8. Oktober 1863 als Oberstleutnant verstorbene Weinhändler Johann Samuel Kohler den Bau des Hauses als Alleinbesitzer desselben zu Ende geführt hat, bestärkt eine im Dachstuhl aufgemalte Jahrzahl 1822. Nach seinem Tode ging der Lindenhof an seine Witwe Frau Marg. K. geb. Kissling über, deren Erben es nach ihrem 1883 erfolgten Ableben dem heutigen Besitzer verkauften.

Aarberg

Tafeln 48—49.

Aarberg (455 m), Städtchen mit zirka 1400 Einwohnern auf einem Sandsteinfelsen im alten Aarebett, gehörte zur Zähringerzeit dem Grafen v. Oltingen und kam nachher an das Haus Neuenburg. Seine Gründung als Stadt erfolgte um 1220 durch den Grafen Ulrich IV. von Neuenburg, der die von ihm in der Teilung mit seinem Neffen Berchtold übernommenen deutschen Gebiete seines Hauses durch Städteanlagen befestigte. Im Jahr 1271 erhielt Aarberg vom gleichnamigen Sohn seines Gründers seine dem freibur-

gischen Stadtrecht nachgebildete und in der Folge des öftern bestätigte Handfeste. Darin wird die Länge jeder Hofstatt auf 100, ihre Breite auf 60 Fuss festgesetzt; wie in Thun und Burgdorf, wird den Bürgern erlaubt, vor ihre Häuser steinerne Bögen aufzuführen und darauf zu bauen. Am 6. Juli 1274 musste Graf Wilhelm, der sich „von Aarberg" nannte und daselbst seinen gewöhnlichen Sitz hatte, mit Schloss, Stadt und Herrschaft dieses Namens dem Grafen von Savoyen als Lehensmann huldigen. Die üble Haushaltung seines Nachfolgers, des berüchtigten Grafen Peter, zwang diesen, Aarberg 1358 an Bern zu verpfänden und es mit der darauf haftenden Schuld von 6000 Gulden 1367 seinem Vetter, dem Grafen Rudolf v. Nidau zu verkaufen. Nach dessen kinderlosem Absterben fiel es an seine Schwäger, die Grafen v. Thierstein und v. Kyburg, welche 1376 und 1379 alle ihre daran haftenden Ansprüche für 8200 Gulden der Stadt Bern abtraten. Im gleichen Jahre wurde diese von König Wenzel mit dem thiersteinischen, und 1415 von Kaiser Sigismund mit dem kyburgischen Anteil förmlich belehnt.

Zu einer bernischen Landvogtei geworden, behielt das Städtchen seine alte städtische Verfassung mit ihrem Bürgermeister, Venner, kleinen und grossen Rath und sein eigenes Stadtrecht, doch fehlte ihm die Entwicklungsfähigkeit, welche den kyburgischen Städten des Berner Gebietes, wie Burgdorf und Thun, eigen war. Immerhin behielt es seine Bedeutung als Aareübergang und als starker Verkehrsknotenpunkt zwischen Basel-Solothurn und Lausanne einerseits und Schaffhausen-Zürich und Bern und der Westschweiz anderseits; ums Jahr 1768 sollen wöchentlich gegen 20 Frachtwagen hier durchgegangen sein. Infolge seiner Lage ist Aarberg seit alter Zeit ebenfalls ein wichtiger Marktplatz; schon 1507 erhielt es von Bern die Bewilligung zwei Jahrmärkte abzuhalten, eine Zahl, die bald darauf auf drei erhöht wurde. Noch heute sind die Aarberger Vieh- und Pferdemärkte sehr besucht. Der Glanzpunkt in seiner Geschichte ist der dreitägige Aufenthalt, den Kaiser Sigismund mit Gemahlin und Gefolge im Juli 1415 daselbst nahm, als er von Konstanz nach Italien reiste.

Von Feuersbrünsten wurde Aarberg sehr oft heimgesucht und jeweilen fast ganz eingeäschert, so zuerst 1419, dann 1477 und wieder 1656, kurz nachdem es anlässlich des Kriegs der Stadt Bern mit den katholischen Orten neue Befestigungswerke erhalten hatte.

Das Städtchen, das vor der Ableitung der Aare in den Bielersee infolge eines 1645 angelegten Kanals zur Austrocknung eines Teils des Aarebettes einen vollständigen Inselcharakter hatte, besteht aus einer einzigen zu einem grossen Platz erweiterten Gasse, die um 1700 nur bei 50 Wohnhäusern, alle aus Stein, zählte. Den Zugang bildeten zwei gedeckte Holzbrücken, von denen die eine, 1568 unter dem Landvogt Peter Bucher durch den Aarbergerwerkmeister Christian Salchli erbaut, noch besteht. Gegen den Platz haben die Häuser einen durchaus städtischen Charakter, Ställe sind nur ganz vereinzelt vorhanden, indem schon seit langer Zeit alle landwirtschaftlichen Gebäulichkeiten ausserhalb der Stadt verlegt worden sind und die Bürgerschaft sich von altersher mehr mit städtischem Gewerbe und Handwerk befasste. Das ganze Strassenbild wird dominiert von dem über zehn Fenster breiten zweistöckigen alten Gasthof zur Krone. An der Hinterseite befinden sich Gärtchen, die nun zum Teil überbaut, terrassenförmig gegen den früher von der Aare gespiesenen Stadtgraben abfallen. Die von Wohlstand zeugenden und in ihrer überwiegenden Mehrzahl neueren Häuser haben Sandsteinfassaden oder dann einen Kalkbewurf. Die Fundamente und der breite Bürgerstieg — Lauben gibt es trotz der Bestimmung der Handfeste in Aarberg keine — sind dagegen fast überall aus gelblichem Kalkstein; ebenso die Türschwellen und Treppenstufen. Für die schmucklosen Fenstereinrahmungen kommt durchwegs wieder Sandstein zur Verwendung. Für kleine städtische Verhältnisse sind die Gebäude eher breit angelegt; sie bestehen alle aus einem einzigen Block mit der Treppe in der Mitte. Die Aborte befinden sich auf der Rückseite am Ende eines in das Gärtchen hinausragenden Anbaues. Die für das ganze Seeland charakteristischen grossen Dachluken mit Aufzug gegen die Strasse fehlen in Aarberg vollständig.

Das beachtenswerteste Gebäude Aarbergs ist das zu Anfang des XIX. Jahrhunderts fast ganz neu aufgeführte **Rathaus.** Tafeln 48—49. Vom älteren Bau sind nur an dessen Rück-

seite zwei spätgotische Fensterchen erhalten. An ihrer Fastnachtssitzung vom 28. März 1816 beschlossen „Räth und Burger“ von Aarberg dem Rathaus „vorzüglich eine neue Fasse vornen nebst einem Keller“ zu geben und ernannten dazu als Baukommittierte den Burgermeister J. J. Gohl und den Venner Samuel Kilian. Der Bau wurde dem Maurer Ulrich Adam übertragen und nach einem von ihm am 27. September vorgelegten Devis sogleich begonnen. Dabei blieb es aber nicht bei der Erneuerung der Fassade, die von Grund auf neu aufgeführt wurde; auch das Innere erfuhr, wie aus den diesbezüglichen Rechnungen ersichtlich, eine gründliche Umänderung. Die Gesamtkosten beliefen sich bis 1818 auf 1705 Kronen, 3 Batzen und 3 Kreuzer; darin waren aber diejenigen der Unterkellerung nicht einbegriffen, denn erst am 29. März dieses Jahres wurde definitiv festgesetzt, der Keller solle durch die ganze Länge des Hauses gegraben und statt mit Sandstein mit gebranntem Mauerstein gewölbt werden. Für die Mauer des Kellerhalses wurde Kalkstein aus der Brüttelen- und aus der Stockerengrube verwendet; aus gleichem Material auch der Vorplatz, der Kellerboden, ein Teil der Fundamente, die Treppenstufen bis ins zweite Stockwerk und der Unterbau der Aborte auf der Rückseite des Hauses. Die Fassade dagegen und auch die Fenstereinrahmungen der grösstenteils in Mauerwerk aufgeführten Hinterfront sind aus Sandstein, ebenfalls die Gangböden. Das zweite Stockwerk besteht im Innern aus Riegelwerk. Den einzigen Schmuck der schlichten Strassenfront bilden eine schüchterne Cartouche mit der Jahrzahl 1817 auf dem Mittelfenster des Erdgeschosses und das bekrönte Stadtwappen (ein Adler auf Dreiberg) über dem Mittelfenster des ersten Stockwerks. Letzteres ist eine Arbeit des 1791 aus Paris nach Bern gezogenen Bildhauers und Vergolders François-Michel Pugin † 1820, welchem dafür eine Belohnung von 70 Kronen, 10 Batzen zuteil wurde. Das Dach muss ebenfalls ganz neu gemacht worden sein; als Zimmermeister figuriert in den Rechnungen Heinrich Etter von Bargen.

Das Innere des Gebäudes ist von grosser Nüchternheit. Hinter der weissgetäfelten Gemeindeschreiberei im Erdgeschoss, mit dem blauen Kachelofen, den Christian Bieri von Schangnau aufsetzte, liegt ein kleines gewölbtes Archivzimmer. Der Vorderteil des ersten Stockwerks wird vom Gemeinde- und Burgerratssaal eingenommen, ein schmuckloser Raum mit naturfarbenem Getäfer. Das zweite Stockwerk wurde erst 1820 für Schulzwecke ausgebaut; für die Vertäfelung des Vorderzimmers erhielt 1838 der Schreiner Jakob Peter 204 Kronen 5 Batzen ausbezahlt. Ihrer Bestimmung als Schulzimmer dienten diese oberen Räume bis zum Jahr 1895. Der Uhrturm auf dem Dach stand ehedem auf dem alten Waghaus in der Mitte des Platzes; bei dessen Abbruch im Jahr 1864 wurde er auf das Rathaus gesetzt und bei dieser Gelegenheit 1865 mit neuen Zifferblättern versehen.

Der sehr hohe gewölbte Keller mit einem hinteren und vorderen Eingang ist von Anfang an an Weinhändler vermietet worden.

Nidau

Tafeln 50—51.

Das Städtchen Nidau, am rechten Ufer der Zihl bei ihrem Ausfluss aus dem Bielersee, wurde erst 1338 vom Grafen Rudolf III. von Neuenburg-Nidau gegründet. Einige Jahre vorher hatte er die Lehenshoheit über das viel ältere Schloss dieses Namens samt dem dazugehörigen Gebiet dem Bischof von Basel übertragen, so dass dieser nach dem 1375 erfolgten Tode des letzten Grafen von Nidau, Rudolfs IV., sich der Burg und des Städtchens bemächtigte. Der Neffe und Erbe des Verstorbenen, Graf Rudolf von Kyburg, zwang ihn aber mit Waffengewalt, allen seinen Ansprüchen darauf zu entsagen, und 1379 verpfändete er selber Nidau an Herzog Leopold von Österreich, der seinerseits seinen Pfandanspruch wiederum seiner Stadt Freiburg abtrat. Während des Krieges der Eidgenossen gegen Österreich und Freiburg im Mai 1388 von den Bernern belagert und zur

Übergabe gezwungen, kam es 1389 an Bern und blieb nun über 400 Jahre eine bernische Landvogtei.

Früher durch die Zihl und damit verbundene Kanäle ganz von Wasser umgeben, hat Nidau infolge der Juragewässerkorrektion und der damit verbundenen Tieferlegung des Bielerseespiegels das inselartige Aussehen, welches der Aberli'sche Prospekt von zirka 1780 wiedergibt, jetzt vollständig eingebüsst. Das Städtchen besteht in der Hauptsache aus einer breiten Gasse und einer an dessen Ende rechtwinklig zum ehemaligen Seeufer abzweigenden Häuserreihe; 1827 zählte es in 78 Häusern 467 Einwohner. Von Bern mit verschiedenen Freiheiten ausgestattet, hatte es seinen eigenen grossen und kleinen Rat, seine Burgermeister und Venner, die unter dem Vorsitz des bernischen Landvogts die Munizipalverwaltung führten. Schiffahrt, Warenspedition und etwas Handel bildeten den Haupterwerb der Bürgerschaft, welche im XVIII. Jahrhundert durch Annehmung neuer Bürger gegen ansehnliches Einkaufsgeld zu bedeutendem Wohlstand gelangte. Die auf Pfahlwerk ruhenden, aus Stein und Mauerwerk aufgeführten Häuser haben alle ein durchwegs städtisches Aussehen. Landwirtschaftliche Gebäulichkeiten fehlen ganz; ebenso die im Seeland so verbreiteten Giebel-Dachluken gegen die Strasse mit Aufzügen zur Beförderung von Futter- und Holzvorräten ins Dachgeschoss. In die Tiefe gebaut mit einem Abortanbau im dahinter liegenden Gärtchen, zählen die Häuser selten mehr als zwei Stockwerke. Die meist modernisierten schmucklosen Fassaden haben vielfach farbigen Kalkverputz; hier und da sind noch Reihenfenster erhalten geblieben. Die Keller liegen überall auf der Rückseite des Erdgeschosses, die Küche im ersten Stockwerk.

Rathaus Nidau

Tafeln 50—51.

Am 22. II 1754 beschlossen Rät und Burger von Nidau den Bau eines neuen Rathauses, nachdem ein Expertenbericht dargetan, dass infolge des delabrierten Zustandes des alten Gebäudes alle weiteren Reparaturen daran aussichtslos seien. Zur Beschaffung des Geldes wurden Burgermeister Georg Rönner und Venner Antoni Rönner zu Meinen Gnädigen Herren nach Bern delegiert, und im Juli des Jahres gewährten ihnen diese zu handen ihrer Stadt ein Darlehen von 20,000 ℔, verzinslich zu 2 % und rückzahlbar in jährlichen Raten von 2000 ℔; zum Verwalter dieses Geldes ernannte man den Venner Abraham Jaquillard. Eine am 30. Juli ernannte Baukommission, bestehend aus den Vennern Rönner, Löscher und Jaquillard, dem Ratschreiber Schmalz, Hauptmann Pagan und Altgrossweibel Hartmann erhielt den Auftrag, unter Zuziehung des an das damalige Rathaus anstossenden Hauses des Bendicht Laubscher, Pläne zum Neubau anfertigen zu lassen. Am 3. Mai 1756 legten die genannten solche von Mstr. Borel von Neuenburg vor; diese wurden genehmigt, und im Sommer begann der Abbruch des alten Gebäudes. Am 12. und 13. November dieses Jahres fand schon die „Aufrichti" des neuen Baues statt; bei dieser Gelegenheit erhielten die daran beteiligten Handwerksmeister für 5 Kronen 5 Batzen Wein und Brot: „Anstatt dem Nachtessen ward sowohl den Zimmerleuthen als denen Maurern, Decken, Karrer und Handlanger jedem geordnet 10 Batzen, so entrichtet mit 11 Kronen 23 Batzen; denen Knaben, so geholfen abdecken und wieder decken und etlichen Männern und Taglöhnern so geholfen 8 Kronen 15 Batzen." Im Herbst 1758 war der Neubau fertig; am 3. September wurde er von einem gewissen Duis und seiner Frau „geraumt" und am 2. Oktober erhält diese letztere „für 2 Tag im Rathaus zu fegen" 8 Batzen! Am 1. April 1760 endlich legte Venner Jaquillard Rät und Burgern von Nidau die Baurechnung im Betrag von 11125 Kronen, 16 Batzen 1½ Kreuzer, einschliesslich einer Gratifikation von 50 Kronen für seinen Mühewalt, zur Passation vor.

Ein glücklicher Zufall liess uns das Original dieser Baurechnung im Burgerarchiv von Nidau vorfinden, so dass man bis ins kleinste Detail des Baues orientiert ist. Seine Ausführung wurde laut Convention vom 30. IV 1756 den „Herren und Meister Borel und Berthoud" von Neuenburg übertragen; diese lieferten für 53 Kr. 18 Bz. 2 Kreuzer insgesamt 403 Fuder Mauersteine aus Hauterive, welche Jakob Schmalz von Nidau per Schiff von dort nach Nidau be-

förderte. Für gehauene Steine „für die beyden Façen und die Stegen, mit Begriff der Aufmaurung“ erhielten sie — die übrige Maurerarbeit nicht inbegriffen — 1346 Kr. 3 Bz. 2 Kreuzer. Ausserdem bezog man vom Maurer Rudolf Schmalz 6 weitere Fuder gelbe Steine; im Juli 1757 zahlte man dem Vincenz Rösseli für „ein Schiffeten Steinen zum Secret“ 4 Kr. 23 Bz. Die Köpfe über den Fenstern des Erdgeschosses meisselte der seit 1743 in Bern tätige Bildhauer Abraham Lambelet von Neuenburg (1720—73) und wurde dafür mit 8 Kronen 20 Batzen honoriert. Die gesamte Zimmerarbeit übernahm Meister Jakob Spaher von Nidau, alles in allem für 278 Kr. 13 Bz. 2 Kreuzer; die Fuhrlöhne für das in Leubringen, auf dem Tüscherzberg, im Beyachholz bei Walperswyl und anderswo gefällte Bauholz betrugen allein 126 Kr. 16 Bz. Meister Abraham Mäschi von Büren verfertigte einen Teil der „Tischmacher“- oder Schreinerarbeit, nämlich die Haustüre, sämtliche Fensterrahmen der Fassade, die Eichentüre zum Ratssaal und namentlich auch das Getäfer und den kunstvollen Eichenboden desselben, sowie das „Pendulekistlin ob der Rathstuben“, zusammen für 281 Kr. 8 Bz. 2 Kreuzer. Die Fensterrahmen zu der „hinderen Face“, die Vertäfelung und Fussböden des zweiten Stockwerks und die übrigen Türen sind dagegen das Werk des Tischmachers Abraham Kohler von Nidau. Für 40½ Klafter Wände zu gipsen à 10 Bz. und 33½ Klafter Decke à 20 Bz. erhielt der Gipsermeister Ulrich Reist 42 Kr. 25 Bz. und sein Lehrling 15 Bz. Trinkgeld; hierzu lieferte Herr Stadtlieutenant Glutz in Solothurn 10 Fass Gips für 24 Kronen; zwei weitere Fässer mussten noch aus Bern bezogen werden. Johannes Huser verfertigte einen Teil der Schlosserarbeiten; weitaus das meiste ist aber von der Hand des Schlossers Friedrich Funk, einem in Bern ansässigen Frankfurter, der 1757 mit 4 Brüdern in Nidau zum Burger angenommen wurde. Von ihm sind die zierlichen „Ballustres“, die Beschläge sämtlicher Fenster, Felläden und Türen; ausserdem machte er Eisentüren für das Ratstubenschäftli und das Gewölbschäftli und reparierte er zwei alte für das heutige Archiv. Für die beiden Stadtwappen an den Balustraden der Mittelfenster des ersten Stockwerks erhielt er ein Spezialhonorar von 2 Kronen; er (oder eher einer seiner Brüder) verfertigte auch die in der Baurechnung für 41 Kronen 5 Batzen eingesetzten „4 Sopha“ im Ratsaal. Das gesamte Eisen im Betrag von 45 Kronen 13 Batzen lieferten Herr Jaquillard und die Gebrüder Pagan, ebenso das Weissblech für die Dachkänel und dergl., welche Weissspengler Friedrich Gärtner in Biel herstellte. Als Dachdecker amtete Meister Joh. Kohler, als Glaser David Schmalz; die Bemalung der Ratsstube mit Ölfarbe, der Balustraden, Fensterrahmen, Känel und Rohre sind das Werk von „Herr Jakob Köhli, Maler von Biel.“ Die beiden Monumentalöfen des Saales endlich sind das Produkt Meister Georg Schmids von Neuenburg. Sie kosteten 96 Kronen und wurden 1758 aufgesetzt; der Fuhrlohn von Neuenburg nach Nidau ist unterm 23. III 1758 mit 2 Kronen verrechnet. Für die Zeichnung des Stadtwappens für diese Öfen erhielt ein Herr Mörikofer am 1. Okt. 1757 eine Krone 16 Batzen.

Leider lief der Bau nicht ohne ein Unglück ab, dem Mstr. Borel, der Baumeister, zum Opfer fiel. Ohne nähere Angaben enthält die Rechnung des Venners Jaquillard unter „in diversis“ die lakonischen Posten: „An Hhn. Chirurgen Spahren und Jacob Schmalz, den verunglückten Borel zu besorgen und für gegebenen Wein 3 Kr. 5 Bz. 2 Kreuzer“, und „An Meister Abraham Kohler, Tischmacher, für Meister Borels seinen Todtensarg 2 Kronen“, sowie „An Hrn. Bärenwirth Schmid für Meister Borels Dépense, da man mit ihm den Accord geschlossen, 1 Kr. 3 Bz.“

Das Gebäude, dessen tiefgelbe Fassade mit den Konsolen unter den Fenstersimsen auf den ersten Blick seinen Neuenburger Ursprung verrät, hat in der Folge sozusagen keine Änderungen erfahren. 1769 wurde die defekte Gipsdecke des Treppenhauses neugemacht und 1787 das Dach repariert. 1803 wurde die Haustüre durch eine neue ersetzt; der eine Flügel der alten Türe befindet sich noch auf dem Dachboden. Wie die andern Nidauer-Häuser ist es ganz in die Tiefe gebaut und nicht unterkellert. Im Erdgeschoss befindet sich rechts neben dem Eingang die heutige Gemeindeschreiberei, ein fast quadratischer Raum mit weissgrünlich bemaltem Getäfer. Von einem Ofenkämmerchen und einem Quergang getrennt liegen dahinter

die mit Eisentüren versehenen Archive der Burger- und der Einwohnergemeinde. Neben dem Treppenaufgang führt ein breites Thor in den kleinen Hof. Das schmucklose breite Treppenhaus ist neu bemalt. Die bei den Treppenansätzen angebauten Aborte sind in ihrer jetzigen Gestalt neueren Datums. Im grossen Vorraum des ersten Stockwerks verdient ein hübsches Kamin aus dunklem Marmor Beachtung, ebenso eine Wanduhr mit Metallzifferblatt über der Türe zum geräumigen Ratssaal. In demselben fallen namentlich die beiden Öfen des Georg Schmid ins Auge. In blauer Malerei bringen ihre Kacheln in Cartouchen biblische Szenen, namentlich solche des alten Testaments und der Apokryphen, untermischt mit mythologischen, wie der Sturz des Phaeton, zur Darstellung; auf den Flächen der durch neuere weisse Empireurnen gekrönten Kuppeln sind die 4 Evangelisten mit ihren Attributen abgebildet. Auf der mittelsten Kachel der beiden Aufsätze sieht man die nicht besonders schöne Zeichnung des Herrn Mörikofer verewigt, in einer Rocaillecartouche einen Krebs und einen Fisch; diese Darstellung des Nidauerwappens ist auf den Funkschen Balustraden bedeutend besser. Die Wanduhr mit Emailzifferblatt in reicher Goldumrahmung über der Eichentüre wird durch das gleiche Werk wie die dahinter befindliche des Vestibüls getrieben. Ein Geschenk des als Historiker bekannten Alexander Ludwig v. Wattenwyl 1714—80, der 1752—58 Landvogt zu Nidau war, ist sie eine Arbeit des in Bern etablierten Uhrmachers Daniel Beat Ludwig Funk; vermutlich ist der unten mit dem Wattenwylwappen geschmückte Rahmen das Werk seines Bruders, des Bildhauers und Vergolders Sigmund Emanuel F. Der schöne von A. Mäschi verfertigte Fussboden mit seiner eleganten Zeichnung ist leider sehr verwahrlost; besser erhalten ist die Gipsdecke mit der verzierten Kehle und das graue, mit Goldrändern bemalte Getäfer. Das von Anfang an als Wohnung (3 Zimmer und 1 Küche) ausgebaute zweite Stockwerk wurde jeweilen zusammen mit einem Teil des Erdgeschosses vermietet; dem Mieter lag die Reinhaltung und der Unterhalt des Rathauses ob.

Biel — Bienne

Tafeln 53—60.

Biel, heute mit über 30,000 Einwohnern, war im früheren Mittelalter Sitz eines gleichnamigen Freiherrenhauses, das seine Burg und Herrschaft aber schon im XII. Jahrhundert dem Bischof von Basel abtreten musste. Bald nach 1200 scheint dieser die eigentliche Stadt als Stützpunkt gegen die dem mit ihm meist verfeindeten Grafen von Neuenburg zugehörige feste Burg Nidau gegründet zu haben. Schon 1252 im Besitz eines eigenen Siegels, erhielt die Stadt kurz nach 1272 von Kaiser Rudolf v. Habsburg die Rechte und Freiheiten der Stadt Basel, nachdem sie im Sommer dieses Jahres von ihm und dem Grafen v. Mümpelgard in einem Streit mit dem Bischof vergeblich belagert worden war. Mit Bern schlossen die Bieler 1279 ein erstes, in der Folge oft erneuertes Bündnis; 1367 kam es aber zwischen dieser Stadt und dem streitsüchtigen Bischof Johann v. Vienne zum Krieg, wobei die alte bischöfliche Burg am Platz des heutigen Theaters auf dem Burgplatz zerstört wurde. Sie wurde in der Folge nicht wieder aufgebaut; mit Mühe erholte sich die Stadt von der erlittenen Verwüstung. Das Burgrecht mit Bern blieb aber bestehen und die Beziehungen zwischen beiden Städten festigten sich erst recht, nachdem Biel 1528 die Reformation angenommen hatte und trotz aller Bemühungen der Bischöfe an derselben festhielt. Der als der eigentliche Begründer der landesherrlichen Souveränität des bischöflichen Stuhls bekannte Bischof Jakob Christoph Blarer entschloss sich daher, die ihm abgelegene und recht unabhängig gewordene Stadt mit ihrem ganzen Pannergebiet gegen Entgelt von 15,000 Kronen und gegen Aufgabe ihres Bündnisses mit den Münstertalern an Bern abzutreten; das Tauschgeschäft wurde 1598 abgeschlossen, konnte aber nicht zur Ausführung gelangen wegen Einspruchs der katholischen Orte und wegen ausgebrochener Unruhen in der Bieler Bür-

gerschaft, welche wohl einsehen mochte, dass ihrer Unabhängigkeit der bisherige Zustand förderlicher sei. Die Beziehungen zu Bern werden in der Folge noch aufrecht erhalten, die landesherrliche Gewalt des Bischofs nahm aber zu, bis der Einfall der Franzosen derselben ein Ende machte und 1798 Biel als bischöfliches Gebiet Frankreich einverleibt wurde. 1815 erfolgte durch Beschluss des Wiener Kongresses die Vereinigung Biels mit dem Kanton Bern. Zuerst Bestandteil des Oberamts Nidau, wurde er 1832 zum eigenen Amtsbezirk erhoben.

Die älteste Stadtanlage bildet der Ring als Marktplatz, das Ober- und das Untergässchen, sowie die Schmiedengasse. Die Häuser lehnten sich an die Ringmauern an, die Südseite der Schmiedengasse ausgenommen, wo wahrscheinlich erst Speicher, dann die Hinterhäuser der dort stehenden Häuser gebaut wurden. Durch Anlage der Obergasse und der Untergasse wurde Ende des XIII. Jahrhunderts eine erste Stadterweiterung vorgenommen, die sich südwärts bis an die Schüss erstreckte. Kurz vor 1341 schloss sich südlich der Altstadt ein neuer Stadtteil an, umfassend die heutige Kanal-, Markt-, Nidau- und Collègegasse. Um 1354 eingeäschert, behielt dieses Quartier nach seinem Wiederaufbau jahrhundertelang den Namen „Neuenstadt". In diesem um 1341 erreichten Umfang, den der vom Bieler Glasmaler Joh. Heinrich Laubscher gezeichnete Prospekt in der Merianschen Topographie von 1642 wiedergibt, blieb die Stadt bis ins XIX. Jahrhundert bestehen. Erst 1829 fing man an, ein Tor nach dem andern abzubrechen und den alten Gassen direkte Fortsetzungen in die einstigen Gärten und Wiesen hinaus zu geben; seit 50 Jahren hat das Wachstum Biels mit amerikanischer Geschwindigkeit zugenommen — und das alte Stadtbild bis auf einen geringen Überrest gänzlich zerstört.

Seit 1352 im Besitz einer städtischen Handfeste, war Biel schon im XVI. Jahrhundert eine Stadt von ansehnlicher Grösse. An der Spitze der städtischen Behörden, bestehend aus Burgermeister, Venner, kleinem und grossem Rat, stand der bischöfliche Meyer, anfänglich dem bischöflichen Stiftsadel, später der Bieler Burgerschaft entnommen. Noch im XV. Jahrhundert fast nur aus Handwerkern und Gewerbetreibenden bestehend, gelangte ein Teil derselben vom XVI. Jahrhundert an zu adeliger Stellung und sonderte sich in ihrer Lebensweise von den übrigen Bürgern gesellschaftlich ab. Verwandtschaftliche Beziehungen mit Patrizierfamilien von Bern, Freiburg, Neuenburg und sogar Schaffhausen förderten die soziale Stellung dieser Geschlechter, an deren Spitze vorab die Thellung, Wildermett, Wyttenbach, Heinricher, Chemilleret, Scholl u. a. standen. Aus diesem Grunde finden sich namentlich an der Obergasse und an der Südseite der Schmiedengasse herrschaftliche Wohnhäuser des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, welche diesen Gassen ein von denjenigen der übrigen bernischen Landstädte durchaus verschiedenes Aussehen verleihen. An der Grenze zwischen deutsch und welsch gelegen, bietet Biel auch in der äusseren Bauart seiner Häuser darauf zurückzuführende Eigentümlichkeiten. Besonders stark wirkt der Kontrast an der Obergasse, deren Südseite breite gepflasterte Lauben nach Art der bernischen mit zu ebener Erde liegenden Hauseingängen zeigt, auf ihrer Nordseite aber alles Häuser mit erhöhtem Erdgeschoss mit auf die Strasse vorgelagerter Freitreppe und nur zum halben Teil unterirdischen Kellern — ganz nach neuenburgischem Muster — aufweist. Ältere Bauwerke haben vielfach Treppengiebel gegen die Strasse; westschweizerisch ist die durchwegs dem Fassadenverputz angepasste graue oder bräunliche Bemalung der Fellläden. Die Fassaden sind schmucklos und haben grauen, gelblichen oder rötlichen Kalkverputz; die wenig hervortretenden Fenster- und Türeinfassungen sind aus Jurakalk, seltener aus Hauterivestein. Die ziemlich steil ansteigenden Dächer sind in Biel viel weniger weit hervorspringend als im übrigen Seeland und im östlichen Kantonsgebiet. Lauben finden sich ausser an der Obergasse nur noch am Ring vor, der dadurch ein ganz deutschschweizerisches Gepräge erhält. Die Treppen sind entweder als Wendeltreppen in besonderen Treppentürmen angebaut und dann aus Stein, oder sie sind im Innern des Hauses aus Holz mit ebenfalls hölzernen Geländern untergebracht. Durch spätere Vereinigung mit dem anstossenden Hinterhause haben die meist ziem-

lich schmal angelegten Häuser eine bedeutende Tiefe gewonnen; wie der Stadtplan zeigt, sind aber an der Untergasse und Schmiedengasse noch eine ganze Reihe Häuser in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten.

Der Ring. Zunfthaus zu Waldleuten

Tafeln 54—55.

Das Wahrzeichen Alt-Biels ist der „Ring". Neben der spätgotischen Kirche des hl. Benedikt fällt auf der Südseite vor allem das erkergeschmückte ehemalige Zunfthaus zu den Waldleuten ins Auge. Der Bau desselben wurde 1561 begonnen; noch ist der von 1559 datierte Bauvertrag mit dem Werkmeister, dem vielseitigen Michel Woumard, vorhanden. Bis 1732 diente das Haus den Zunftgenossen zum Wald als Zunfthaus; nachwärts an Private veräussert, gelangte es 1894 durch Kauf an den Kunstverein von Biel. Durch seine Bemühungen hat das im Jahre 1808 durch ein abgewalmtes Bernerdach entstellte Gebäude unter der Leitung von Architekt Propper 1899–1900 eine gründliche Restauration erfahren. Hierbei wurden die Fenstergewände und -Stürze der Hauptfassade rekonstruiert und der ursprüngliche Treppengiebel wieder aufgeführt, wobei eine durch den Bernergiebel verdeckte Zierfläche des Erkers freigelegt wurde. Der auf massivem, vom Quadrat durch Vorkragung auf ein Achteck übergehenden Kalksteinfuss ruhende Erker wurde laut Aufschrift auf einer Seitenfläche des dritten Stockwerks 1611 renoviert; zu dieser Zeit erhielt er dieses oberste Geschoss und sein hohes Zwiebeldach. Vom ersten Stockwerk an sind die Erkerwände aus gelbem Hauterivestein; von den Fenstern auf seinen sechs Seitenflächen waren von 1808—1899 je drei vermauert. Die gotisch profilierten Fenster tragen am Sturz das im Seelande im XVI. und XVII. Jahrhundert häufig angewandte Renaissance-Muschelornament; auch die ausgeschafften Kreisbogenornamente der Zierflächen über den Fenstern finden sich in Biel noch an anderen Gebäuden. Im zweiten Stockwerk des Erkers ist ein zierliches Sterngewölbe mit Rosette als Schlussstein. Ein Wappenschild über der Verbindungstür des Erkers mit dem Wohnraum trägt das Steinmetzzeichen Meister Woumards. Der Wappenstein mit dem Zunftwappen an der Fassade war 1808 nach Leubringen in das Gasthaus versetzt worden, konnte aber 1899 wieder für seinen ursprünglichen Standort erworben werden.

Der schöne Wappenstein mit dem Bieler Stadtwappen von 1565 auf der Westseite, ebenfalls von Woumard nach einer Zeichnung des Malers Jakob Herold erstellt, schmückte bis 1875 das in diesem Jahr „aus Verkehrsrücksichten" abgebrochene Obertor am Ausgang der Obergasse.

Alte Krone

Tafeln 54—56.

Heute Brasserie Moll, wurde dieses Gebäude 1578—1582 am Platz des ehemaligen Rathauses von der Stadt Biel als Gasthof erbaut. Vom Hauszeichen erhielt es schon 1582 den Namen „zur Krone"; das Gasthofrecht wurde erst vor zirka 50 Jahren auf das heutige Gasthaus zur Krone an der Kanalgasse übertragen. Im Stil der Frührenaissance, aber mit vielen spätgotischen Einzelheiten, hat das Gebäude namentlich an den Fenstern des ersten Stockwerks der Ostfassade, die wirkungsvoll die Obergasse abschliesst, in neuerer Zeit Umänderungen erfahren; ein dunkelgrauer Verputz, von welchem sich die gelben Fenster- und Türeinfassungen und Simse aus Hauterivestein recht hart abheben, trägt nicht zur Verschönerung des Hauses bei. Alt ist dagegen das durchbrochene Vordach mit der darüberbefindlichen Giebeltüre, ehemals zum Aufziehen von Lasten ins Dachgeschoss. Das Erdgeschoss, an den Ecken und Türen mit grauem Jurastein armiert, enthält im Innern eine grosse Halle. Der Treppenturm mit hübscher Türeinrahmung enthält eine steinerne Wendeltreppe, die in einen geräumigen Vorraum mit Zugang zu den Zimmern führt. Beachtenswert sind namentlich die Fenster der Südfassade — im ersten Stockwerk Reihenfenster, im zweiten solche mit Kreuzstöcken — mit ihrer zierlichen spätgotischen Profilierung. Den breiten Fensterpfosten entspricht im Innern als Träger der Fensternischengewölbe je eine mit Akanthusblättern gezierte und mit gotisierendem Kapitäl gekrönte Säule, die einen beidseitig mit Engelsköpfen geschmückten bis zur Decke

reichenden Widerlagsquader als Kämpfer für die Fensternischengewölbe trägt. Gegen das Zimmer zu weist dieser einen ehemals mit dem Stadtwappen, jetzt mit der Krone versehenen Wappenschild auf. Diese Säulen finden sich in gleicher Durchbildung im Rathaus und im Zeughaus. Der nördliche ebenfalls mit einem Treppengiebel geschmückte Anbau, der auf der Ansicht von Laubscher sichtbar ist, wurde zu gleicher Zeit wie das Hauptgebäude aufgeführt.

Bürgerhäuser an der Schmiedengasse

Tafel 54.

Die Häuser Nr. 14—18 an der Schmiedengasse mit ihren gotischen Reihenfenstern aus Jurakalk der unteren und den Kreuzfenstern der oberen Geschosse haben bis auf ihre zu modernen Magazinen umgebauten Erdgeschosse ganz das Aussehen bewahrt, das sie im XVI. und XVII. Jahrhundert als Wohnungen wohlhabender Bieler Burger erhalten haben.

Am Haus Nr. 14 ist namentlich das vierteilige Fenster des Obergeschosses beachtenswert, als dessen Erbauer möglicherweise der Maler und Glasmaler Hans Herolt in Betracht kommt, dem 1556 das Haus gehörte; 1628 bewohnte es Hans Heinrich Berlincourt.

Das Haus Nr. 16 hatte schon früher einen Kaufladen im Erdgeschoss; es gehörte 1507 dem Burgermeister Bendicht Jeger, 1556 dem Venner Peter Hans Jeger und vererbte sich in dessen Deszendenz bis ins XVIII. Jahrhundert. 1772 besass es der Weissgerber Peter Köhli; nach verschiedenen Handänderungen gelangte es 1822 an Emanuel Seitz, Gürtler und Chorrichter. In dessen Familie verblieb es bis zum Ableben des Handelsmanns Jules Seitz, dessen Witwe Bertha Adele Seitz geb. Dübi 1904 das Haus übernahm. Durch ihre Wiederverheiratung gelangte es 1911 an ihren zweiten Ehemann, Generalagent Friedrich Zingg in Bern. Im Innern verdient eine massige Renaissancesäule auf viereckigem Sockel im Reihenfenster des ersten Stockwerks Beachtung; ausser einigen Türen mit Beschlägen und einfachen Schnitzereien aus dem XVII. Jahrhundert ist sonst von der alten Innenausstattung nichts mehr vorhanden. Im ersten Stock befindet sich über der hölzernen Treppe noch eine alte Rauchkammer.

Auch das anstossende Haus Nr. 18, jetzt Wirtschaft zu Metzgern, war früher ein Wohnhaus. Im Jahr 1474 bewohnte es Bendicht Herli, 1507 Ludwig Herli, 1520 Adam Erni, 1556 Aimo Lossyer, 1628 Hr. David Krachbelz, 1665 Hans Schuler und Peter Jäger — lauter Vertreter des Bieler Bürgerstandes. 1772 sass der Metzger Hr. Joh. Blösch darin, und von da an wurde längere Zeit eine Metzgerei im Hause betrieben. 1816 erbte es der Metzger Emanuel Weber von seinem Vater Jakob Weber; von der Familie Weber wurde es 1866 um 30,200 Fr. dem Zuckerbäcker Albert Wysard verkauft. Durch Wiederverheiratung seiner Witwe Louise geb. Rohr gelangte in den 80ger Jahren ein Teil des Hauses an den Wirt Adolf Hopfengärtner, der daselbst eine Wirtschaft eröffnete und von seinen Stiefkindern Wysard nach und nach alle ihre Anteile erwarb, bis er als Alleinbesitzer 1898 die Besitzung dem Metzgermeister Hans Röthlisberger verkaufte.

Eckhaus Kirchgässli Nr. 8

Tafel 57.

Einen etwas ungewöhnlichen Grundriss hat das vermutlich vom Bieler Ratsherrn Helias Wagner, dem der Rat 1596 Bauholz bewilligte, 1597 erbaute Haus infolge seiner Lage an einer engen Strassenkreuzung erhalten. Bis auf die grösstenteils neueren Fenster und die dem XVIII. Jahrhundert angehörende charakteristische Bedachung hat es im grossen und ganzen sein ursprüngliches Aussehen bewahrt, dasjenige des Wohnhauses eines vornehmeren Bielers vom Ende des XVI. Jahrhunderts. Charakteristisch ist vor allem der Erker mit dem bekannten Renaissance-Muschelornament am Sturz der gotisch profilierten Fenster seines Obergeschosses; der Spitzhelm, der ihn allem nach früher krönte, hat beim Neubau des Daches weichen müssen. Dem durch die Enge des verfügbaren Grund und Bodens verursachten Raummangel ist der Erbauer des Gebäudes durch Aufbau nach oben entgegengetreten, wodurch das Haus ein turmartiges Aussehen erhalten hat. Dass es von Anfang an seine heutige Höhe hatte, beweist das gotisch profilierte Kreuzfenster gegen

das Untergässli. Das Erdgeschoss enthielt ausser den Kellern früher sehr wahrscheinlich an Stelle der heutigen Metzgerei einen Pferdestall oder einen Wagenschopf; infolge mehrfacher Umbauten lässt sich der frühere Zustand dieser Räumlichkeiten nicht mehr genau feststellen. Herrschaftlich angelegt ist die steinerne Freitreppe, die zur Haustüre im ersten Stockwerk führt. Über derselben ist ein einfacher Wappenschild mit Hauszeichen und den Initialen H. W. und der Jahrzahl 1597 angebracht; bemerkenswert ist das kleine gotische Lichtfensterchen zur Erleuchtung des Hausgangs bei geschlossener Türe dicht an der Türeinfassung. Das Innere des Hauses ist im XVIII. Jahrhundert verändert worden, allem nach aber unter Beibehaltung der ursprünglichen Einteilung; aus dieser Zeit stammt auch die hübsche eichene Haustüre. Die Hauptwohnräume liegen im zweiten Stockwerk, wo sich auch die ursprüngliche Küche befindet. (Eine zweite Küche wurde später im ersten Stockwerk eingerichtet.) Das grosse Eckzimmer dieses Stockwerks hat noch ein einfaches Hartholzgetäfer mit Wandschränkchen und ebensolche Decke, die möglicherweise noch aus dem XVII. Jahrhundert stammen; der Erker dagegen ist an der Decke mit primitiven Louis XV Stukkaturen verziert.

Über die früheren Bewohner des Hauses ist nichts zu ermitteln. 1818 besassen es der gewesene Amtsstatthalter Georg Friedrich Heilmann und Herr Edmund Haag, die es in diesem Jahre dem Handelsmann Johann Jak. Lehmann von Nidau verkauften. Seit 1838 war der Handelsmann und Amtsrichter Jakob Lehmann Eigentümer. Von diesem kam das Haus 1874 an Friedrich Käch, Charcutier in Biel, dessen Witwe es 1882 dem Friedrich Gerber-Käch verkaufte. Von seiner Witwe Rosina Gerber geb. Käch erwarb es 1896 Landwirt Friedrich Kummer, der es 1905 seinem Sohne Metzgermeister J. Rud. Kummer-Dübi abtrat.

Untergasse Nr. 42

Tafeln 58—59.

Viel Ähnlichkeit mit den Neuenstadter Häusern haben diejenigen von Biel. Durch das Fehlen der Dachluke mit Heu- und Holzaufzug und der Kelter im Keller auf andere Erwerbsart der Bewohner hindeutend, hat das aus dem XVI. Jahrhundert stammende Wohnhaus eines Kleinbürgers an der Untergasse Nr. 42, trotz späterer Einbauten sich seine ursprüngliche Innenanlage gut erhalten. Der Keller, zu dem man von der Strasse einige Stufen hinabsteigt, ist in seinem als Holzraum etc. dienlichen vorderen Teil mit Steinfliessen belegt und mit einer Holzdecke versehen; dahinter liegt der eigentliche gewölbte Keller, in dem später ein Ziegenstall eingebaut wurde. Der Zugang zu den Wohnräumen war von jeher vom Keller abgetrennt; mittelst einer kurzen Treppe gelangt man von der Haustüre mit kleinem Oberlicht in ein Hochparterre, das jetzt zu Wohnzwecken, früher aber jedenfalls als Werkstatt oder Laden mit dahinterliegendem Lagerraum benutzt wurde. Im vorderen Raum, den ein niedriges Bogenfenster erleuchtet, ist jetzt neben dem Hausgang der früher auf der Rückseite des Hauses befindliche Abort eingebaut. Die hintere Hälfte des ersten Stockwerks, früher eine einzige grosse Küche, ist durch Holz- und Riegwände unterschlagen, wodurch die Küche auf ein Minimum reduziert, dafür aber ein Zimmer und ein richtiges Treppenhaus gewonnen wurde. Das grauvertäfelte Wohnzimmer hat zahlreiche Wandschränkchen und Holzdecke. Ursprünglich Einfamilienwohnung, ist durch Einbau einer weiteren Küche im Hochparterre und im Obergeschoss das Haus für mehrere Parteien bewohnbar gemacht worden. Die hartsteinernen Fenster- und Türumrahmungen der Fassade liegen jetzt grösstenteils unter Kalkverputz; die Fenstergewände auf der Rückseite sind heute hölzern.

Die älteren Besitzer des Hauses sind unbekannt und im XIX. Jahrhundert hat es häufig Hand geändert. Am 1. Thermidor des Jahres 11 der französischen Republik (19. Juli 1802) verkaufte es Emanuel Graf dem Joh. Grüring, dessen Witwe es 1833 dem Müllermeister Niklaus Moser in Neuenburg veräusserte. Von seinen Erben wurde es 1855 dem Lohnkutscher und Fuhrhalter Friedrich Dällenbach in Biel verkauft; durch Weiterverkauf gelangte es 1858 an Johann Kappeler, Schuhmachermeister, 1862 an Sig-

fried Weber, Schneidermeister, und 1865 an Abraham Levy, Negotiant. Durch Geldstagssteigerungsauskauf erwarb es 1867 Kommandant und Rentier Friedrich Schwab, dessen Erben es 1869 um 6800 Fr. dem Fuhrmann Alexander Walther abtraten. In seiner Verlassenschaftsliquidation übernahm es wieder 1909 die Schwiegertochter des obigen Herrn Schwab, Frau Marie Schwab geb. Blösch, die es noch besitzt und an Taglöhnerfamilien vermietet.

Thellunghaus

Tafeln 58—59.

Seine heutige Einteilung und Innengestaltung hat dieses ehemalige vornehme Herrenhaus grösstenteils zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts erhalten. Als das dritte hinter dem Obertor, mit seiner hellen Giebelseite und dem hohen Treppenturm ist es indessen auf Laubschers Ansicht von Biel von zirka 1642 gut zu erkennen; schon damals zählte es drei Stockwerke und war es für Bieler Verhältnisse ein ungewöhnlich grosser Bau. Seit dem XVI. Jahrhundert war es das Sässhaus der Familie Thellung, nach dem Wegzug und Aussterben der Wyttenbach wohl die reichste und einflussreichste der Stadt, in welcher seit 1607 bis 1798 das bischöfliche Meyeramt beinahe erblich war. Hans Heinrich Thellung, 1615 bis 1690, welcher zu Laubschers Zeit das Haus bewohnte, Hauptmann in Frankreich, dann des grossen und des kleinen Rates in Biel, 1652 Landvogt im Erguel und 1660 Statthalter am Meyeramt, wurde 1653 von Kaiser Ferdinand in den Adelstand erhoben mit der Befugnis, sich Thellung von Courtelary wo sein Grossvater bischöfliche Güter als Lehen erworben hatte — zu nennen. Seiner zahlreichen, aus zwei Ehen mit Jeanne Louise de Merveilleux aus Neuenburg und Susanna Ursula v. Wattenwyl aus Bern erzeugten Deszendenz hinterliess er ausser dem adeligen Namen bedeutenden Reichtum. Das Haus ging in der Folge an einen seiner Enkel Vinzenz Maximilian Th. über, geboren 1692, 1714 des grossen, 1715 des kleinen Rats und von 1723 bis zu seinem 1747 erfolgten Tode bischöflicher Meyer. Dieser hat ihm im grossen und ganzen seine heutige Gestalt gegeben.

Durch einen breiten mit Steinfliessen belegten gewölbten Gang gelangt man von der Laube zum auf der Hofseite angebauten Treppenturm mit Jurasteintritten, dessen gotische Fenster auf eine frühere Bauzeit hinweisen. Die heute ganz umgebauten Erdgeschossräume über den grossen gewölbten Kellern mit Zugang von der Strasse und vom hinabgeführten Treppenturm enthielten ursprünglich jedenfalls Knechtenzimmer, Remisen und Pferdeställe. Auf allen Stockwerken ist die gleiche Zimmereinteilung: ein langgestrecktes Vorzimmer, daneben gegen den Hof im ersten Stockwerk die Küche mit dahinterliegender Rauchkammer, und sonstige Dependenzen, vorn gegen die Gasse links ein sehr grosses zweifenstriges, in der Mitte ein Kabinett und rechts ein geräumiges einfenstriges Zimmer. Im ersten und dritten Geschoss sind noch aus dem XVII. Jahrhundert stammende Türen und Täferüberreste sichtbar. Das zur Beletage ausgebaute zweite Stockwerk trägt dagegen mit seinen grossen eichenen Doppeltüren mit zierlichen Messingverzierungen an den Spanioletstangen — das identisch gleiche Muster findet sich in Bern in verschiedenen Häusern — ganz den Stempel der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts. Im Saal gegen die Gasse, mit späterem hübschem weissem Louis XVI Turmofen und entsprechendem Kamin, ist an der Decke in Stukkatur in mächtigen Proportionen (zirka 2,5×3 m) ein Wappenrelief mit geviertetem Schild, enthaltend die Wappen Joseph Maximilian Th. und dasjenige seiner Gemahlin Salome v. Diesbach aus Bern. Das oberste Geschoss zeichnet sich durch bedeutende Höhe der Räume aus. Das Mansardendach ist erst infolge eines Brandes im Jahr 1914, durch welchen auch andere Teile des Gebäudes stark gelitten, neu aufgeführt worden. Der Anbau im Hof stammt vermutlich aus dem XVIII. Jahrhundert; die aus derselben Zeit herrührenden Fenstereinrahmungen sind aus gelbem Hauterivestein.

Das alte Stammhaus verblieb in der Familie Thellung bis zur Franzosenzeit. Später besass es der Ratsherr Franz Ludwig Schaltenbrand, der es 1820 dem Johann Peter Huber verkaufte. Von ihm erbte es 1851 der Handelsmann Emanuel Masel, bei dessen Nachkommen es verblieb, bis sie es

1877 dem Major Alexander Steiner-Hartmann um Fr. 58,622 verkauften. Dessen Kinder traten es 1908 dem Wirt Fritz Zurbrügg ab, der in einem Teil des Erdgeschosses eine Wirtschaft einrichtete. Heute gehört es den Geschwistern Zurbrügg; älteren Leuten in Biel ist immer noch die Bezeichnung „Maselhaus" gebräuchlich.

Bifang

Tafel 60.

Ein Idyll aus verschwundenen Tagen ist das alte Herrenhaus „im Bifang" an der Rosiusgasse dicht vor den Toren der Altstadt. Das Dach ist ganz bernisch; der braune Fassadenverputz mit den leuchtendgelben Fenster- und Türgewänden und ebensolcher Armierung der Ecken aus Hauterivestein verrät dagegen die Nähe von Neuenburg. Der Ausbau des Hauses zu seiner heutigen Gestalt hat sich nach und nach vollzogen: vom kleinen Sommerhaus vor dem Stadttor hat es sich Hand in Hand mit dem Heranwachsen Biels zum Wohnhaus für das ganze Jahr entwickelt. Ein Sommerhaus mit Garten im Bifang besass schon seit 1667 die von Montbéliard nach Biel eingewanderte und rasch zu Ansehen gelangte Familie Chemilleret. Ein Teil der Besitzung scheint der Ratsherr Franz Rudolf Ch. um 1780 dem Weinhändler Sigmund Moser, einem Bruder des bekannten Burgermeisters Alexander M., verkauft zu haben, welcher den Grundstein zum jetzigen Gebäude legte. Als Wohnhaus baute er allem nach nur den gegen den Garten gelegenen Teil mit der hübschen Louis XVI Eingangstüre; rechts davon schlossen sich, von einer dicken Innenmauer getrennt, im Erdgeschoss die Kontor- und Bureauräume für seine Weinhandlung an, von welcher die grossen Keller mit dem Kellerhals aus Solothurnstein auf dem mit Steinfliessen belegten Vorplatz noch heute ein beredtes Zeugnis geben. Auf der Rückseite befanden sich Lagerräume und wahrscheinlich auch Pferdeställe; den grössten Teil des Obergeschosses nahm bis in neuester Zeit eine Heubühne ein, mit Brückeneinfahrt von dem hinter dem Hause durchführenden höher gelegenen Lindenweg her. Den Garten, und wahrscheinlich auch die heutige Gärtner- oder Rebmannswohnung mit dem hübschen Mansardendach, scheint Ratsherr Chemilleret vorderhand noch behalten zu haben; damit stimmt auch, dass vom Moserschen Bau ursprünglich gar keine Türe auf die Gartenseite führte, sondern alle Zugänge auf der Terrasse gegen die Strasse liegen. Erst nach dem 1790 erfolgten Tode dieses letzten Chemilleret gelangte Sigmund Moser in den Besitz des ganzen Gutes.

Der freistehende Abortanbau auf der Rückseite, mit dem ersten Stockwerk durch eine geschlossene Laube verbunden, ist durch später hinzugekommene Dependenzen (Holzhaus, Keller für Gartengeräte etc.), die sämtlich an das Strassenbord des Lindenweges angebaut sind, heute mit dem schon erwähnten Gärtnerhaus — vielleicht das ursprüngliche Sommerhaus der Chemilleret — verbunden. Dieses enthält einen grossen Kelterraum; auf einer Ansicht von Biel von zirka 1820 liegt der Bifang noch mitten in Weinbergen. Ihm gegenüber, eine kleine Hofanlage zwischen dem Herrenhaus und dem im französischen Geschmack angelegten Garten bildend, liegt ein kleines dem Stil des Hauptgebäudes angepasstes Waschhaus. Der Remisenanbau auf der Strassenseite ist neu.

Der Hauptreiz des Bifangs liegt nicht so sehr in der Innenanlage des Wohnhauses, das in seinen mit einfachen weissvertäfelten Wänden und Decken versehenen Zimmern ausser einem hübschen weissen Empireofen und einigen Louis XVI Kaminen wenig Bemerkenswertes enthält, als in seiner Gesamtanlage, die sich trefflich der Terrainbeschaffenheit anpasst: In den von zwei Strassen gebildeten Winkel das langgestreckte Wohnhaus mit vorgelagerter Terrasse, dahinter der von Dependenzen umgebene Vorplatz als Übergang zum Garten, ist es der Typus des alten Vorstadtherrenhauses, wie er z. B. in Bern sozusagen gar nicht mehr erhalten ist.

Twann — Douanne

Tafeln 61—62.

Ligerz — Gléresse

Tafeln 63—65.

Im Zentrum des Weingeländes des linken Bielerseeufers, bildeten diese beiden Ortschaften schon seit dem XV. Jahrhundert eine bernische Enklave im Gebiet der Basler Fürstbischöfe. Twann war im Mittelalter der Sitz eines gleichnamigen Freiherrengeschlechts, von welchem es schon im XIII. Jahrhundert an die Edlen von Tess und von diesen nachwärts nach verschiedenen Besitzänderungen an den bernischen Schultheissen Wilhelm v. Diesbach kam, der seine Rechte 1487 der Stadt Bern verkaufte. Die Herrschaft Twann wurde dem jenseits des Sees liegenden Amt Nidau einverleibt und 1494 kauften sich die Twanner von ihren neuen Herren von der Leibeigenschaft los. Ligerz, französisch Gléresse, von Twann eine schwache halbe Stunde seeaufwärts gelegen, ist Sprachgrenze; jahrhundertelang bildete der Kalkofen zu äusserst am Dorf auch die Grenze zwischen Bern und dem Bistum. Ebenfalls Sitz eines erst 1598 ausgestorbenen freiherrlichen Geschlechts, kam Ligerz um die Wende des XIV. Jahrhunderts von dieser zur Hälfte an den Berner Johann v. Muleren, zur Hälfte an die Stadt Biel. Nachdem der Mulerensche Anteil 1469 durch Verkauf an die Stadt Bern gelangt war, blieb diese bis 1551 mit Biel im gemeinsamen Besitz der Ortschaft. In diesem Jahr erwarb die Aarestadt durch Tausch auch die andere Hälfte und wie Twann, wurde nun auch Ligerz zum Amt Nidau geschlagen.

Von jeher fand die Bevölkerung der beiden Orte ihr Auskommen fast ausschliesslich im Weinbau. Schon im Mittelalter hatten zahlreiche geistliche und weltliche Herren in dieser Gegend bedeutenden Rebbesitz; vom XVI. Jahrhundert an traten Stadtberner an ihre Stelle. Infolge der 1867—1882 vorgenommenen Tieferlegung des Sees und der daraus hervorgegangenen klimatischen Änderungen ist der Rebbau stark zurückgegangen, was auf die Lebensweise und ökonomischen Verhältnisse der Einwohner nicht ohne Einfluss geblieben ist.

Am Fusse des Jura im nördlichsten Teil des westschweizerischen Weingeländes gelegen, haben Twann und Ligerz ganz den Charakter der neuenburgischen und waadtländischen Rebdörfer. Ihre gassenartig aneinander gebauten Häuser stehen in einem auffallenden Kontrast zu dem auf der andern Seeseite gelegenen Gehöften des eigentlichen Seelandes. Ligerz bildet eine einzige schmale Gasse; die früher bis an den See rührenden Gärten der vorderen Häuserreihen werden seit 1845 von der Staatsstrasse Biel-Neuenstadt durchschnitten. Twann ist etwas breiter angelegt und hat auch Quergassen.

Von keinen Stadtmauern eingeengt haben sich die Häuser trotz vieler Übereinstimmungen zu grösseren Dimensionen, namentlich in der Breite, und nach einem weniger einheitlichen Schema als im benachbarten Neuenstadt entwickelt. Das Erdgeschoss wird regelmässig vom Kellerraum und vom Weinkeller eingenommen; nebenbei dient es als Werkstatt. In grösseren Räumen enthält es auch gegebenenfalls einen Pferde- oder Grossviehstall. Sonstige Ställe oder Scheunen und Speicher stehen dagegen fast durchwegs als getrennte Gebäude und zwar meist auf der Rückseite des gegen die Strasse orientierten Wohngebäudes. Zur Treppe gelangt man gewöhnlich durch eine besondere Türe und durch einen eigentlichen Hausgang; öfters führt sie an der Aussenseite des Hauses direkt in das erste Stockwerk, wo ein Gang den Zugang zur Küche und den Wohnräumen vermittelt. In die oberen Geschosse führt eine innere Holztreppe. Die weit vorspringenden ziegelbedeckten

Dächer der selten zwei Stockwerke übersteigenden Häuser werden durch schräg aus der Fassade hervorspringende Holzträger gestützt. Diese weisen oft ornamentales Schnitzwerk auf; durch Büge verstärkt sind sie in ihren einzelnen Teilen mit Holznägeln verbunden. Fast überall ist eine grosse Dachluke mit Seilaufzug; oft finden sich auch Giebelfassaden mit Toröffnung. Ihre Verschalung ist vielfach ornamental ausgeschnitten. Die Verwendung von Holz, namentlich im Aufbau, ist viel weitgehender als in Neuenstadt; im Gegensatz zum Bruchsteinmauerwerk mit Kalkverputz der unteren Stockwerke ist das Dachgeschoss gewöhnlich aus sichtbarem Riegelwerk aufgeführt. Das Material der Fenster- und Türeinfassungen, Schwellen und Treppenstufen, soweit letztere nicht hölzern sind, ist meistens der gelbe Hauterivestein. Nebst bogenförmigen Haustüren haben sich die Reihenfenster sehr lang erhalten; in Ligerz sieht man noch solche mit dem Datum 1699. Ihr Gewände ist in der Regel schmucklos, der Sturz dagegen häufig mit einem muschelförmigen Motiv an der Unterseite. Die Zimmereinrichtung entspricht derjenigen des Neuenstadter Kleinbürgerhauses, Die Anbringung von Schränkchen und sogar von Schubladen in den Fenstergeläufen ist eine sehr weitgehende. Der Abort ist entweder im Keller oder dann in einem besonderen Anbau, mit Zugang durch den Hausgang oder eine Laube.

Das auf Tafel 61 abgebildete Haus an der alten Gasse in Twann mit Kreuzfenster im Obergeschoss trägt auf der Eingangstüre oben an der Treppe das Datum 1662. Der Trüel im gepflasterten Keller wurde vor einigen Jahren entfernt und an seiner Stelle ein Ziegenstall eingebaut, nachdem ein zum Hause gehörendes Scheuerlein mit Ställen auf der gegenüberliegenden Seite der Gasse verkauft worden war. Ein Gärtchen am südlichen Ausgang des Dorfs gehört dagegen jetzt noch zu diesem Anwesen. Der Hausgang im ersten Stock hat einen roten Ziegelboden. Der Ofen des durch eine Holzwand von Gang und Küche abgetrennten weissgetäfelten Zimmers weist auf seinen braunbemalten Randkacheln die Jahreszahl 1804 auf. Unter dem Schäftchen im Fenstergeläufe sind eine ganze Anzahl kleiner Schubladen im Mauerwerk eingelassen. Der Schüttstein der Küche läuft direkt in den auf der Rückseite des Hauses fliessenden offenen Dorfbach; ebenso der Abtritt, dessen Eingang jetzt unter der Holztreppe liegt, die ins Obergeschoss führt. Fenster- und Türeneinfassungen, sowie Treppenstufen haben in neuerer Zeit einen starken gelben Farbanstrich erhalten.

Ganz ähnlich ist das **Haus Nr. 15,** Tafel 63, in Ligerz. Der Keller ist teils gepflastert, teils mit Steinfliesen belegt. Auch hier ist der Trül in neuerer Zeit entfernt worden. Eine Blocktreppe führt in den ersten Stock, der vorn neben dem Gang das Wohnzimmer, hinten die Küche enthält. Der meergrüne Kachelofen mit blaubemalten weissen Randkacheln trägt das Monogramm I I B (J. J. Bitto von Biel 1690—1771 ?) mit dem Datum 1741. Der hintere Raum des zweiten Stockwerks ist vom jetzigen Eigentümer Gabriel Clenin zu einer Schreinerwerkstatt eingerichtet worden; die vorderen Räume sind Schlafkammern. Das Gebäude gehörte lange Zeit der Gemeide Ligerz als Rebhaus, welche es nach Verkauf ihrer Reben für Armenzwecke verwendete; noch heute heisst es deshalb im Volksmund der „Spittel".

Das an der ziemlich steil abfallenden Burggasse in Twann gelegene **Doppelhaus Nr. 108 und 109,** Tafel 62, trägt über dem Reihenfenster von 108 das Datum 1539. Dass es von jeher zwei getrennte Häuser waren, beweist abgesehen von der Innenanlage, die bis unters Dach reichende Feuermauer. Für die Mauern wurden nebst Bruchstein im Erdgeschoss auch grössere Quadern verwendet. Im Kellerraum des grösseren Hauses Nr. 109, der zur Zeit als Wagnerwerkstatt benutzt wird, befindet sich nebst dem Trüel und dem Weinkeller hinter diesem letzteren ein eingebauter Ziegenstall. Vermittelst einer an der Rückseite desselben angebrachten kleinen Holztreppe gelangt man durch eine Falltüre in die darüber liegende Küche des ersten Stockwerks, von welcher wiederum ein Gang zur eigentlichen Eingangstüre führt. Gang und Zimmer sind mit gebeiztem Tannenholz vertäfelt. Hinter dem einen Zimmer befindet sich noch eine zweite kleine Küche; beide zusammen bilden eine zweite Wohnung. In der Hauptküche, an welcher erkerartig der Abort ange-

baut ist, ist der Backofen vor einiger Zeit anlässlich von Reparaturen entfernt worden. Im zweiten Stockwerk befinden sich Schlafkammern, ebenfalls mit Naturholzvertäfelung. Vom Estrich, der als Holz- und Heuvorratsraum dient, führt ein hölzernes Heurohr bis zum Ziegenstall im Keller hinunter.

Kleiner, und nur für eine einzige Wohnung angelegt ist das Haus Nr. 108, welches zugleich Eckhaus ist. Das Erdgeschoss, neben dessen Eingang in der Scheidemauer das fast überall vorkommende Werkzeuggelass eingebaut ist, enthält ausser Trüel und Weinkeller den offen stehenden Abort. Im Hausgang des ersten Stockwerks sind die Steinträger sichtbar, auf denen die mit Kerben verzierten Unterzüge ruhen. Das bis auf die Decke weissvertäfelte Wohnzimmer enthält den üblichen meergrünen Ofen mit blaubemalten weissen Randkacheln, deren eine das Datum 1725 trägt. Die Küche, welche früher die ganze Rückseite des Geschosses einnahm, ist unterschlagen, so dass der Hausgang, in welchem sich jetzt der Schüttstein und der Zugang zu der im Obergeschoss führenden Holztreppen befindet, direkt in die aus der Unterfassade herausgebauten Speisekammer führt. Der Backofen schwebt erkerförmig angebaut frei in der Luft auf Holzträgern.

Ausser dem kleinen Krautgarten auf ihrer Rückseite besitzen beide Häuser Landparzellen am südwestlichen Ausgang des Dorfes.

Wesentlich anderen Charakter hat das unten aus Tuffquadern und Mauerwerk aufgeführte sogen. **Gaberelhaus in Ligerz,** Tafeln 65 und 61, dessen Anlage mit vollständiger Trennung der Ökonomie vom Wohntrakt eigentlich eine Ausnahme bildet. Das von einer Küche, einem kleinen als Werkstatt benutzten Zimmer und dem Keller eingenommene Erdgeschoss dieses letzteren, wird von einem Hausgang durchquert; eine abgeschlossene Holztreppe führt auf einen kleinen Vorplatz im ersten Stockwerk, auf welchen die Zimmer münden. Das Obergeschoss aus Riegwerk enthält ebenfalls Wohnräume. Das links daranstossende, durch eine Scheidemauer getrennte Ökonomiegebäude hat seinen besondern Eingang und enthält ausser dem Trüel, den in der Einfahrt eingebauten Ställen mit bis unters Dach reichender Heubühne und dem Abort einen vorgelagerten geräumigen gedeckten Schuppen. Das Innere des Hauses fällt durch einige hübsche Türeinfassungen und Täferüberreste aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts auf; im Vorderzimmer des Obergeschosses sind ausser einer männlichen Figur in der Tracht dieser Zeit rote Ornamente auf dem Kalkbewurf der Wände gemalt. Auch die Hauterivefenstereinfassungen der Gartenfassade sind von rotgemalten Ornamenten eingerahmt; ebendaselbst sind Spuren einer gemalten Sonnenuhr zu sehen. Diese künstlerische Ausstattung erklärt sich daher, dass das Haus dem geschickten Schnitzer und Tischmaler Abraham Gaberel von Ligerz gehörte, welcher ihm allem nach seine heutige Gestalt gegeben hat. Geboren 1641, starb er 1719 als Chorrichter; namentlich in der Kirche von Ligerz sind noch Arbeiten von ihm vorhanden. Ein Spätrenaissancegetäfer mit reichgeschnitztem Büffet und Stabellen aus diesem Hause befindet sich seit 1896 im bernischen historischen Museum; das zum Büffet gehörige Becken und Giessfass tragen nebst dem Gaberelwappen (Winkelmass mit gekreuztem Geissfuss und Schnitzmesser) die Initialen A. G. und die Jahrzahl 1694.

Das Haus ist heute Eigentum der Erbschaft des verstorbenen kantonalen Eichmeisters Arnold Gaberel in Bern.

Der „Hof" zu Ligerz

Tafel 64.

Vom Dorf Ligerz durch einen Bach getrennt, liegt an dessen südwestlichem Ausgang und zwar schon auf ehemals bischöflich-neuenstadtischem Gebiet der sogen. „Hof", in seinem Äussern noch das Bild eines einheimischen Edelsitzes des XVI. Jahrhunderts. An der südlichen Aussenmauer über dem Kellereingang ist das stark übermalte und verrestaurierte Wappen der Familie v. Ligerz jüngeren Stammes, in Silber auf rotem Dreiberg drei langgestielte grüne Kleeblätter, und darunter ebenfalls neu übermalt, die Jahrzahl 1545 zu sehen. Letztere wird dem Baujahr des Gebäudes entsprechen. Von Johann von Costel in Ligerz und dessen Enkel Heinili dem Wirte daselbst (genannt 1379—1400) stammt eine

neuere, mit den alten Ortsedeln dieses Namens in keinerlei verwandtschaftlichem Zusammenhang stehende Familie des Namens v. Ligerz ab, welche schon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts eine adelige Stellung einnahm und längs des Bielersees bedeutenden Grundbesitz hatte. Sie setzte sich in der Folge in Bern, Freiburg und Pruntrut fest und starb erst anfangs des XIX. Jahrhunderts aus, nachdem sie am Hof der Basler Fürstbischöfe hohe Ehrenstellen bekleidet hatte. Nebst einem andern noch erhaltenen Hause im Dorf selber besass sie schon im XVI. Jahrhundert den „Hof" zu Ligerz, französisch „La Porte" genannt, wohl infolge des steinernen Portals, der zum Hause führt. Von den letzten Sprossen des Geschlechts (vergl. pag. LXXIV), dem Johanniterkomthur Joh. Baptist Ignaz und Rupert Maria Januarius v. Ligerz wurde auch dieser alte Familiensitz 1814 verkauft. Die Käufer waren Vincenz Santschi und A. Burkhard, die das ganze Gebäude im Innern in zwei Hälften teilten, von denen die vordere nun Herrn Sauser gehört, die hintere aber sich bis heute in der Deszendenz des V. Santschi vererbte. Ausser dem Obergeschoss, zu welchem drei steinerne Aussentreppen führen — die dritte befindet sich auf der Rückseite mit Eingang in die Küche — diente von jeher auch der vordere, nordöstliche Teil des Erdgeschosses zu Wohnzwecken, an welchem sich im hintern Teil die geräumigen Keller und Kellerräume anschliessen. Ein grosser Teil der Grundmauern, sowie der Erker, sind aus gelben Hauterivequadern gebaut. Vom weissen Kalkverputz der Fassade heben sich die aus gleichem Material gehauenen meist dreiteiligen Reihenfenster wirkungsvoll ab. Ihr Sturz weist in zierlicher Steinhauerarbeit vielfach das namentlich in Ligerz häufige Muschelornament mit spinnwebeartigen Motiven zwischen demselben auf, die Fenstergewände sind einfacher gehalten und nur durch Kehlen verziert. Von der früheren reichen Innenausstattung ist sozusagen nichts mehr erhalten; in den durch Holzwände und Holzdecken unterschlagenen Räumen sind noch teilweise steinerne Balkenträger mit Skulpturen sichtbar. In einem Wandschrank an einer Fensterwand im ersten Stockwerk ist eine zierlich behauene Renaissancefenstersäule eingeschlossen; an der Wand darüber ist ein Kragstein mit einem Allianzwappen der Familie v. Ligerz mit bis jetzt unbekanntem Frauenwappen zu sehen. Von den Getäfern sind die schönsten schon vor langen Jahren durch Verkauf in Neuenburger Privatbesitz übergegangen. Der mit farbigen Ziegeln bedeckte, in seinem Innern winzige Erker, wird vom dahinterliegenden Zimmer durch eine schwere Eisentüre abgeschlossen.

Durch eine von einem der neueren Besitzer angebaute Werkstatt mit Holzschopf wird die Wirkung des Gebäudes leider sehr beeinträchtigt.

Erlach — Cerlier

Tafeln 66—78.

Tschugg

Tafel 79.

Erlach, am Abhang und am Fuss des Jolimont zu oberst am Bielersee gelegen, besteht aus der vom hochgelegenen Schloss ausgehenden „Altstadt" oder Oberstadt und aus der östlich davon am See gelegenen Unterstadt. Letztere steht an Stelle des längst abgegangenen Dorfes Sunkort, einer viel älteren Ansiedelung als die „Altstadt". Diese wurde mit der Burg in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts vom Grafen Burkhard von Fenis (Vinelz), Bischof von Basel 1077 bis 1107, gegründet und ist also viel älter als die übrigen Städtchen der Umgebung (Neuenstadt, Aarberg, Nidau, Landeron), welche erst im XIV. Jahrhundert entstanden. Die Nachfolger der Grafen von Fenis waren

die Grafen von Neuenburg, die seit dem XII. Jahrhundert als Herren von Erlach erscheinen. Um 1266 verlieh Rudolf II. von Neuenburg-Nidau dem Städtchen eine Handfeste (eine Nachbildung der freiburgischen), worin jeder Hofstatt eine Breite von 24 Fuss vorgeschrieben und den Bürgern wie anderorts gestattet wurde, vor ihren Häusern steinerne Lauben zu errichten und darauf zu bauen. Einige Jahre vorher hatte er mit seiner Besitzung Erlach dem Grafen Peter von Savoyen als Lehensherrn huldigen müssen, eine Abhängigkeit, in welcher seine Nachfolger verblieben. Als 1375 der Stamm der Grafen von Neuenburg-Nidau ausstarb, zog Graf Amadeus von Savoyen die Herrschaft Erlach an sich und belehnte nach langem Streite mit den Neuenburgischen Erben, den Grafen von Kyburg und von Thierstein, zu Beginn des XV. Jahrhunderts den Grafen Johann v. Chalon damit. In dessen Familie blieb Erlach bis zu den Burgunderkriegen; die Herrschaft liess sie durch Kastlane, als welche schon seit dem XIII. Jahrhundert Mitglieder der Familie v. Erlach erscheinen, verwalten. Da die Chalon Parteigänger Karls des Kühnen waren, besetzte Bern 1474 das Städtchen und gelangte schon 1476 infolge eines mit Savoyen abgeschlossenen Vergleichs in seinen definitiven Besitz. Aus der früheren Herrschaft wurde eine Landvogtei; die Bürger behielten ihre alten Rechte und Freiheiten, die ihnen Bern schon 1475 bestätigt hatte. In der Helvetik Hauptort des Distrikts Seeland, wurde Erlach 1803 wieder zu einem Amt gemacht, dem bis 1846 Neuenstadt und der Tessenberg einverleibt waren.

Die Bewohner des Städtchens, das 1827 in 93 Häusern 540 Einwohner zählte, lebten von jeher fast ausschliesslich von Wein- und etwas Ackerbau. Noch heute hat es durchaus ruralen Charakter. Die Altstadt besteht aus einer bis ins XVII. Jahrhundert noch direkt mit dem Schloss verbundenen Gasse, wegen des an ihrem unteren Ende gelegenen ehemaligen Sässhauses der Junker v. Erlach oft „Junkerngasse" genannt. Diese Gasse, mit herrlichem Durchblick auf den Bielersee und die Petersinsel, ist wegen ihres mittelalterlichen Aussehens berühmt. Die einstöckigen Häuser, mit Lauben und Reihenfenstern und weit vorspringenden Dächern sind die intaktesten Beispiele frühmittelalterlichen Profanbaues im Kanton Bern — gewesen: denn nachdem schon 1841 durch unvorsichtiges Graben eines Kellers das nordwestliche Eckhaus zum Einsturz gebracht und 1880 ein ganzer Komplex interessanter anstossender Gebäude (altes Schulhaus, Provisorenhaus etc.), weil einigermassen reparaturbedürftig, von den fortschrittlichgesinnten Stadtvätern von Erlach kurzerhand demoliert worden war, brach in der Nacht vom 17./18. August 1915 in der noch intakt im Zusammenhang gebliebenen südlichen Häuserreihe Feuer aus, von dem 8 Häuser ergriffen und bis auf die Fassaden eingeäschert wurden. Zum Glück sind letztere samt den Lauben, in kunsthistorischer Beziehung das interessanteste, ziemlich unversehrt geblieben, und es kann Fehlendes mittelst Bilder und Photographien, sowie durch vor dem Brande erstellten Aufnahmen ergänzt werden. Ein historisch getreuer Wiederaufbau der Häuser ist unter der Leitung von Herrn Architekt Propper im Gange.

In ihrer Inneneinteilung gleichen die 5 bis 7 m breiten, aus Bruchsteinmauerwerk aufgeführten Häuser sehr denjenigen von Neuenstadt, nur dass sich dort mit dem Wachstum des Städtchens auch die Zahl der Stockwerke erhöht hat. Wie dort, sind sie alle ursprünglich zwei Räume tief, durch spätere Holzeinbauten ist der Vorderraum vielfach unterschlagen worden. Da, wo die Laube höher als die Strasse liegt, befindet sich ein von der Strasse zugänglicher eigentlicher Keller unter dem Erdgeschoss. Dieses enthält im Vorderraum einen Trüel oder einen eingebauten Kramladen, manchmal auch Kleinviehställe, und hinten einen Schopf oder Keller; der Zugang erfolgt durch eine Türe von den Lauben aus, welche früher zu beiden Seiten der Gasse entlang führten und entsprechend ihrer Steigung in aufsteigender Überhöhung aneinandergereiht sind. Durch eine geradläufige Holztreppe in der Mitte gelangt man ins Obergeschoss, wo sich gegen die Strasse ein oder zwei durch gotische profilierte Reihenfenster erleuchtete Wohnstuben, nach hinten Schlafkammern befinden. Zwischen diesen Räumen liegt die nach burgundischer Bauweise fensterlose Küche, die ihr Licht durch die Wohnstube erhält — im Gegensatz zu Neuenstadt, wo sie direkt von der „ruelle" beleuchtet wird.

Eine weitere gerade Holztreppe führt in das niedere, jeglicher Lichtöffnung entbehrende Dachgeschoss. An der Rückseite der Häuser, gegen den alten Wallgraben hin, befinden sich Holzlauben mit dem Abort und dergl.

Die meisten dieser Häuser, Einfamilienwohnungen für kleine Rebbesitzer und Gewerbetreibende, stammen jedenfalls noch aus dem XV. Jahrhundert, als Erlach als savoyisches Lehen dem Hause Chalon gehörte. Einiges rührt auch aus dem XVI. Jahrhundert her; das Haus Nr. 23 mit den Initialen B. G. und der Jahrzahl 1568 wurde offenbar von dem damaligen Erlacher Ratsherrn Berchtold Gropp erbaut. Von der Kultur späterer Zeiten ist diese Gasse merkwürdig wenig berührt worden, zum grossen Teil auch deshalb, weil die wohlhabenderen Bürger sich mehr und mehr in der Unterstadt ansiedelten, wo die Häuser, ohne Lauben und mit mehreren Geschossen, denjenigen der übrigen Ortschaften des Seebezirks entsprechen. Im Innern sind freilich die Häuser der Oberstadt durch Einbauten mehrfach verändert worden, indem z. B. mehrere davon zu Zweifamilienwohnungen eingerichtet wurden. Gerade das Feuer, das alle Holzbestandteile zerstörte, hat aber bei vielen die ursprüngliche Einteilung wieder viel deutlicher erkennen lassen. Mit den Rinnen und der Fahrbahn ihres Feldsteinpflasters, wo sich von keiner brutalen Polizeigewalt aufgeschreckt an gleicher Stelle wie vor einem halben Jahrtausend Dünger- und Kehrichthaufen noch heute behaglich sonnen, war die Schlossgasse bis vor dem letzten Brandunglück ein Bild bernischen Mittelalters, wie man es höchstens noch in Wiedlisbach, freilich in einem mehr „alemannischen" Typus, zu sehen bekommt.

Vervollständigt wird dieses Bild durch das im unteren Teil der Gasse aus der südöstlichen Häuserreihe auf dem zu diesem Zweck aufgefüllten Stadtgraben etwas herausgebaute Rathaus, das deutlich aus zwei Teilen besteht: dem eigentlichen Rathaus mit dem altertümlichen, vor einigen Jahren von Architekt Propper restaurierten grossen Ratssaal im ersten Stock, und einem mit einer Wohnung und einem kleineren Ratszimmer überbauten Stadttor. Beide Teile sind unter einem einzigen Dach vereinigt und werden durch die gleiche Treppe bedient. In seiner Hauptsache stammt das Ganze aus dem Ende des XV. oder aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts; die Schildform des über dem Tor angebrachten Stadtwappens, in rot eine grüne Erle beseitet von einem goldenen Halbmond und einem goldenen Stern, weist entschieden auf das XV. Jahrhundert. Im XVI. und XVII. Jahrhundert nennen es Urkunden oft das „neue" Rathaus; der Überlieferung nach soll das alte weiter oben in der Stadt, an Stelle eines der 1915 verbrannten Häuser gestanden sein. Das Erdgeschoss des grossenteils aus Quadern erbauten Gebäudes enthielt jahrhundertelang die städtische Fleischschaal. In Pfeilerform am Hause neben dem Tor angebaut ist das „Gewölb", ein diebessicherer Raum zur Aufbewahrung des Archivs und des in früherer Zeit beträchtlichen Silbergeschirrs. Der neueste Teil ist die hinter dem kleinen Saal angebaute Wohnung. Ehedem war das Rathaus mit einer Wirtschaft verbunden, wo nicht nur „Räth und Burger" und die verschiedenen städtischen Gesellschaften (Rebleuten, Fischern etc.) ihre Mähler abhielten, sondern auch das Publikum bewirtet wurde. Als zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts die Obrigkeit die Konzession zum neuen Wirtshaus zur „Erle" in der Unterstadt erteilte, geschah dies mit dem Vorbehalt, dass in dem Rathaus nicht mehr gewirtet werden dürfe. Im Rathaussaal mit den gotisch profilierten Reihenfenstern und interessanter Holzdecke befinden sich die Wappen der Mitglieder der Gesellschaft zu Rebleuten.

Mayhaus oder alte Krone

Tafeln 73—75.

Das massive Herrschaftshaus unten an der Altstadt wurde in seiner jetzigen Gestalt von Beat Ludwig May von Bern, 1611—1659, Mitherrn zu Rued, des Grossen Rates 1645 und Landvogt nach Erlach 1654, wo er verstarb, erbaut. Das Haus war Sitz und Mittelpunkt des sogen. Mannlehens von Erlach, welches ausser einem Sässhause aus Reben und andern Liegenschaften zu Erlach, Landeron und Neuenstadt, sowie aus Bodenzinsen und Zehnten in der Umgebung bestand. Ursprünglich ein mit der Kastlanei verbundenes Dienstlehen hatte es wahrscheinlich seit dem XIII. Jahrhundert der Familie v. Erlach ge-

hört, deren Mitglieder schon damals als Kastellane zu Erlach erscheinen. Nach ihrem bald darauf erfolgten Wegzug nach Bern blieb die Familie nichtsdestoweniger im Besitz dieses Lehens; als Erlach bernisch geworden war, wurden seine Träger anstatt von den alten Herrschaftsherren von Bern damit belehnt. Im Jahr 1629 kaufte Beat Ludwig May, 1585—1636, Herr zu Rued, Zeugherr und des Kleinen Rates, vermählt 1606 mit Susanna v. Erlach und in zweiter Ehe mit Ursula v. Erlach von seiner zweiten Schwiegermutter, der Wittwe Junker Albrecht v. Erlachs, und seinem Schwager Samuel v. E. das ganze Mannlehen; 1630 erfolgte durch Bern seine Belehnung mit allen diesen Gütern. Von ihm gelangten sie an seinen obgenannten gleichnamigen ältesten Sohn; als Landvogt zu Erlach liess er das alte Sässhaus neu aufführen, offenbar um ihm während seiner Amtszeit als Wohnsitz zu dienen. Seine beiden Söhne Beat Ludwig und Johann Anton scheinen die väterlichen Güter zuerst gemeinsam besessen zu haben, was zu vielen Streitigkeiten führte. Im Jahr 1689 wurden durch obrigkeitlichen Spruch dem älteren alle Rechte seines Vaters an der Herrschaft Rued, dem jüngern dagegen sämtliche Güter zu Erlach zugesprochen. Dieser, geb. 1643, war Oberst in Frankreich, vermählte sich 1682 mit Catharina Flandrina v. Salis aus Bündten, kam 1691 in den Grossen Rat und setzte sich ganz zu Erlach fest, wo er eine ganz gewaltige Tätigkeit mit Neubauten und industriellen Unternehmungen zur Erhöhung des Abtrages seiner Güter entfaltete — Spekulationen, die fast sein ganzes Vermögen verschlangen. Schon bevor er alleiniger Eigentümer war, kurz nach seiner Heirat, fing er am väterlichen Hause zu bauen an; 1685 wurde ihm auf sein Gesuch hin von der Regierung bewilligt, aus einer in einem ziemlich entfernten Staatswald entspringenden Quelle Brunnwasser zu seinem „nicht wenig kostbarlichen Gebäuw“ zu leiten. Das Haus liess er durch einen schmalen, ein Fenster breiten Anbau nach Norden vergrössern, durch welchen allerdings auf Kosten der Symmetrie im ersten und zweiten Stock je ein Gemach gewonnen wurde. Beide sind gewölbt und mit Eisentüren versehen, sie dienten offenbar als Archiv und Tresor. Dieser Anbau sollte zuerst auf das am Hause anstossende untere Stadttor aufgebaut werden; da es sich als zu baufällig erwies, wurde es abgebrochen und der Strebepfeiler direkt in den Boden fundiert. Auf der Südseite, wo das Haus an den Stadtgraben angrenzte, erhöhte Junker May die Annehmlichkeit des Hauses durch die jetzt noch bestehende Gartenanlage. Dazu wurde nicht nur der Graben aufgefüllt, sondern auch das ganze Terrain auf die Höhe des ersten Stockwerks des Hauses gehoben und die Auffüllung mit einer hohen Stützmauer aus Hartsteinquadern umgeben. Der von den Zimmern des ersten Stockes ebenen Weges und von denjenigen des zweiten Stockes durch eine Aussentreppe erreichbare Lustgarten erhielt einen architektonischen Schmuck durch zwei offene Gartenhäuschen mit schön gehauenen toskanischen Säulen aus Hauterivestein. Auch im Innern des Hauses wurde manches verschönt; auf Joh. Anton May ist z. B. jedenfalls die Vertäfelung des Saales im zweiten Stockwerk zurückzuführen. Auch die hintern Zimmer des zweiten Stockwerkes über den Ställen und Heuraum sind vermutlich eine von ihm vorgenommene Vergrösserung.

Die Folge aller seiner Bauereien war aber für May die, dass er 1704 den einträglichen Teil des Mannlehens, die Bodenzinse und Zehnten, an Junker Niklaus v. Diesbach um 18800 ℔ verkaufen musste, dessen Familie sie 1712 der Regierung verkaufte. 1711 beschloss Oberst May sein nur zu unternehmungsreiches Leben; über seinen Nachlass erging der Geltstag, und das Haus wurde von der Regierung, die ihm Geldvorschüsse gewährt, an sich gezogen. Seine Witwe blieb vorderhand darin, und 1719 kaufte sie es um 60000 ℔ von der Obrigkeit zurück. Nach ihrem 1735 erfolgten Tode ging es infolge testamentarischer Verfügung an einen ihrer Söhne, Junker Hauptmann Johann Antoni May über. Dieser lebte ledig in Erlach; in seinem am 19. August 1750 vom Rat zu Bern bestätigten Testament setzte er seine langjährige Köchin Elisabeth Guggisberg als Haupterbin ein, die dadurch in den Besitz des „Mayenhauses“ und der dazu gehörigen Liegenschaften kam. In der Folge gelangten dieselben verzettelt in die Hände von Erlacherbürgern; das Haus speziell kam wieder an Bern, welches es 1808 der Stadt Erlach

abtrat. Zuerst als Gerberei verwendet, wurde es in den 1830er Jahren in den Gasthof zur „Krone“ umgewandelt. Nachdem dieser eingegangen, kaufte es 1856 Herr Friedrich Hartmann aus Erlach, der, jung nach Russland ausgewandert, es dort zu hoher Stellung gebracht hatte. Er liess das Haus gründlich renovieren. Gegenwärtig gehört es einem Nachkommen von ihm, der es einer neuen Restauration unterziehen will.

Das Mayhaus ist ursprünglich jedenfalls als Rebhaus angelegt; durch die späteren Anbauten und Zutaten des Obersten Johann Antoni Mai, der seinen ständigen Wohnsitz in Erlach nahm, hat es den Charakter eines stadtbernischen Landwohnsitzes angenommen. Nach ortsüblicher Art enthielt das jetzt leere Erdgeschoss alle für einen grösseren Rebbesitz erforderlichen Einrichtungen (Trüel, Weinkeller und dergl.); daneben waren Stallungen mit Heubühne. Mit seinem kräftig vorspringenden Burgundergiebel, der das grosse Aufzugstor zu den Vorratsräumen des Dachgeschosses beschattet, den Strebepfeilern (1792 verstärkt) und den gotisch profilierten gekuppelten Fenstern ist es ganz der schmucklose Zweckbau des stadtbernischen Gutsbesitzers aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Eine neue Note geben ihm die Gartenanlagen und Verschönerungen seines lange in Frankreich gewesenen Besitzers aus dem Ende des gleichen Jahrhunderts: in die traditionellen altertümlichen Formen bricht sich dadurch der Sinn für künstlerisches Empfinden und Naturgenuss Bahn, der erst im folgenden Jahrhundert in Bernerlanden allgemein zur Entfaltung kommen wird. Die hohen und mit grösseren Fenstern versehenen Herrschaftszimmer liegen im zweiten Stockwerk; eine Eigentümlichkeit vieler bernischer Landsitze. Dependenzen und Dienstenzimmer sind im unteren Geschoss. Bemerkenswert ist die gute Orientierung der Räume: die Hauptwohnräume liegen gegen die Sonne und die Aussicht; Küche und Dependenzen sind auf der Rückseite gegen den Berg.

Pfarrhaus

Tafeln 75, 77, 79.

Der Bau dieses wie fast alle bernischen Landpfarrhäuser durchaus ländlichen Charakter tragenden Pfarrsitzes — der grösste Teil der Einkünfte der Pfarrherren bestand in landwirtschaftlichen Nutzungen — fällt ins Jahr 1646, wie dies auch die an der Fassade gegen die Stadtgasse in Stein gehauene Jahrzahl bestätigt. Das alte Pfarrhaus befand sich dicht neben dem Kirchhof vor der Kirche; der Neubau wurde vom alten Platze weg gegen die Stadtgasse gerückt, wo das zu diesem Zweck angekaufte und abgebrochene Haus des Jakob Bönzli stand. Die Bauleitung wurde von der bernischen Vennerkammer den Landvögten von Erlach und von St. Johannsen, Hans Konrad Wyttenbach und Jakob Schnell übertragen. Ersterer, geb. 1595, † 1665, ein gebürtiger Bieler, der 1623 in Bern zum Burger angenommen wurde, musste als geborener Seeländer besonders geeignet sein, bei diesem Bau die landesüblichen Erfordernisse zu berücksichtigen. Auch der Pfarrer Daniel Schmid, für dessen Behausung dem Schultheiss des Städtchens, Peter Künzi, 1647 ein zweijähriger Hauszins entrichtet wurde, beteiligte sich am Bau: am 16. August 1646 erkannte die bernische Obrigkeit bei dem wegen des Tischmachers gegebenen Befehl solle es verbleiben und darüber nicht geschritten werden; was Hr. Daniel (Schmid) ohne Erlaubnis und gegen Ihr. Gn. Willen befohlen zu machen, soll er selber bezahlen“! Wohl der beträchtlichen Entfernung von der Hauptstadt ist es zuzuschreiben, dass der Bau, wie es scheint, nicht direkt durch den obrigkeitlichen Werkmeister aufgeführt wurde. Die Schlosserarbeiten wurden jedenfalls nicht durch den Stadtschlosser gemacht, da am 14. April 1646 „dieweilen des Stadtschlossers Forderung M. Hh. teils für unnotwendig, teils als zu hoch bedunket“, deshalb zuerst dem Säckelmeister Abraham v. Werdt, dann dem Venner Schöni Auftrag gegeben wurde, bei nächster Gelegenheit einen Augenschein vorzunehmen und zu prüfen, was für Abbruch an Fenster- und Türbeschlägen vorhanden, und ob ein guter Schlosser in der Nähe zu finden sei. Am 7. Februar 1647 wurde dem Landvogt zu Erlach anbefohlen, Meister Kaspar Keller, dem Tischmacher, für seine Arbeit im Pfrundhaus über den vereinbarten Lohn „zu Recompenz synes Flysses“ zwei Bernmütt Mischelkorn zu verabfolgen.

Durchgreifende Reparaturen wurden 1748

unter Leitung des Werkmeisters Emanuel Zehender ausgeführt. Verschiedene Fenster, Türen und Fussböden wurden neu gemacht; die „Studierstube“ und eine Nebenstube wurden neu vertäfelt und mit Wandschränken versehen; in die Speisekammer kam ein Boden von „brönnten Blatten“. Auch im Trüel und in der Pfrundscheuer musste verschiedenes erneuert werden. Noch mehr wurde 1776 unter dem Werkmeister Ludwig Emanuel Z., des obigen Sohn und Nachfolger seit 1757, repariert. Die bis dahin hölzerne Treppe wurde durch eine solche aus Altenryfstein ersetzt, die Riegwand im Hausgang untermauert, die Fassade gegen den Hof neu bestochen, im Esszimmer und „im Cabinet neben der Visitenstuben“ Vorfenster angebracht, das Getäfer dieser beiden Zimmer neu mit Ölfarbe angestrichen, zwei neue Haustüren aus Eichenholz gemacht, eine Menge Fenster ersetzt und sonst noch allerlei in Küche und Keller, am Trüel und an den Öfen etc. ausgebessert, alles in allem für 615 Kronen 6 Batzen 2 Kreuzer, d. h. ungefähr 2050 Fr. in heutigem Geld. 1808 wurde endlich noch eine Brunnquelle erworben und in den Pfrundhof geleitet; seit seinem Anschluss an die öffentliche Wasserleitung ist diese der grossen Unterhaltungskosten wegen wieder aufgegeben worden. Mit der einzelstehenden Scheune und ebensolchem Waschhaus steht die Pfarrwohnung nebst dem durch diese Gebäude gebildeten Hof und dem Garten und Baumgarten in einem einzigen Komplex, der an die Kirche und den Friedhof anstösst. Sowohl in seiner inneren Einteilung als auch in seinem Äussern mit den Strebepfeilern der Fassade und den Fenstern mit Mittelpfosten und gotisch profilierten Umrahmungen entspricht das Haus durchaus den stadtbernischen Landhäusern des XVII. Jahrhunderts; das Fehlen jeglicher Zieraten oder Schmucks macht es ganz zum nüchternen Zweckbau, den der damalige Berner für seine hauptsächlich als Kapitalanlage betrachteten Landgüter liebte. Dank seiner Lage in einem Weingebiet und mit Rücksicht auf das deshalb grossenteils in Reben bestehende Pfrundeinkommen wird das Erdgeschoss in ortsüblicher Weise vorwiegend von Keller und Kelterraum eingenommen; die grosse Zahl der Zimmer nimmt dem Hause aber den Villeggiaturcharakter eines blossen Herbsthauses. Über dem auf der Rückseite angebauten Kelterraum ist die zum Trocknen von Wäsche, Dörren von Obst und Gemüse und dergl. bestimmte Laube, die bald offen, bald geschlossen, fast keinem bernischen Pfarrhaus fehlt.

Eine Merkwürdigkeit ist die Eisenhülse ob der Kellertüre gegen die Stadtgasse. Gleich den Burgern von Erlach war der Pfarrer berechtigt, an den Markttagen das Produkt seiner Pfrundreben in seinem Keller auszuschenken: Zum Zeichen, dass der Keller offen und darin Wein verkauft werde, wurde am betreffenden Tage ein Tannenzweig in diese Hülse gesteckt.

Schaufelbergerhaus

Tafel 78.

Ein einheimischer Bau, aber mit stadtbernischen Anklängen, ist das Haus, das sich Christian Schaufelberger 1686 mit der stolzen Inschrift „Posteritati“ als Wohnhaus aufführen liess. Er entstammte einer alten Erlacherfamilie, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert dort fast ununterbrochen das Schultheissenamt bekleidete, dank der finanziellen Stellung und der Bildung ihrer Angehörigen mit angesehenen Bernerfamilien Allianzen einging und in Bern selber das ewige Einwohnerrecht genoss. Seit 1678 Schultheiss des Städtchens, erbaute sich Christian Sch. das schmucke, auch im Innern sorgfältig ausgestattete Häuschen, das nur durch die beschränkte Zahl der Wohnräume seinen kleinstädtischen Charakter verrät. Diesen Platzmangel mag der Bauherr selber empfunden und sich deshalb nachträglich das einzelstehende „Stöckli“ mit Waschküche, kleiner Küche, Kammer und einem grösseren Zimmer erbaut haben, eine Zubehörde, welche der Gesamtanlage besonderen Reiz verleiht. Am Hang gelegen, steht das mit Trüel, Weinkeller und Bouteiller ausgestattete Erdgeschoss nur auf der Strassenseite frei. Im Schutz des weit ausladenden Daches führen von der Strasse her an der Aussenseite des Hauses Steintreppen auf die Höhe des ersten Stockwerkes, in welches man auf der Rückseite des Hauses zu ebener Erde hineingelangt. Als Ideal

mögen dem Bauherrn das Mayhaus und das Pfarrhaus vorgeschwebt haben, die für ihn die nächstgelegenen Beispiele „moderner" und vornehmerer Wohnhäuser waren. Die grösstenteils noch erhaltenen alten Getäfer, Türen und Beschläge zeugen vom tüchtigen Können der damit betrauten Handwerker; die Fenster haben noch die bis zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts üblichen Mittelpfösten, doch ohne jegliche Profilierung. Der schöne Turmofen mit der Jahrzahl 1701, den Schultheiss Sch. später vermutlich durch Meister Joh. Conr. Landolt von Neuenstadt verfertigen liess, befindet sich seit drei Jahren im Schloss Jegenstorf; bemerkenswert an ihm sind die kleinen gelben Löwen, welche den Sims am Fusse des Turmaufsatzes zieren. Christian Sch. starb in hohem Alter, nachdem er noch 1727 mit seinem gleichnamigen Sohn, der 1724 zu Basel als Doktor beider Rechte promovierte, mit Erfolg die Rechte seines Heimatstädtchens gegenüber versuchten Eingriffen des bernischen Landvogts verteidigt hatte.

Als die Schaufelberger in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts Erlach verliessen und nach Neuenburg zogen, wurde das Haus verkauft. Nach öfteren Handänderungen gelangte es an Herrn Oberst Armin Müller von Biel, der es kürzlich Herrn Amtschreiber Dreier verkauft hat.

Sigmund v. Wagner (1759—1835) der bekannte bernische Kunstkritiker und Schriftsteller, dessen Mutter eine geborene Elisabeth Bertram von Erlach war, hat in diesem Hause bei seinen mütterlichen Verwandten Schaufelberger seine ersten Jugendjahre verbracht. Über diese Zeit hat er Aufzeichnungen hinterlassen, die von grosser Anhänglichkeit an die ihn dort umgebenden Personen und an Erlach selber Zeugnis geben.

Das Haus von 1589

Tafel 72.

Durch das schöne Fenster des ersten Stockwerks mit der Jahrzahl 1589 zeichnet sich das heute Herrn Grütter gehörende Haus in der Unterstadt aus. Über seinen Erbauer und seine früheren Besitzer lässt sich nichts ermitteln; es darf als Typus eines Wohnhauses eines besser situierten Erlacherbürgers aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts gelten. 1901 war es dem Einsturz nahe, als es aus den Händen armer Leute für eine aufhaftende Schuld von der Gemeinde Erlach übernommen werden musste. Von Herrn Architekt Propper auf den kunsthistorischen Wert der Fassade aufmerksam gemacht, überband diese dem heutigen Eigentümer die Pflicht, bei einem Neubau die Fassade wieder historisch getreu aufzubauen. Dieser Umbau fand dann auch im gleichen Jahre unter der Leitung von Herrn Propper mit Hilfe eines Staatsbeitrages statt; dabei erhielt das einst veränderte Fenster im Erdgeschoss in einem Rundbogen wieder eine alte Form. Sowohl die innere Einteilung des alten Hauses als auch das mit seinen vier Öffnungen an gotische Reihenfenster gemahnende Fenster mit der von jeher unsymmetrisch ausgedehnten Fensterbank sind vom Restaurator in der 4. Lieferung der Berner Kunstdenkmäler von 1903 eingehend beschrieben worden. Die zwei mittleren überhöhten Öffnungen des Fensters entsprechen dem inneren Fensterbogen, der es gestattet, in der Mitte mehr Licht einzulassen. Die typisch seeländische Muschel im Giebel, die schlanken korinthischen Säulen, welche sein Gesims tragen, und die zierlichen Fensterpfosten mit Akanthusblättern sind sicherlich die Arbeit eines der geschickten Steinhauer des benachbarten Cressier, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert weit über die Grenzen ihres Heimatortes bekannt waren. Über das Innere vor dem Umbau äussert sich Architekt Propper angeführten Orts wie folgt: „Das schöne Vierfenster erhellte die Wohnstube, welche die ganze Fassadenbreite einnahm. Gegen Osten war die Küche und ein schmaler Gang, von dem eine Holztreppe in den zweiten Stock führte. Dieser enthielt zwei Schlafstuben, wovon diejenige gegen die Strasse durch das gotische Doppelfenster erhellt war. Eine Blockstufentreppe führte auf den Estrich."

Für Erhaltung der interessanten Fassade ist durch eine im Grundbuch eingetragene Dienstbarkeit gesorgt.

Das Künzihaus oder die „grösse Büri"

Tafeln 76 und 79.

Ausserhalb des Städtchens an der Strasse nach Vinelz gelegen, trägt diese im XIV. Jahrhundert „Salzmannshof" genannte Be-

sitzung ihren heutigen Namen von dem durch Auffüllung dem See abgewonnenen ummauerten Landkomplex: derartiger dem See abgewonnener Boden heisst am Bielersee „Büri", plur. „Bürinen", auf französisch in Neuenstadt „levée", in Vinelz deutsch „Levenen". Das heute durch Anbauten verunstaltete Haus, mit dem angebauten viereckigen Treppenturm ein in Bernerlanden öfters vorkommender Typus des Herrensitzes des ausgehenden XVI. und vereinzelt auch des XVII. Jahrhunderts, ist auf der Kauwschen Ansicht der Unterstadt von Erlach gut erkennbar. Ursprünglich ein vornehmeres stadtbernisches Rebhaus, ist es schon seit dem XVIII. Jahrhundert im Besitz von Erlacher Bürgern.

So wie es Kauw abgezeichnet, dürfte es im grossen und ganzen von Jakob Risold erbaut worden sein, dessen Allianzwappen am schönen Renaissancefenster gegen die Strasse zu sehen ist. Einem angesehenen Geschlecht von Murten entsprossen, das sein Vater Peter Risaud, nachwärts Hauptmann in Frankreich, Landvogt nach Morsee und nach Saanen, um 1570 nach Bern gebracht hatte, zählte Jakob R. im Anfang des XVII. Jahrhunderts zu den grösseren Reben- und Grundbesitzern in Erlach und dessen Umgebung. Geb. 1582, 1612 des Grossen Rates von Bern und 1621—27 Landvogt im benachbarten St. Johannsen, starb er 1628 an der Pest; seine Frau war Elisabeth Aprill oder Aprell, vermählt 1608, aus einer früher auch zu Biel ansässigen, 1800 erloschenen Familie von Erlach. Das erwähnte Fenster, dessen Mittelpfosten am Sockel in Renaissancecartouchen zwei unbekannte Steinmetzzeichen aufweisen, trägt über dem Renaissancemotiv des Sturzes die später angebrachte Jahrzahl 1690. Elisabeth R., die einzige Tochter des obigen, brachte das Gut ihrem Ehemann Samuel Lerber, Ratsherr und Zeugherr zu Bern, Oberst der Stadtkürassiere und Oberbefehlshaber der bernischen Reiterei im Bauernkrieg 1653 und gestorben 1659 als Venner. Auf ihn folgte im Besitz der Büri sein Tochtermann, der nachmalige Ratsherr und Venner Abraham Tillier, der sie an Albrecht Frisching, 1633—1702, Landvogt nach Saanen, verkaufte. Noch zu seinen Lebzeiten trat dieser die Liegenschaft seinem Sohn Gabriel, 1656—1735, ab, nachmals Ratsherr und Venner zu Bern und Herr zu Wyl. Am 12. Februar 1685 verkaufte dieser „sein Rebgut hinder Erlach am Bielersee gelegen, mit Haus und Hof, Scheuren, Ofenhaus, Trüllen, Ställen und anderen Gebäuwen, wie auch mit Räben, Matten, Garten und Beunden, der Hof oder die grosse Bürri genannt, das Haus mit Zeit-Thurm, Keller, Schür, Trüllen, Ofenhaus und den rev. Schweineställen aussen daran" mit allem Hausrat dem schon durch die alten Erlachschen Mannlehen in Erlach begüterten Johann Antoni May, damals noch Hauptmann einer Kompagnie Fussvolk in Frankreich, um 34,000 Bernpfund und 35 Dublonen Trinkgeld. Die ganze Besitzung enthielt laut Verkaufsurkunde 54 Mannwerk Reben (ein heutiges M. = 36 Aren). Auch hier ging May sogleich ans Umbauen und Vergrössern. Das an den See grenzende Land, das auf der Kauwschen Ansicht noch eine unregelmässige Form zeigt, liess er durch Auffüllen und Erhöhung des Strandbodens und Seegrundes bis auf 7 Fuss Höhe zu einem regelmässigen Viereck erweitern, wodurch etwa 30 Mannwerk gewonnen wurden. Das ganze Gut wurde mit einer Mauer, gegen den See als Stütz- und Wehrmauer auf einem Rost aus grossen Hartsteinquadern aufgeführt, umgeben; die nordöstliche und südöstliche Ecke am See zierten wie beim Stadthaus Gartenhäuschen aus Hauterivestein. Das Material zu dieser Neuschöpfung musste teils dem See enthoben, teils per Schiff herbeigeführt werden. Ein namentlich in Anbetracht der damaligen technischen Mittel grossartiges Werk, kostete sie jedenfalls Unsummen: einzig das Stück Mauer gegen den jetzt infolge der Aarekorrektion ohnedies tiefer liegenden See würde nach dem Urteil Sachkundiger heute gegen 100,000 Fr. kosten! Aber auch das Haus liess Mai gründlich ändern; es bekam ein grösseres Dach, neue Fenster, Zimmer wurden erhöht und ein gegen den See befindlicher Anbau abgebrochen. Der am Fenster mit den Wappen Jakob Risolds und seiner Frau angebrachten Jahrzahl nach muss dies 1690 geschehen sein. Zu beachten ist, dass der sonst bis ins kleinste Detail getreue Kauw auf seiner Ansicht kein dreiteiliges Fenster gegen die Strasse, sondern nur ein solches im Obergeschoss neben dem Treppenturm zeichnet: dies lässt vermuten, dass May das durch Vergrösserung des

Daches zwecklos gewordene Fenster weggenommen und an seinen heutigen Standort versetzt hat.

Das Bürigut teilte die Schicksale der übrigen Maygüter; im Geldstag über den Nachlass des Oberst May von der bernischen Obrigkeit übernommen, kam es 1719 an seine Witwe und von dieser 1735 an ihren Sohn Johann Antoni May. In seinem Testament, das 1750 in Wirksamkeit trat, verschrieb es dieser seinem Freund, „der ihm so manchen Dienst geleistet", Gabriel Zeender von Bern, welcher sich aber beeilte, auf diese Erbschaft sowohl in utilibus als in onerosis Verzicht zu leisten und sich von der Regierung eine Resignationsurkunde ausstellen zu lassen. In der Folge an Erlacher Burger verkauft, kam das Gut gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts an die Familie Künzi. In den 1870er Jahren wurde das Haus von Herrn Notar und Amtschreiber Friedrich Künzi, unter Schonung der altertümlichen Bestandteile, renoviert und vergrössert; gegenwärtige Eigentümer sind die Familien Rössler und Künzi.

Auf dem Aberlischen Prospekt von Erlach (um 1778) ist das Haus in der ihm von Oberst J. A. May gegebenen Gestalt deutlich sichtbar — ein seltener Zufall für ein Privathaus, dass man sowohl aus dem XVII. als auch aus dem XVIII. Jahrhundert Ansichten davon hat.

Der Stock zu Tschugg

Tafel 79.

Dieses Haus wird schon im XVI. Jahrhundert als das „hindere Hus" zu Tschugg erwähnt und war damals eine Dependenz des „vorderen Huses" (sogen. „Laubenhaus" erbaut 1569); es gehörte mit diesem einer Benedicta Berseth, welche 1588 als Witwe des bernischen Ratsherrn Jakob Meyer, Landvogt nach Erlach 1557 und Venner zu Gerwern 1567 und 1575, verstarb. Die Familie Berseth war in Tschugg schon seit dem XIV. Jahrhundert ansässig und begütert; um 1580 erwarb Imbert B. das bernische Burgerrecht und seine Nachkommen setzten sich in Bern fest, wo sie erst 1821 ausstarben. Die beiden erwähnten Häuser scheinen den alten „Hof" Tschugg am Südabhang des Jolimont, nahe bei Erlach, 1358 erstmals genannt, gebildet zu haben. Nach dem Tode obiger Benedicta Meyer geb. Berseth fielen laut Teilungsvertrag vom 28. März 1588 die Güter zu Tschugg zunächst unverteilt an die noch minderjährigen Kinder ihres vorverstorbenen Sohnes Ambrosius Meyer, ebenfalls Landvogt nach Erlach 1576, nämlich an Margaretha, Jakobli und „Broseli" (Ambrosius) M. Das in der Teilungsschrift als das „hindere Hus" bezeichnete Gebäude scheint damals leer gestanden zu sein, da als Mobiliar darin nur „1 Bettstatt und 1 Tröglin darin zwo Deckinen" angeführt werden, im Gegensatz zum ziemlich reichhaltigen Hausrat des vorderen Hauses. Obige Söhne des Ambrosius Meyer starben früh und ohne Nachkommen (Ambrosius erscheint 1610 als Mitglied des Grossen Rates von Bern) und das Haus gelangte an ihre Schwester Margaretha, die in vorgerückteren Jahren 1624 den Ratsherrn Johann Anton Tillier heiratete. Vermutlich hat ihm noch ihr Bruder Ambrosius seine heutige Gestalt gegeben; der Fenstersturz des kleineren Fensters des ersten Stockwerks der Fassade trägt das Datum 1611. Nach dem Tode der Margaretha Tillier kamen ihre väterlichen Güter zu Tschugg testamentsweise an ihre nächsten Anverwandten, die Brüder Hans und Samuel Frisching, deren väterliche Grossmutter Elisabeth Meyer die Schwester ihres Vaters gewesen war. Etwas vor 1679 verkaufte der Schultheiss Samuel Fr. das grössere Haus an das Inselspital in Bern, und zwar offenbar ohne den „Stock", dessen spätere Schicksale nun unbekannt sind. Die dazu gehörigen Reben wurden ebenfalls veräussert und scheinen an das nebenan gelegene grosse Gut gekommen zu sein, das bis zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts den Nachkommen des obgenannten Imbert Berseth gehörte, dann an die Familie der „schwarzen" Steiger von Bern überging, 1879 vom Staat erworben und als Anstalt für Epileptische eingerichtet wurde. Lange Zeit stand das Haus ganz isoliert da, ringsumgeben von Steigerschem Besitz. Aus den Händen ärmerer Leute und in verlottertem Zustand kaufte es 1901 obige Anstalt, die ihm eine gründliche Renovation angedeihen liess.

Das Erdgeschoss des an eine Scheuer angebauten Hauses besteht aus einem einzigen

gewölbten Raum mit Trül und Weinkeller. Die eigentliche Wohnung befindet sich im ersten Stockwerk; das Obergeschoss, ein einziger grosser Raum, ist offenbar nicht ausgebaut. Die Anlage entspricht ganz derjenigen eines Rebhauses; angesichts der Tatsache, dass es früher zum „vorderen" Hause gehörte, ist es schwer zu entscheiden, ob es als Herbstwohnung für den zu Bern wohnenden Besitzer, oder nicht eher als eigentliche Pächterwohnung erbaut wurde. Die ersten Nachrichten, die man über diese Gebäude hat, fallen gerade in die Zeit, als die Berseth ihre ländliche Lebensweise aufgaben, nach Bern zogen und, unter Beibehaltung ihrer angestammten Güter, städtische Lebensweise annahmen. Jedenfalls ist es schon seit dem XVII. Jahrhundert eine durchaus bäuerliche Wohnung. Beachtenswert ist vor allem das vierteilige Reihenfenster des Hauptzimmers mit den beiden erhöhten Mittelfenstern, die wie beim Haus mit der Jahrzahl 1589 in Erlach der Wölbung des innern Fensterbogens entsprechen.

IV. JURA

Neuveville — Neuenstadt

Tafeln 80—88.

Neuenstadt, ehedem Bestandteil des Bistums Basel, gehört geographisch durchaus zum alten bernischen Seeland. Seine Gründung verdankt es den Kriegen des Bischofs von Basel mit den Grafen von Welsch-Neuenburg, welche 1307 die bischöfliche Stadt Bonneville oder Neuville im Val de Ruz zerstört hatten. Ihren geflüchteten Einwohnern zur neuen Heimat begann der Bischof Gerhard v. Wippingen 1312 den Bau eines Städtchens in der Nähe der damals schon fast abgegangenen Ortschaft Nugerol (Nucariolum) am Fusse des von seinem Vorgänger Heinrich v. Isny † 1288 erbauten Schlossberges zuoberst am linken Ufer des Bielersees. Die „Neue Stadt", welche diese Bezeichnung als Namen beibehielt, wurde 1318 mit den Rechten und Freiheiten der bischöflichen Stadt Biel ausgestattet und erfreute sich bald eines regen Gedeihens. Als Bischof Johann von Vienne 1367 mit Bern in den Krieg kam, zogen die Berner im November dieses Jahres vor Neuenstadt und belagerten es, mussten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Für sein standhaftes Verhalten erhielt das Städtchen vom Bischof ein eigenes Panner und Stadtsiegel und eigene Verwaltung. Indessen ging Neuenstadt schon 1388, nachdem Bern Nidau an sich gebracht hatte, mit der Aarestadt einen Burgrechtsvertrag ein. In der Folge wurde derselbe öfters erneuert und die Beziehungen mit Bern wurden immer enger, besonders als sich die kleine Bischofsstadt infolge der Wirksamkeit des Reformators Farel, der 1529 daselbst predigte, dem neuen Glauben zugewandt hatte. Dank diesem Rückhalt, den Neuenstadt stets an Bern hatte, und dank seiner für seinen Herrn etwas abgelegenen Lage, erfreute es sich jahrhundertelang einer ziemlichen Selbständigkeit. Die Stadt hatte ihre eigenen Räte und zwei Bürgermeister; oberster Beamter war der bis 1531 auf dem Schlossberg residierende bischöfliche Castlan, der aber meistens aus der Neuenstadter Bürgerschaft selbst ernannt wurde. Das Stadtgebiet erstreckte sich bis an den Kalkofen von Ligerz im Osten und bis zum Stadtbach bei Landeron im Westen. Als Bestandteil der Eidgenossenschaft entging Neuenstadt 1792 dem Schicksal des katholischen Teils des Bistums, welches schon damals Frankreich einverleibt wurde. 1798 widerfuhr aber auch dem übrigen Bistum das gleiche Los und bis zum Sturze Napoleons blieb es französisch. Nach seiner Vereinigung mit dem Kanton Bern wurde Neuenstadt 1816 zum Oberamt Erlach geschlagen, 1846 aber zu einem eigenen Amtsbezirk erhoben.

Die ursprüngliche Anlage der auf einem sanften Abhang gebauten, im Grundriss beinahe quadratischen Stadt hat sich unverändert erhalten und gibt ein anschauliches Bild des mittelalterlichen Städtebaus. Lange Zeit hatte Neuenstadt nur zwei Eingänge, die zinnenbewehrte Porte de Rive am See und dieser gegenüber das mit der schlanken 1593 in ihrer jetzigen Höhe aufgeführten Tour de l'horloge geschmückte Stadttor. 1626 wurde auf der Westseite der Stadt ein drittes Tor, die Neuve Porte, erbaut, die aber 1844 der Bieler Staatsstrasse zum Opfer fiel. Von den ehemaligen Stadtbefestigungen sind in den Häuserreihen der Peripherie noch einzelne Türme erhalten geblieben. Schon sehr frühe begannen die Neuenstadter ihre Häuser in die Stadtmauern hineinzubauen; 1341 wurde ihnen vom Bischof gestattet, Fenster in diese zu brechen und 1425 erwarben sie vom geldbedürftigen

Johann v. Fleckenstein um 500 Rheinische Gulden das ausschliessliche Eigentum an den Mauern und Stadtgräben. Das Stadtinnere wird durch drei parallele Strassen mit Richtung gegen den See durchzogen, von denen die mittlere, die brunnengeschmückte Rue du Marché in der Achse der beiden Stadttore liegt. Diese Strassen entsprechen in ihrer Richtung der Kanalisation, welche durch einen in mehrere Arme geteilten Bach gespiesen wird, der sich durch die Stadt hindurch in den See ergiesst. Die beiden Häuserkomplexe des Stadtinneren bestehen aus zwei getrennten Reihen Häuser, zwischen denen parallel zur Strasse der Abzugsgraben oberirdisch und offen in einem gemauerten Bett von ca. 1,5 m Breite hindurchfliesst. Diese sogenannte „ruelle" ist nur von den Fenstern auf der Rückseite der Häuser sichtbar, da die Kanalisation unter den Strassen unterirdisch durchgeführt ist. Für die an der Aussenseite der Stadt gelegenen Häuser befand sich dieser Graben ebenfalls offen auf ihrer Rückseite an der Stadtmauer; jetzt ist er dort fast durchwegs zugedeckt.

Die Häuser bestehen alle aus einem einzigen Block, mit einer ursprünglichen Strassenfront von etwa 4,5 m und einer Tiefe von ca. 14,5 m. Mit der Zeit sind natürlich mehrere zu einem einzigen vereinigt worden, so dass sich grössere Strassenfronten ergeben. An den beiden Nebenstrassen, der rue du Beauregard und der Rue du Collège haben sich aber die Häuser noch fast durchwegs in den angeführten Massen erhalten. Die Tiefe ist hingegen bei allen die gleiche geblieben, mit Ausnahme derjenigen, die in die Stadtmauer hineingreifen. Von einer Strasse zur andern durchgehende Häuser gibt es nicht; die „ruelle" war öffentlicher Boden, der nicht überbaut werden konnte.

Für Scheunen, Ställe und sonstige landwirtschaftliche Gebäude fand sich beim Heranwachsen der Einwohnerzahl innerhalb der Stadtmauern kein Platz mehr. Sie wurden in eine oberhalb der Stadt gelegene Vorstadt verlegt, wo sich bald die städtisch gebaute Rrue du Faubourg entwickelte.

Die Fassaden der bis unters Dach aus Mauerwerk erbauten Häuser haben häufig einen mit Farbe überstrichenen Bewurf. Ihr einziger Schmuck sind die Fenstereinfassungen und Türgewandungen aus gelbem Hauterivestein. Oft sind diese ebenfalls grau oder gelb bemalt. Manche sehr hübsch behauene Fensterstürze und Gewände der 3—5teiligen Reihenfenster des ersten Stockwerks verraten die Nähe des durch seine Steinhauer im XVI. und XVII. Jahrhundert berühmten Cressier. Ursprünglich zählten die meisten Häuser nur zwei Stockwerke; wie aus der Form der Fenster und der Bedachung ersichtlich, stammen die darüberliegenden Geschosse aus späterer Zeit. Wie im ganzen Weingebiet des Bielersees, wird das Erdgeschoss stets von Kellerräumlichkeiten eingenommen; in Anbetracht der kleinen Treppen ermöglicht eine grosse Dachluke mit Seilaufzug die Unterbringung von Holz und anderen derartigen Vorräten im Dachgeschoss. Die Küche, in welcher der Abort eingebaut ist, liegt wegen des Schüttsteinablaufs stets auf der Rückseite gegen den Abzugsgraben.

Der Haupterwerb der Stadtbürgerschaft besteht von jeher in Weinbau. Daneben betrieb der Kleinbürger sein Handwerk, etwas Gartenbau und landwirtschaftlichen Kleinbetrieb. Diese Verbindung von kleinstädtischen Handwerkertum und Weinbau findet in der Bauart der Häuser ihren Ausdruck, von denen die grosse Mehrzahl in ihrer Gesamtanlage und im Bau der untern Geschosse — soweit das Erdgeschoss letzterer nun nicht zu Kaufläden umgewandelt ist — mindestens in das XVI. Jahrhundert zurückreichen. Der gepflasterte oder mit Steinfliesen belegte Kellerraum erhält sein Licht durch die Türe und ein daneben liegendes Fensterchen. An Stelle des letzteren befindet sich oft ein grösseres Bogentor, das in der Regel geschlossen gehalten wird; auch die Haustüre ist meistens bogenförmig. Der Vorderraum mit kleiner Weintrotte, dient als Werkstatt; in der Wand neben dem Eingang ist regelmässig ein schrankartiges Gelass zur Aufnahme von Werkzeugen eingebaut. Neben oder unter der zu den Wohnräumen führenden geraden Holztreppe befindet sich ein eigentlicher abgeschlossener Keller; zu hinterst ein Verschlag für Kleinvieh mit Fensterchen gegen die „ruelle". Das Obergeschoss wird in seinem vorderen Drittel durch das Wohnzimmer

eingenommen, der gesamte hintere Teil, in welchem die Treppe einmündet, dient als Küche. Vermittelst weiterer Holztreppen gelangt man aus derselben ins obere Stockwerk, welches zu Schlafzimmern benutzte Kammern, gelegentlich auch eine zweite Küche enthält. Im Gegensatz zum Zimmer des ersten Stockwerks, das durch eine Anzahl gekuppelter Fenster beleuchtet wird, ist dasjenige des zweiten Stockwerks regelmässig nur mit einem quadratischen Doppelfenster ausgestattet. Der durch das Aufzugstor beleuchtete Dachraum dient zur Aufnahme von Holz, Heu- und Futtervorräten. Die Zimmer sind meistens vertäfelt, mit auf festen Unterzügen ruhender Balkendecke. Wie überall im Seeland, sind in den Mauern, namentlich in den Fenstergeläufen, kleine Gelasse und Schränkchen eingebaut. Hinten im Zimmer steht der ca. 1,5 m hohe Kachelofen, oft mit Tritten versehen. In der Hauptsache aus einfachen meergrünen Kacheln, sind nur seine Füsse und die Ränder weiss mit blauer Malerei. Durch Einbauten von Kammern sind die Küchen häufig später verkleinert worden; Beispiele solcher Häuser bringen Tafeln 81 und 82.

Fast keine Veränderungen hat das zweistöckige **Haus Nr. 55,** Rue du **Collège,** Tafel 82 (Eigentümerin Frau Wwe. Mügeli), erfahren. Auf einem Dachziegel fand sich anlässlich vor einigen Jahren vorgenommener Reparaturen das Datum X. 1581; leider sind infolge derselben die hübschen Türbeschläge und Schlüssellochschilder, sowie der Mittelpfosten des Fensters im zweiten Stockwerk fortgekommen. Die Küche besitzt noch ihre ursprüngliche Grösse; das zweite Geschoss hat durch Holzwände eine Dreiteilung erfahren.

Dreistöckig sind die Häuser Nr. 118 und **Nr. 119,** Tafel 81, in der Rue du Collège. Die neuere Konstruktion des dritten Stockwerks ist deutlich wahrnehmbar. Im Erdgeschoss von Nr. 119 (Besitzer Weibel Evard) ist heute der neben der Treppe befindliche Teil des Kellerraums unterschlagen. Die Küche des ersten Stockwerks ist von der Treppe durch eine Holzwand abgeschlossen. Die Küche des zweiten Stockwerks des von zwei Haushaltungen bewohnten Hauses ist erst später eingebaut worden.

Zwei auf merkwürdige Weise ineinander gebaute Häuser sind **Nr. 232 und 233,** Tafel 83, an der Rue du Faubourg, der Vorstadt von Neuenstadt. Die ursprüngliche Anlage beider Gebäude, die hinten an ein Gärtchen stossen, ist nicht mehr genau festzustellen. Der jetzt von zwei im Innern ganz getrennten Wohnhäuseren eingenommene Block bildete ehedem wahrscheinlich ein einziges, und zwar herrschaftliches Gebäude. Auf letzteres deuten namentlich die in der Mitte gelegene breite steinerne Wendeltreppe, zu welcher man von der Strasse durch einen Hausgang gelangt, die ursprüngliche Ausführung des zierlichen Reihenfensters mit der Jahrzahl 1568 auf der Rückseite von Nr. 233 und die Grösse einzelner Zimmer. Ein Kellerraum, jetzt freilich durch Kleinviehställe ersetzt, befand sich nur in Nr. 233; im anderen Hause ist die frühere Anlage eines solchen nicht ersichtlich. Die dicke Mauer, welche beide Häuser in ihrer hintern Hälfte trennt, dürfte eine blosse Scheidemauer zwischen dem links liegenden Wohngebäude und einem sich rechts daran anschliessenden Stall mit Bühne gewesen sein. Dass vielfach umgebaut und verändert worden ist, beweisen verschiedene Jahreszahlen auf den Eingangstüren: die Türe von Nr. 233 trägt das Datum 1881, die beiden Toreingänge dagegen 1685 und 1643. Gegen die Strasse präsentieren sich beide Häuser als zwei ganz getrennte Gebäude mit besonderen Dachgeschossen aus neuerer Zeit. Im Erdgeschoss haben sie beide auf dieser Seite annähernd dieselbe Breite; im ersten und zweiten Stockwerk greift aber Nr. 232 über dem Hausgang von Nr. 233 bis dicht an das Fenster dieses Hauses hinüber und erreicht damit in diesen Geschossen auf dieser Front eine Breite von zwei Zimmern, was umgekehrt für Nr. 233 auf der Gartenseite für alle Stockwerke der Fall ist. Im Dachgeschoss greift letzteres dagegen auf der Strassenfront nach rechts wieder über das links gelegene Zimmer des zweiten Stockwerks von Nr. 232 hinüber, so dass beide Estriche wieder der Breite des Erdgeschosses eines jeden Hauses entsprechen. Nicht nur horizontal, sondern auch vertikal sind beide Häuser ineinandergeschaltet; der auf dem Bilde sichtbare Ablauf des Dachkänels in der Mitte der Fassade entspricht nur im Erdgeschoss und im Dachgeschoss der inneren Scheidemauer!

Im übrigen bieten die beiden Häuser im

Inneren nichts Bemerkenswertes; in ihrer Einteilung entsprechen sie ziemlich allen anderen Kleinbürgerwohnungen von Neuenstadt. Einzig die Kanalisationsverhältnisse sind anders als in der Stadt. Nr. 232, Maurer Schneebergergehörig, enthält im Erdgeschoss Kellerräume mit hinten eingebauten Ziegenställen; der Abort ist im Keller rechts neben dem Eingang. Einfache Holztreppen führen in die oberen Geschosse; durch die gegen die Strasse gelegene Küche im ersten Stockwerk gelangt man in das daneben befindliche Zimmer mit in die Küche eingebautem Alkoven.

Die ebenfalls auf der Strassenseite liegende Küche von Nr. 233 wurde durch Einbau eines Zimmers unterschlagen, so dass sich ihr Zentrum jetzt in der Mitte des Hauses befindet. Die schon erwähnte steinerne Wendeltreppe findet im ersten Stockwerk ihren Abschluss, den Zugang zu den oberen Stockwerken vermitteln gerade Holztreppen. Im geräumigen Hauptzimmer des ersten Stocks gegen den Garten steht ein meergrüner Ofen mit Tritten und dem Datum und Monogramm I. P. H. 1734 auf einer der blaubemalten weissen Randkacheln. Auf der Rückseite des Hauses angebrachte Holzgalerien führen zum Abort in einem Holzanbau an der Aussenseite des Gebäudes. Heutiger Besitzer desselben ist Louis Maurer; früher gehörte es den Familien Tschiffely und Gascard.

Ein besonderer Ruhm Neuenstadts war die Hafner- und Ofenmalerfamilie Landolt, welche während des ganzen XVIII. Jahrhunderts die Stadt und ihre Umgebung mit vorzüglich bemalten Öfen versah. Die ganze Gegend am Bielersee ist reich an schönen alten Monumentalöfen; manche derselben stammen unzweifelhaft auch vom Solothurner Hafner Johann Wiswald, dessen Tochter Margaretha die Kacheln bemalte, und von Joh. Jakob Bitto in Biel. Eine Eigentümlichkeit dieser Seeländeröfen besteht darin, dass auch ihre Füsse, sowie die Bodenplatte aus Kacheln bestehen; im östlichen davon gelegenen Kantonsteil ist das Material dazu regelmässig Sandstein. Beispiele solcher Öfen siehe Tafel 88.

Das Bernerhaus in Neuenstadt

Tafeln 84—85.

Den Namen Bernerhaus trägt das Gebäude erst seit dem XIX. Jahrhundert, früher hiess es das Bellelayhaus.

Schon in alter Zeit besass die Abtei Bellelay Reben und Grundstücke in Neuenstadt. Da diese letzteren in der Stadt selber lagen und der Transport der Fässer und dergl. bis zum Hafen, von wo sie auf dem Wasserwege nach Biel gebracht wurden, ein Privileg des Rates von Neuenstadt wurde und dem Gotteshaus bedeutende Unkosten verursachte, beschloss der Abt David Juillerat, Abt von (1612—1637) den Bau eines einzigen, grossen Hauses ausserhalb der Stadt am See, von welchem aus die Weinbergsprodukte der Abtei direkt auf die Schiffe verladen werden könnten. Der Bau begann 1631 und wurde unter Juillerats Nachfolger, Abt Johann Peter Cuenat 1637 — 1666 beendet. Auf einem der eichenen Träger des Kellerhauses ist das Datum des Baubeginns angebracht. Gleich zu Anfang hatte der Bauherr einige Schwierigkeiten mit den Neuenstadtern zu bestehen; er musste sich unter anderem verpflichten, an Stelle einer abgerissenen Halle — offenbar eine Art Warenschuppen — eine neue, beziehungsweise ein 25 Fuss langes Vordach an der Nordseite seines Gebäudes zu errichten und den durch sein Grundstück fliessenden städtischen Abzugsgraben stets in gutem Zustand zu halten. Für die Fundamente der Nordmauer wurde ihm eine Dicke von fünf Fuss bewilligt. Das rechteckige Gebäude, mit eingebauter Treppe auf der Nordseite, erfuhr in der Folge eine wesentliche Verzierung durch den schlanken Turm auf der Südseite — auf der Kauwschen Ansicht von Neuenstadt von 1671 figuriert er noch nicht — den der Abt Joh. Georg Schwaller von Solothurn, Abt zu Bellelay 1666—1691, zwecks Anbringung einer zweiten Treppe errichten liess. In einem hübschen Kreuzgewölbe mit Rippen und Schlussstein aus Hauterivestein zu oberst im Turm hat er sich mit seinem Wappen verewigt. Der nämliche erhielt auch 1667 von den Neuenstadtern die Erlaubnis, vor dem Hause einen Backofen zu bauen „moyennant qu'il ne le lève pas trop haut pour empêcher la vue et qu'il ne porte préjudice à la bourgeoisie",

und 1672 auf sein Gesuch hin mit vieler Mühe die Bewilligung, von den Stadtbrunnen einiges Wasser zur Herstellung eines Brunnens auf das Grundstück zu leiten, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass es im Falle von Dürre jederzeit abgestellt werden könne. Diese Wasserleitung gab im XVIII. Jahrhundert zu öfteren Klagen seitens der Stadtbürgerschaft Anlass.

Von den Franzosen wurden die Güter von Bellelay 1798 als Nationalgut eingezogen; eine Rechnung des Maurers Spielmann vom gleichen Jahre lautet: „7 Décembre 1797, travaillé (!) à la maison de Bellelay pour abattre les armes, 3 hommes, 1 écu 14 batz"! Dem Gesuch der Neuenstadter, ihnen das Gebäude zu Schulzwecken zu überlassen, entsprach das französische Finanzministerium nicht. Am 2. Mai 1798 wurde die Bellelaybesitzung „à Neuville au bord du lac, avec maison à deux étages en bon état, avec de vastes logements, cours, fontaines, écuries, greniers, caves et quatre pressoirs, grands jardins, aisances et dépendances, avec une vigne de 3 ouvriers enjoignant" dem Ferdinand Louis Schnider und dem Frédéric Imer zum Schatzungspreis von Fr. 4,808 für Fr. 600,000 in Assignaten verkauft. Am 11. August 1804 vertauschte sie der Goldschmied Frédéric Imer-Schnider gegen eine Besitzung zu Grenetel an der Strasse nach Schaffis der Stadt Bern, welche noch heute Eigentümerin des nun „Bernerhaus" genannten Gebäudes ist.

Das massive, zum Teil auf einer Unterlage von Holzstämmen ruhende Haus mit seinem gewaltigen Dach und gegen die Strasse ummauerten Hof mit den Stallungen im Norden wurde in erster Linie zur Aufnahme der Produkte der der Abtei Bellelay gehörigen Weinberge und dann als Wohnung für den Abt gebaut, der wie die andern Rebenbesitzer zur Lesezeit mit seinem Hofstaat für einige Wochen auf seinen Rebgütern verbrachte. Die Verbindung von Ökonomiegebäude und Villeggiatur, welche allen herrschaftlichen Gebäuden der Gegend zu eigen ist, springt auch hier ins Auge. Das ganze Erdgeschoss wird links vom Weinkeller, rechts vom Kelterraum eingenommen und der Länge nach von einer gemauerten Mittelwand in zwei Teile geteilt, welche die Mittelreihe der mächtigen Eichenpfosten einschliesst, auf denen die Unterzüge des ersten Stockwerks ruhen. Die beiden oberen Stockwerke, von einem breiten mit Holzlatten bedeckten Gang der Länge nach durchzogen, enthalten auf beiden Seiten die Wohngemächer und mehrere Küchen mit mächtigen Rauchfängen. Auf der Nordostseite sind zum Teil mit Zugang durch die Küchen, in zwei Erkern die Aborte angebaut, welche direkt in den am Hause vorbeifliessenden Abzugsgraben münden. Die ziemlich grossen Zimmer enthalten heute nichts Bemerkenswertes mehr und sind teilweise unterschlagen. Im ersten Stockwerk haben die auf den Gang mündenden Türen Einfassungen von Hauterivestein mit Türstürzen, die an die Eselsrückenform erinnern; im zweiten Stockwerk sind die meisten Türeinfassungen mit späteren Eichenvertäfelungen verkleidet. Als nur zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmt, ist der ganze Bau einfach und schmucklos gehalten, in den Proportionen aber grosszügig angelegt. Von der Arbeit des Maurers Spielmanns sind sowohl über der Eingangstüre als auch anderswo Spuren erkennbar. Das riesige Dachgeschoss, mit Aufzug auf der Nordseite dient als Speicher und Holzraum für das für die schon kühlere Jahreszeit zum Bewohnen bestimmte Gebäude. Ein blaubemalter Trittofen mit dem Monogramm J. C. L. (Joh. Conr. Landolt) und der Jahrzahl 1719, hergestellt für den Abt Joh. Georg Voirol, befindet sich heute im bernischen historischen Museum. Die Fenster dürften erst in späterer Zeit ihr jetziges Aussehen erhalten haben, ursprünglich waren sie zweifellos alle gekuppelt. Der früher mit Ziegeln gedeckte Turmhelm erhielt erst in neuerer Zeit seine heutige Blechbedachung.

Ehedem inmitten von Weinbergen und Gärten, mit Blick auf den nun zugeschütteten an Stelle des heutigen Bahnhofes gelegenen Hafen, hat das Herbsthaus der Äbte von Bellelay in seiner jetzigen nüchternen Umgebung viel von seiner Wirkung verloren. Schon 1763 hatte Bellelay ein daran stossendes Stück Reben zur Vergrösserung des Hafens abgetreten, und 1811 überliess Bern zum gleichen Zwecke ein weiteres Stück, so dass schliesslich das Gebäude mit seiner Nordostseite direkt an die Strasse zu stehen kam. 1815 wurden von den Neuen-

stadtern mit obrigkeitlicher Bewilligung am Hafen zur Verschönerung Pappeln gepflanzt, die man 1841 durch die noch heute vorhandenen Kugelakazien ersetzte. Durch die Eisenbahn ist leider das Gebäude, wohl das grosszügigste Beispiel eines alten herrschaftlichen Rebhauses, in neuester Zeit stark gefährdet.

Ligerzhaus — Maison de Gléresse

Tafel 86.

In Neuenstadt besassen die Herren v. Ligerz mehrere Häuser, unter anderen eines oben in der Vorstadt, dessen Treppenturm mit seinem hübschen Renaissanceportal Beachtung verdient. Ausserhalb der Stadt gelegen, war das Gebäude nicht an die Bauweise der Stadthäuser gebunden. Durch spätere Anbauten umgeändert, hat dieses Haus trotzdem den Charakter eines einheimischen Edelsitzes bewahrt.

Erster nachweisbarer Besitzer desselben ist Junker Vincenz v. Ligerz, bischöflicher Kastellan und Meyer 1574—1610. Von ihm ist noch ein Akkord mit zwei Maurern Mury und Bousson von Mortaux vom Jahr 1578 bezüglich eines Anbaues an diesem Hause vorhanden. Von ihm oder seinem gleichnamigen Sohn mag auch ein Gemach mit hübschem Kreuzgewölbe im zweiten Stockwerk des neben der Treppe befindlichen Anbaues herrühren, dessen Schlusssteine das Ligerzwappen (auf rotem Dreiberg in silber drei grüne Kleeblätter) mit der Jahrzahl 1605 aufweist. Einer seiner Nachkommen liess Ende des XVII. oder anfangs des XVIII. Jahrhunderts in den vier Feldern dieses Gewölbes gekrönte Wappenkartönchen (von denen aber nur die Wappen Ligerz, Wessenberg und Andlau (?) festzustellen sind) malen. Wahrscheinlich war dies Franz Karl v. L., Kastlan auf dem Schlossberg 1666—1696 und gestorben 1705 als fürstbischöflicher Landeshofmeister, dessen Gemahlin Eva Maria v. Wessenberg war, oder dann deren Sohn Joh. Conrad Franz Georg, Kastlan auf dem Schlossberg 1696 bis 1717, bischöflicher Hofrat 1729, † 1740. In diesem ältesten Zweige der Familie v. Ligerz, der wie ein anderer jüngerer im XVI. Jahrhundert das Burgerrecht zu Freiburg erwarb, sich im XVII. Jahrhundert aber ganz in fürstbischöfliche Dienste begab und dort hohe Ämter bekleidete, ist das Gebäude bis kurz vor seinem Aussterben verblieben. Mit den vier Söhnen des Landeshofmeisters Joh. Conrad Friedrich v. Ligerz, welchem sein Schwager der Bischof Joseph Rink v. Baldenstein 1750 das heute als Amtssitz dienende Hotel de Gléresse in Pruntrut baute, erlosch das Geschlecht. Sie wählten alle den geistlichen Stand und der letzte Rupert Maria Januar v. Ligerz starb 1819. Am 23. Oktober 1804 verkaufte Johann Baptista Ignatius v. Ligerz, Maltheserritter, † 1818 als Deutschordenskomtur zu Hohenrain, namens seiner Brüder, des Domdekans Joh. Heinrich Hermann und dem genannten Rupert Maria Januar die Besitzung — „une maison consistant en 7 pièces de maître, vaste salle, corridors, cuisines, logement de domestiques, au rez de chaussé le logement du vigneron, remise, bûcher, vaste cave, trois pressoirs dont l'un en fer, écuries, jardins, grenier à foin etc., un jardin sur le derrière et une vigne de 20 ares“ — nebst zugehörgen Bodenzinsen und fast allem Hausrat alles in allem um 39,000 Franken dem Jean Pierre Bourguignon von Neuenstadt. Das Inventar des Mobiliars gibt ein anschauliches Bild über die damalige Ausstattung des Hauses, nebst acht Herrschaftsbetten und sechs Dienstenbetten werden u. a. 10 grosse Spiegel, 72 Bilder in Goldrahmen, für 1050 Fr. Küchengeschirr und 12 Dutzend Handtücher aufgezählt.

Das Haus, im Innern mehrfach umgebaut, gehört noch heute der Familie Bourguignon, die das Ligerzerwappen auf der Haustüre am Treppenturm durch ihr eigenes hat ersetzen lassen.

„Aux Dragons“

Tafel 87.

Das seiner kühnen Wasserspeier wegen „aux dragons“ genannte Eckhaus zwischen der Rue du marché und der Place du marché ist das Wohnhaus eines Neuenstadter Notablen des XVIII. Jahrhunderts. Mit seinem Untergeschoss, Eckquadern, Simsen, Fenster- und Türeinfassungen aus leuchtendgelbem Hauterivestein u. seinem Mansarden-

dach könnte es ebensogut im benachbarten Neuenburg stehen, was sich auch aus dem Lebensgang des Erbauers erklären lässt.

Das gross angelegte Treppenhaus mit dahinterliegenden Küchen nimmt die ganze Nord-Westseite des Hauses ein; daran schliessen sich auf jedem Stockwerk zwei grosse Zimmer gegen die Place du Marché. Das zu Kaufläden ganz umgebaute Erdgeschoss enthielt neben dem Keller und Kellerraum jedenfalls schon früher ein Magazin. Die Küchen, deren von jeher das erste und zweite Stockwerk eine enthielt, erhalten ihr Licht durch das Treppenhaus und von hinten durch die „ruelle". Auch in diesem herrschaftlich angelegten Hause gelangt man nur durch die Küche zu den Aborten. Die Treppe hat bis zum ersten Stockwerk ein schmiedeisernes Geländer, weiter oben dunkelbraune Holzbalustraden. Unter der Treppe zieht sich im ganzen Treppenhaus ein Fries gefälliger Rokokostukkaturen hinauf; auf den Türeinfassungen sind ebensolche Dessus de portes mit landschaftlichen oder allegorischen Motiven. Eine starke Übermalung in braun und blau beeinträchtigt leider heute ihre Wirkung. Auch in den vorderen Eckzimmern tragen die Gipsdecken hübsche Stukkaturen; die heute tapezierten Wände derselben waren früher jedenfalls mit Stoff überspannt. Die hinteren Zimmer sind dagegen durchwegs vertäfelt, ebenfalls ihre Decken. Alle diese Räume sind heute durch Holzwände entzweigeteilt. Einen besonderen Schmuck des Hauses bilden die Öfen, die der Zeit nach von Samuel Landolt 1732—1780 stammen müssen. Die Vorderzimmer des ersten und zweiten Stockwerks enthalten zwei gleiche, mit von einem Papagei gekrönten Turmaufsatz. Die Malerei besteht in landschaftlichen Sujets, in einem braunvioletten Ton. Auf demjenigen des zweiten Stockwerks ist oben anf dem Turmdach in einer Cartouche das Wappen der Frbauer des Hauses farbig aufgemalt. Auch der Ofen im dritten Stockwerk, wiewohl einfacher, in den gleichen Tönen bemalt, ist bemerkenswert. Geheizt wird er durch das danebenstehende Kamin aus Hauterivestein. Die Öfen in den Nebenzimmern, von der landesüblichen länglich abgerundeten Form, sind blau auf weiss bemalt und müssen von anderer Hand stammen. Irgendwelche Signatur konnte bis jetzt auf keinem einzigen aller dieser Öfen gefunden werden.

Der Aufzug, der vor einigen Jahren entfernt wurde, befand sich im Gegensatz zu den übrigen Neuenstadter-Häusern, inwendig an der Decke des Treppenhauses angebracht.

Am Platz des Hauses stand seit dem XVI. Jahrhundert ein dem Chorherrenstift Münster gehörendes Gebäude, welches am 23. März 1757 dem Stadtschreiber und Notar David François Chiffelle oder Tschiffelly für 550 Taler verkauft wurde. Derselbe liess das Gebäude sogleich schleifen und errichtete an dessen Platz den heutigen Bau. In einer Pergamenturkunde, die anlässlich von Reparaturen vor einigen Jahren in einer der das Dach krönenden Metallurne gefunden wurde, gibt der Bauherr nebst Angaben über den Bau eine kurze Autobiographie. 1732 geboren als Sohn des Petermann Chiffelle von Neuenstadt und der Marie Marguerite Sennet von Hauterive im Neuenburgischen, wurde er in seinem 18. Jahre von König Friedrich von Preussen zum geschwornen Notar für das Fürstentum Neuenburg und Valangin patentiert; in seinem 20. Jahre wurde er vom Fürstbischof zum Geometer und Feldmesser ernannt, und 1758 kam er als Mitglied der Zunft zu Rebleuten in den kleinen Rat seiner Vaterstadt. Im gleichen Jahre, meldet er weiter, habe er dieses Haus von Grund auf auf 8 Fuss tiefen Fundamenten in seiner jetzigen Gestalt neu aufgebaut, was ihm ungefähr 1000 Taler zu 25 Batzen zu 9 Rappen Zürcherwährung gekostet hätte; ebenfalls in diesem Jahre habe er einen beträchtlichen Tuchhandel begonnen und sich mit Fräulein Charlotte Gibollet verheiratet. Dem ersten Teil dieser Angaben widerspricht freilich die an der Hauptfassade angebrachte Jahrzahl 1757. David François Chiffelle scheint in der Folge seiner Prachtliebe zum Opfer gefallen zu sein und starb 1776 oder 1777 im benachbarten Cressier. 1779 erwarb Pfarrer Adam Jallaz das Haus und veräusserte es später für 900 Taler an Herrn Imer, fürstbischöflichen Vogt im Erguel, in dessen Familie es bis heute verblieben ist. Gegenwärtiger Besitzer ist Herr Emil Imer von Grenetel.

Schaffis — Chavannes

Tafeln 89—90.

Zur Zeit der Weinlese pflegte der stadtbernische Rebenbesitzer einige Wochen mit seiner Familie auf seinem Rebgut an den sonnigen Hängen des Bielersees zu verbringen. Entweder reservierte er sich zu diesem Zweck nur einige Zimmer bei seinem Verwalter oder „Rebmann", oder dann erbaute er sich ein eigenes Gebäude zu diesem kurzen Herbstaufenthalt, dessen Erdgeschoss nach Art der einheimischen Häuser als Kelter- und Lagerraum für die Erzeugnisse des Gutes diente. Die Zahl der Zimmer war in Anbetracht des Villeggiaturcharakters dieser Häuser meist eine ziemlich beschränkte; in ihrer Innenausstattung entsprach die Wohnung aber ganz der Lebeweise des wohlhabenden Stadtberners — um so mehr als im XVII. und XVIII. Jahrhundert ein Teil des bernischen gesellschaftlichen Lebens sich während einiger Wochen auf den Rebgütern abspielte. Zum Teil sind diese Häuser in den Dorfgassen von Twann und Ligerz eingebaut, wo sie sogleich durch ihre Grösse auffallen, zum Teil stehen sie aber einzeln inmitten der Weinberge.

Ein solches ist das schon auf Neuenstadter Gebiet gelegene, älteren Leuten noch als **„Kirchbergerhaus"**, Tafeln 89—90, bekannte Haus in Schaffis, einer Häusergruppe 1 km oberhalb Ligerz an der Strasse nach Neuenstadt. Zum Eingang zur Wohnung, die in ihrem hintern Teil zu ebener Erde liegt, gelangt man von der Strasse durch eine an der Hausmauer angebauten Steintreppe. Das weit vorspringende Dach bedeckt auch den Vorplatz der Haustüre, indem es den hinten am Hause stehenden Treppenturm auf beiden Seiten umfasst und sich hinter demselben mit der Bedachung eines kleinen Ökonomiegebäudes vereinigt. Die geschnitzten Träger des Dachgiebels gegen die Strasse tragen die Jahrzahl 1681; aus gleicher Zeit wird das leider sehr beschädigte und weiss übermalte Eichengetäfel des Wohnzimmers im untern Geschoss der Wohnung stammen, jedenfalls ein Erzeugnis des Tischmachers und Holzschnitzers Abraham Gaberel (1641—1719) aus Ligerz, von dessen Arbeiten in Ligerz noch mehrere erhalten sind. Sonst enthält das Innere nichts Bemerkenswertes; der Anbau auf der Strassenseite ist, wenigstens im oberen Teil, neueren Ursprungs. Eine kleine Gartenanlage auf der Südwestseite des Hauses trennt es von der ehemaligen Verwalterwohnung, wo sich auch die Stallungen befinden.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Eigentum des Junkers Vincenz v. Ligerz kam das Gut an die einzige Tochter seines ältesten Sohnes Franz v. Ligerz, des Rats zu Neuenstadt † 1622, dessen Witwe Elisabeth Chambrier sich mit Franz Ludwig v. Erlach, 1596—1650, Herrn zu Bümpliz und Landvogt nach Aelen 1635. wiedervermählte. Diese Tochter Helena v. L., welche in Bern bei ihrem Stiefvater 1628 erst 14 Jahre alt starb, setzte auf ihrem Todbett mit Umgehung der Brüder ihres Vaters ihre Mutter und deren Kinder zweiter Ehe zu Haupterben ihrer beträchtlichen väterlichen Güter ein, was lange Streitigkeiten hervorrief, die erst 1633 beigelegt wurden. Obiger Franz Rudolf v. Erlach nahm am Hause Bauereien vor. Am 1. September 1634 ersucht Jean Jacques Marin die Neuenstadter ihm zu handen des Herrn v. Erlach Holz zu bewilligen, um an dessen Hause in Schaffis das Vordach fertigzustellen; 1643 werden ihm nochmals 18 Stämme für Reparaturen zugesprochen. Von seinem Sohne Joh. Rudolf v. Erlach 1632—83, Herrn zu Bümpliz, welcher sich 1681 in Colombier festsetzte, erwarb 1679 der Deutschsäckelmeister Joh. Leonhard Engel (1621—1682) das Gut, und gab dem Hause im grossen und ganzen seine heutige Gestalt. Sein Vater, ein Kupferschmied aus Twann, hatte 1616 das bernische Burgerrecht erworben; er selber begann seine Laufbahn als Notar und gelangte 1679 zur Säckelmeisterwürde, der zweithöchsten der Stadt und Republik Bern. Er ist der Stammvater der in Bern erst 1870 erloschenen pa-

trizischen Linie der noch heute in Twann weitverbreiteten Familie Engel. Durch seine Enkelin Anna Euphrosina kam Schaffis 1721 an ihren Mann Johann Berseth 1672—1737, Oberst und Landvogt nach Erlach. Von dessen Erben wurde es einem Jean Jacques Petitmaitre verkauft, der es 1786 dem Jean Jacques Gross von Neuenstadt, Pfarrer zu Tess, weiter veräusserte. 1794 gehörte es dem Hauptmann Ludwig Kirchberger von Bonmont und nachwärts seinem Bruder Rudolf Kirchberger, der es endlich 1830 an Jakob Teutsch von Ligerz abtrat, in dessen Familie es sich bis auf den heutigen Tag weiter vererbt hat. Während der französischen Revolution diente das Haus zuerst dem Marquis de Jeaucourt, der M^me^ de la Chartre und dem Abbé Delisle und nachher dem Grafen Louis de Narbonne, späterem Kriegssekretär Napoleons, als Zufluchtsstätte.

Delémont — Delsberg

Tafeln 91—96.

Delsberg, französisch Delémont (465 m), mit etwa 6500 Einwohnern, liegt wie schon der Chronist Wurstysen 1580 und nach ihm fast alle eidgenössischen Topographen vermerken „am lustigsten Ort der Saltzgöws, da sich das Gebirg weit von einandern thut, neben der Sorne auf einem Hügel in überlengter Vierung, hat gegen Mitnacht das Wolfsthor, gegen Mittag das Mülythor und gegen Niedergang das Bischofsthor".

Als Dorf schon 727 erwähnt, kam Delsberg durch Schenkung von König Rudolf III. von Burgund 999 an den Bischof Adalbero von Basel. Unter seinen Nachfolgern erhoben sich langwierige Streitigkeiten mit den Grafen v. Pfirt, die ebenfalls Rechte darauf geltend machten; denselben wurde erst 1270 und 1278 durch Verträge ein Ende gemacht, infolge deren der Sornegau mit Delsberg in den unmittelbaren und ausschliesslichen Besitz der Bischöfe überging. Von Kaiser Friedrich II. 1212 zur Stadt erhoben, erhielt der Ort 1289 das Basler Stadtrecht; an der Spitze der Gemeinde stand ein bischöflicher Meyer (villicus). Der gesamte Grund und Boden gehörte bis 1792 dem Bischof als Grundherrn. Dadurch, dass dieser sich schon im XIII. Jahrhundert öfters in Delsberg aufhielt, gelangte die Stadt bald zu gewisser Bedeutung, die zunahm, als sie nach der 1527 erfolgten Verlegung des bischöflichen Hofes von Basel nach Pruntrut zur Sommerresidenz der Bischöfe erhoben wurde. Auch die Übersiedelung des Domkapitels von Münster in Granfelden mit allen Reliquien und Heiligtümern im Jahr 1534 in die katholisch gebliebene Stadt trug zu ihrem Aufblühen bei. Infolge eines 1407 und später mehrmals erneuerten Burgrechtsvertrages mit Basel stand Delsberg lange Zeit in direkten Beziehungen zur Eidgenossenschaft, die erst dann aufhörten, als der tatkräftige Fürstbischof Johann Christoph Blarer denselben als mit seinem eigenen Bündniss mit den katholischen Orten unvereinbar 1580 aufheben liess. Wie Pruntrut hatte die Stadt im dreissigjährigen Krieg von den abwechslungsweise dort garnisonierten kaiserlichen, französischen und schwedischen Truppen schwer zu leiden. Zu den vielen Kontributionen und Requisitionen — als Reichsfürst hatte der Bischof dem Kaiser Leute und Geld zu stellen — gesellten sich noch Pest und Hungersnot, wovon sich die ganze Gegend erst unter dem Fürstbischof Johann Konrad v. Roggenbach (1656—93) langsam wieder erholte. Die in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts im Bistum ausgebrochenen Unruhen machten sich auch in Delsberg geltend; mit dem 1740 erfolgten Einzug französischer Hilfstruppen in Pruntrut und der Hinrichtung und sonstigen Bestrafung der Haupträdelsführer trat wieder Ruhe ein, und bis 1792 konnte sich die Stadt ihres beschaulichen Daseins als bischöfliche Sommerresidenz weiter erfreuen. Als Sous-préfecture des Departement du Mont-Terrible wurde Delsberg Frankreich

einverleibt, und es begannen Zeiten der Not und des Schreckens, die erst 1815 ein Ende nahmen, als das Bistum dem Kanton Bern angegliedert wurde und damit auch der katholische Teil dieses ersteren Bestandteil der Eidgenossenschaft wurde. Als Vertreter der Obrigkeit zog zunächst ein bernischer Oberamtmann in die zum Amtssitz des leberbergischen Amtes Delsberg erhobene Stadt ein.

Die Stillstandsperiode, welche die meisten Städte des alten Kantons teils nach ihrer Besitzergreifung durch Bern erlitten, hat Delsberg naturgemäss nicht betroffen. Die Stadt hat sich bis in neuester Zeit zwar wenig über den schon im XIII. Jahrhundert angelegten Mauergürtel ausgedehnt; dagegen machte ihre kulturelle Entwicklung infolge der vielen Chorherren, bischöflichen Beamten und mehreren — zum Teil aus der Bürgerschaft hervorgegangener — Familien des Stiftsadels, die sie bis ins XIX. Jahrhundert in ihren Mauern beherbergte, schon früh rasche Fortschritte. Interessant ist eine 1710 vom bischöflichen Vogt Jakob Wilhelm Rink v. Baldenstein vorgenommene Statistik. Laut derselben zählte Delsberg 852 Seelen, worunter 220 Männer über 15 Jahren, die sich auf 165 Häuser verteilten. Unter diesen waren 6 Weinhäuser, 2 Pintenschenken und 6 Branntweinverkaufsstellen; unter den Einwohnern zählte man 3 Weinhändler, 1 Tuchhändler, 5 Spezierer, 2 Schmiede, 5 Schlosser, 1 Waffenschmied, 1 Kessler, 1 Eisenhändler, 2 Müller, 4 Notare, 19 Landwirte und 17 Rentner, wozu 24 Knechte und 83 weibliche Dienstboten kamen. Um 1740 berichtet ein Zeitgenosse: „Nirgends dürfte sich eine gewähltere und auserlesenere Gesellschaft vorfinden als in Delsberg. In einem Schloss oder bischöflichen Gebäude (das heutige Amthaus) residiert mit entsprechendem Haushalt der bischöfliche Vogt, ihm zur Seite ein Leutnant des Fürsten. Das Chorherrenkapitel besteht durchaus aus Herren von Stand und Doktoren, worunter solche von vornehmster Herkunft, wie die Baldenstein, Reinach, Wicka u. a. m. Durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit und vielseitiges Wissen zeichnen sich aus die Schnorff, v. Mahler und viele andere. Dazu kommt ein zahlreicher Adel, der in der Stadt wohnt.“ Alle diese Faktoren haben dem Ort einen eigenartigen Stempel aufgedrückt, der an das geographisch ohnehin naheliegende Solothurn erinnert.

Der Freiheitsbrief von 1289 bestimmt für jeden Hausplatz eine Breite von 40 und eine Länge von 80 Fuss; davon sind dem Bischof als Grundherrn jährlich 2 Pfennige zu entrichten. Wenn jemand ohne Einwilligung des Bischofs und des Rates auf dem ihm angewiesenen Platz nicht bauen will, soll derselbe einem Baulustigen verkauft werden, und zwar zum gleichen Preis, wie ihn der Besitzer erstanden hat. Eine rege Bautätigkeit brachte das XV. Jahrhundert; am 16. November 1487 fiel aber die ganze Stadt bis auf 3 Häuser einer Feuersbrunst zum Opfer. Die früher schindelbedeckten Holzhäuser wurden grösstenteils aus Stein neu aufgeführt. „Für solche Feursgefahr haben die Burger, so etwas vermöglich, bey unsern Zeyten die Häuser zu welben angefangen. Man grebt da ein schön weiss Gestein, deren etliches den Marmeln nicht sehr ungleich“ berichtet Wurstysen. Gleichzeitig wurde die Erbauung offener Holzschuppen und Holzspeicher innerhalb der Stadtmauern verboten und der Konstruktion der Kamine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In der letzten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erhielt die Stadt ihre hübschen Brunnen, 1577 die von Laurent Perreol von Cressier verfertigten Fontaine de l'homme d'armes und Fontaine notre Dame; von 1581 ist die Fontaine St. Urs und von 1591 die Fontaine du Lion und die Fontaine St. Henry. 1692 zerstörte ein Brand wiederum beinahe die ganze Stadt; durch die nachherige Verlegung aller Scheunen und sonstigen landwirtschaftlichen Gebäulichkeiten ausserhalb der Stadtmauern erfolgte ein Anwachsen der Aussenquartiere. Im XVIII. Jahrhundert entstanden die öffentlichen Gebäude, die Delsberg seinen heutigen Charakter geben: 1716—27 der imposante fürstbischöfliche Palast an Stelle der alten Bischofsburg nach den Plänen des Baumeisters Racine von Renan, 1742 das Rathaus und 1762—66 der Neubau der Stiftskirche St. Marcel nach den Plänen der Architekten Paris und Pisoni von Ancona — letzterer als Erbauer der Ursuskathedrale in Solo-

thurn bekannt. Über das Aussehen der Stadt heisst es 1740: „Die Häuser und sonstigen Gebäude sind nicht prächtiger als in Pruntrut, aber alles atmet Frohsinn („tout y est riant"). „Die Strassen der von Osten nach Westen orientierten Stadt sind lang und breit" — ihre Pflasterung erfolgte 1724—25 — „und alle von einem klaren Bache durchflossen. Bemerkenswert ist der reiche und prächtige Palast des Fürsten, der dort oft einen Teil des Sommers verbringt. Östlich davon bemerkt man die grosse Kirche; Beachtung verdienen noch das Rathaus, die Residenz des fürstbischöflichen Vogtes, das Haus der Chorherren von St. Germain, das Ursulinerinnenkloster und ausserhalb der Stadt ein Kapuzinerkloster." Um auch die äusseren Spuren der fürstbischöflichen Herrlichkeit aus der Welt zu schaffen, zerschlug 1792 der Drechsler Marcel Philippe, ein eifriger Patriot alle ihm irgendwie erreichbaren Wappenskulpturen an den Häusern Delsbergs, sogar diejenigen des Rathauses!

Trotz des nahen Frankreichs machen sich in der Bauart der Häuser süddeutsche Einflüsse stark bemerkbar, die auch darauf zurückzuführen sind, dass vom letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts an viele Mülhauser und sonstige Süddeutsche, welche ihren katholischen Glauben beibehalten wollten, in Delsberg eine zweite Heimat fanden. Ein bestimmter Haustypus ist in Anbetracht dieser verschiedenen Faktoren, namentlich auch infolge der sehr verschiedenartig zusammengesetzten Stadtbevölkerung, für Delsberg kaum festzustellen. Eine Eigentümlichkeit sind jedenfalls die kleinen, herrschaftlich angelegten Einfamilienhäuser ohne jeglichen Laden oder Geschäftsräume, die in ihrer inneren Einteilung überraschend modernen Einzelwohnhäusern vorstädtischer Strassenanlagen entsprechen.

Mit seinem Treppenturm auf der Strassenfront hat das Eckhaus an der Grandrue und der Rue de la Préfecture, das vom früheren Eigentümer Confiseur Joseph Schaffter (1884—1912) als Restaurant eingerichtet wurde, grosse Ähnlichkeit mit den Häusern von St-Ursanne auf Tafel 99. Die Fassade gegen die Grandrue trägt die Jahrzahl 1559, die mit dem Bau übereinstimmen wird. Innen und aussen ist das Haus im Lauf der Zeit öfters umgeändert worden; ihre ursprüngliche Gestalt haben noch die gotisch profilierten Fenster des Treppenhauses; bei den übrigen sind die Kreuzstöcke entfernt worden. Im Innern verdient noch ein Zimmer mit gewölbter Decke Beachtung, sowie die Küche im ersten Stockwerk mit von Säulen getragener ebenfalls gewölbter Decke.

Die geringe Zahl der Wohnräume und die herrschaftliche Anlage des Hauses **Grandrue Nr. 52,** Tafeln 92—93, lassen darauf schliessen, dass es die Wohnung eines Chorherren oder sonst eines Geistlichen war; irgendwelche Anlage zu einem gewerblichen Betrieb fehlt. An der Ringmauer angebaut, ist es mit seinem Turm auf der Ansicht von 1671 gut zu erkennen. Seine heutige Gestalt muss es — trotz eines kleinen Fensters mit Butzenscheiben im Hausgang gegen den Hof — in den letzten Jahren des XVIII. oder zu Anfang des XIX. Jahrhunderts erhalten haben. Der dicke Turm mit Steinfratzen an den Trägern seines mit rotbraunen Schindeln verkleideten Obergeschosses ist viel älter als das Haus, scheint aber von Anfang an in dessen jetzige Anlage einbezogen worden zu sein, da er im untern Geschoss die Küche enthält. Eine luftige Kammer im Obergeschoss, mit grauen Ornamenten bemalt, diente offenbar als Sommerhäuschen. Sehr wahrscheinlich ist dieser zur Stadtbefestigung gehörende Turm die bis 1792 als Weibergefängnis benutzte Tour du Cordier, die sich sonst nirgends mit Gewissheit in die Befestigungsanlage der Stadt unterbringen lässt. Die Fassade, von deren gelblichem Verputz sich wirkungsvoll die Armierung aus Hartstein abhebt, verdient vor allem durch die monumentale Anlage der Haustüre Beachtung; die eichenen Türflügel haben in der Mitte schöne Metallbeschläge. Die Gipsdecke des Hausganges und des Treppenhauses ist in der für den Jura charakteristischen Art gewölbt. Im grossen Zimmer des ersten Stockwerks befand sich eine schöne getäferte Decke, die aber mit der Wandvertäferung vor einigen Jahren verkauft wurde.

1822 gehörte das Gebäude dem Richter Alexis Bennot. Am 3. April 1838 erwarben es die Eheleute Monat-Kohler vom Advokaten Charles Jean Baptiste Moreau, ver-

mählt mit Anna Maria Rosa Wicka und ihren Mithaften, dem Pruntruterarzt Dr. med. Viktor Monat, vermählt mit Marie Anna Bennot. In der Familie Monat blieb das Haus bis 1892, wo es Jacques Meyer, Landwirt, erwarb, der es 1914 dem heutigen Eigentümer, Tierarzt Paul Fleury, verkaufte.

Ganz ähnlich ist das **Haus Nr. 15,** Tafel 94, an der Rue de l'Eglise, der Überlieferung an ebenfalls ein Chorherrenhaus. Während des XIX. Jahrhunderts diente das Erdgeschoss lange als Sattlerwerkstatt; hinter derselben befinden sich zwei Holzhäuser, von denen das eine früher ein Kuhstall gewesen sein soll. Die Haustüre, mit Muschelornament über dem Sturz, sowie die eichene, jetzt graugestrichene Zimmerdecke im ersten Stockwerk versetzen das Gebäude ins XVIII. Jahrhundert. In die Stadtmauer eingebaut, hat es auf seiner Rückseite drei Stockwerke, da der Keller dort mit dem Terrassengärtchen zu ebener Erde liegt. Wie bei den anstossenden Häusern erhob sich auf dieser Terrasse ein Holzanbau mit Lauben an der Rückwand des Hauses, der bis unter die Fenster des ersten Stockwerks (von der Strasse aus gezählt) reichte.

Um 1820 erwarb der Sattler Joseph Kœtschet das Haus vom Bürgermeister Ignace Rédet; heutige Eigentümerin ist seine Grossnichte Fräulein Elise Hennet, Lehrerin, welche vor einiger Zeit mehrere bauliche Veränderungen daran vornehmen liess.

Rathaus

Tafel 95.

Der Bau des heutigen Rathauses wurde 1742 nach den Plänen des Comenser Architekten Giov. Gaspare Bagnato, dem Erbauer des Kornhauses in Rorschach und der Ostfassade der neuen Münsterkirche von St. Gallen, begonnen und 1745 vollendet; die Kosten beliefen sich auf 14,505 Baslerpfund. Das etwas nüchterne rechteckige Gebäude hat in den 60er Jahren des XIX. Jahrhunderts ein drittes Stockwerk und damit ein verändertes Aussehen erhalten. Beachtung verdient vor allem die im Jesuitenbarock erstellte Türanlage mit doppelter Freitreppe an der der Place du Marché zugewandten sieben Fenster breiten Hauptfassade des nach drei Seiten hin freistehenden Baues; am Platz der Uhr befand sich dort jedenfalls ein 1792 weggemeisselter Wappenschild. Die Mitte des Hauses nimmt im Hochparterre eine mit Kalksteinfliesen belegte und mit gewölbter Gipsdecke versehene geräumige Halle ein; durch Pfeiler aus Kalksteinquadern davon getrennt, schliesst sich dahinter das Treppenhaus mit dunkelgebeiztem hölzernen Treppengeländer an. In diesem untersten Stockwerk befindet sich heute das Kreiskommando, sowie das Zivilstandsamt und die burgerlichen Bureaux. Im zweiten Geschoss sind die Gemeindebehörden untergebracht; in der grossen Salle du Conseil mit schöner Gipsdecke hängt ein lebensgrosses Ölbild von Napoleon I. als Kaiser, ein Werk des Delsberger Malers Tavanne. Sämtliches Getäfer ist aus naturfarbenem Eichenholz mit Goldfilets.

Haustüren in Delsberg

Tafel 96.

Wie Pruntrut, weist auch Delsberg eine stattliche Anzahl herrschaftlicher Türanlagen auf. Das Material der Türumrahmungen ist durchwegs den Steinbrüchen von Bourrignon entnommen; auch fast alle Fenstersteine der Stadt stammen von dort.

Noch aus dem XVI. Jahrhundert stammt die Türe des jetzt den Schwestern Joséphine, Pauline und Cécile Bacon gehörenden Hauses Grandrue Nr. 11. Auf dem Türsturz sind die Initialen G. W. und die Jahrzahl 1599 eingemeisselt, was auf den Chorherrn des Kapitels von Moûtier, Georg Warnier aus Delsberg als Erbauer des Hauses hinweist. Er starb in seiner Vaterstadt am 31. März 1617. Neueren Datums ist der hübsche Türflügel aus Hartholz.

Aus dem XVII. Jahrhundert sind die mit Engelsköpfen verzierten Türen am Haus Rue du Collège Nr. 7, heute Eigentum der Frau Louise Meyer-Baumat. Über dem seitlichen Hauseingang ist noch die Jahrzahl 1604 und ein abgeschlagenes Wappen sichtbar. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gehörte das Haus dem bischöflichen Statthalter in Münster und Oberamt-

mann zu Delsberg Johann Jakob Wika, der einer alten Familie der Stadt entstammte, die zum Stiftsadel des Bistums zählte. Die Haustüre mit Oberlicht über dem Türsturz trägt die Jahrzahl 1678, die seinem Hochzeitsjahr mit Johanna Anna Ursula Vergier aus Pruntrut (vermählt am 8. XI.) entspricht; an der Kellertüre steht das Datum 1684. Von der Tätigkeit des Patrioten Marcel Philipp zeugen die weggemeisselten Wappenschilde in der Giebelverdachung. Von den Söhnen des Johann Jakob W. wurde Franz kaiserlicher Kammerrat zu Innsbruck und Resident am französischen Hof, nachdem er mit seiner Deszendenz in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben worden; Conrad Jakob bischöflicher Hofrat und 1725 Burgermeister von Delsberg. In die darauf ausgebrochenen Unruhen verwickelt, wurde er 1741 aller Ämter entsetzt und zu dreijähriger Gefangenschaft verurteilt, die er aber auf Verwendung seiner einzigen Tochter, einer Gräfin v. Pierrecourt, in seinem eigenen Wohnhause — an der heutigen Rue du Collège 7 — verbüssen durfte. Später kam das Haus an die Stadt und diente bis vor etwa 50 Jahren als Spital.

Einfacher gehalten ist die Tür der heutigen Préfecture, welche früher die Wohnung des fürstbischöflichen Meyers oder Landvogts war. Die eine der merkwürdigerweise unbeschädigten Wappenskulpturen zwischen den Fenstern des ersten Stockwerks meldet, dass der Fürstbischof Wilhelm Rink v. Baldenstein (Bischof 1608—28) das Haus mit allen Zubehörden 1627 für seine Kirche erwarb; die andere, dass Johann Conrad Reichsfreiherr v. Reinach, Bischof von Basel und des hl. Römischen Reiches Fürst, das kaum gegründete (d. h. wohl „kaum ausgebaute") Gebäude 1717 neu instand stellte. Bei dieser Gelegenheit erhielt es sein heutiges schmuckloses Aussehen. Meyer war damals seit 1710 Johann Wilhelm Rink v. Baldenstein † 1752; daher mag in Delsberg die Ansicht verbreitet sein, dass er selber das Haus gebaut habe, was mit obiger Inschrift in Widerspruch steht.

Monumental angelegt ist ebenfalls die auf der Rückseite des Hauses Nr. 7 Rue des Monts befindliche Türe auf die Rue de l'Eglise, das seit 1913 Herrn Otto Braun, confiseur, gehört. Über die früheren Eigentümer des Gebäudes, das im Innern nebst einer steinernen Wendeltreppe und Gewölben verschiedene altertümliche Formen aufweist, konnte, wie bei den meisten Häusern Delsbergs, nichts ermittelt werden.

St-Ursanne — St. Ursitz

Tafeln 97—99.

St. Ursitz — französisch St-Ursanne — altersgraues Städtchen in einem engen Tal zwischen steilen Bergen am Doubs (494 m) gelegen, verdankt sein Entstehen dem hl. Ursicinus, der sich im Anfang des VII. Jahrhunderts hier niederliess und den Grundstein zur späteren Propstei seines Namens legte. Mit dem Städtchen, das bald darauf entstand, gehörte die Propstei zum Königreich Burgund; 999 schenkte König Rudolf III. von Burgund die weltliche Gerichtsbarkeit von St. Ursitz dem Bischof von Basel. In geistlicher Hinsicht gehörte der Ort noch lange dem Erzbistum von Besançon. Von 1371—1424 den Grafen von Neuenburg verpfändet, bildete die Stadt mit einigen dazugehörenden Dörfern bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eine Landvogtei des Fürstbischofs von Basel; der bischöfliche Vogt residierte auf einem zu Beginn des XIX. Jahrhunderts abgetragenen Schloss auf einem Felsen über der Stadt, in der Nähe des heutigen Bahnhofes.

Das rechteckig angelegte Städtchen, 1403 gänzlich und 1557 zur Hälfte abgebrannt, mit berühmter romanischer Stiftskirche, hat noch ganz den Typus eines burgundischen Kleinstädtchens des XVI. und XVII. Jahrhunderts beibehalten. Im Gegensatz zu Pruntrut und Delsberg, denen ihre Eigenschaft fürstbischöflicher Residenzen einen eigenen Charakter verliehen haben, hat St. Ursitz, dank seiner weltabgeschiedenen Lage, ein durchaus mittelalterliches Aussehen bewahrt.

Verstärkt wird dasselbe namentlich durch die guterhaltenen, im XVII. Jahrhundert in ihre heutige Gestalt gebrachten Stadttore und den vielfach in die Stadtmauer hineingebauten Häuser.

Die allgemeine Bauart ist aus den verschiedenen Abbildungen des Städtchens zur Genüge ersichtlich.

Das Rathaus

Tafel 98.

Das heutige Gebäude steht am Platz des alten Rathauses, das um 1406 nach dem Stadtbrand von 1403 an Stelle eines von der Burgerschaft dem Abt von Bellelay, Henry Ner, abgekauften Hauses erbaut worden war. Am 25. Februar 1825 wurde der Neubau des Rathauses verschiedenen Arbeitern für 2304 Schweizer ₣ vergeben; am 30. Dezember gleichen Jahres stiftete die bernische Regierung einen Beitrag von 120 ₣ zur Errichtung einer Sekundarschule im zweiten Stock des Gebäudes.

Bei diesem Umbau wurde allem nach das Erdgeschoss des früheren Gebäudes beibehalten; ein jetzt leerer spätgotischer Wappenschild über dem Osteingang trägt die Jahrzahl 1492. Alt ist auch der kleine vorspringende Südanbau mit gotischen Fenstergewänden. An die Renovation erinnert eine unterhalb des Stadtwappens — in weiss ein aufrechter Bär mit goldenem Baselstab — auf der Nordseite des Hauses angebrachte Inschrift. Im Innern verdient eine graugestrichene eichene Türe mit hübschen Beschlägen einige Beachtung; sämtliche Räume tragen den Stempel des XIX. Jahrhunderts.

Haus des Konsumvereins
Haus J. Fleury (Krüttli)

Tafel 99.

Diese beiden Häuser springen durch ihre auf der Strassenseite angebrachten Treppenanlagen ins Auge.

Beim Haus des Konsumvereins an der Rue basse 21 (früherer Eigentümer Schmid Rüegg sel.) ragt der Treppenturm erkerförmig aus der Fassade heraus. Über der Eingangstüre stehen die Jahrzahlen 1565 und 1788; die erstere wird auf die Erbauung des Hauses, die andere auf einen späteren Umbau Bezug haben, anlässlich dessen die Fenster ihre heutige Gestalt erhielten und die Getäfer des zweiten Stockwerks verfertigt wurden.

Der Tradition nach soll das Gebäude ursprünglich ein fürstbischöfliches Zehnthaus gewesen sein; unter dem grauen Bewurf soll eine alte Fassadenmalerei mit Guirlanden an den Fenstern sowie am Treppenhaus das Wappen der Propstei verborgen sein. Am östlich des Hauses gelegenen alten Scheunentor sind noch Spuren eines abgemeisselten (vierteiligen?) Wappens mit der Jahrzahl 1635 sichtbar. Im Inneren, das den Stempel des XVIII. Jahrhunderts trägt, verdiente ein Zimmer mit einer eisernen Türe, der Überlieferung nach früher ein Archiv, sowie einige hübsche Türen und Vertäfelungen Beachtung. Im zweiten Stock enthält ein ebenfalls vertäfeltes Zimmer auf der Nordseite gegen die Gasse eine alte Gipsdecke.

Aus der gleichen Zeit stammt das dem Lehrer J. Fleury in Courchavon gehörige Gebäude Nr. 36 an der Rue basse, mit seinen hübsch behauenen Tür- und Fensterumrahmungen am Treppenturm. Im Gegensatz zum vorigen Haus ragt derselbe schon an seiner Basis in die Strasse hinaus. Das Erdgeschoss wird hier von Keller, Stall und Scheune eingenommen. Im Innern ist nichts Bemerkenswertes mehr; den Türsturz der Mitteltüre des Ganges im zweiten Stockwerk schmückt ein leerer spätgotischer Wappenschild.

Früherer Besitzer war der Sohn des Wirtes Gerster zum Storchen.

Porrentruy — Pruntrut

Tafeln 100—108.

Pruntrut, heute mit zirka 7200 Einwohnern, die Hauptstadt des Alten Elsgaus und später des Fürstbistums Basels, war schon zu vorrömischer Zeit besiedelt und gelangte ums VIII. Jahrhundert an die Grafen des Sundgaus, aus denen die Grafen von Mümpelgard und dann die Grafen von Pfirt hervorgingen. Diese letzteren erscheinen 1125 als Herren von Pruntrut und des Elsgaus; gleichzeitig hatten auch der Bischof von Basel und die Propstei Münster in Graufelden daselbst verschiedene Rechte und Besitzungen. Infolge eines 1281 abgeschlossenen Vertrages ging Pruntrut mit der Vogtei über das Elsgau anschliesslich an den Bischof Heinrich v. Isny über, der sich gegenüber den Ansprüchen des Grafen Renaud von Burgund mit Hülfe Rudolf von Habsburgs nach sechswöchentlicher Belagerung mit Waffengewalt in den Besitz der Stadt setzen musste. Am 27. IV 1283 verzichtete der Graf v. Burgund endgültig auf seine Forderungen und gleichzeitig erteilte Kaiser Rudolf Pruntrut das Colmarer Stadtrecht und einen Wochenmarkt, den Ort damit förmlich zur Stadt erhebend. Die zunehmenden Schulden der Bischöfe zwangen sie in der Folge das Elsgau mehrmals zu verpfänden; 1386 wurde es vom Bischof Imer v. Ramstein mit der Stadt um 11,000 Goldgulden dem Grafen Stephan v. Mümpelgard verkauft, unter dessen Nachfolgern die alte Bischofsburg in Pruntrut fast ganz zerfiel. Erst 1467 kaufte Bischof Johann v. Venningen das von seinen Vorgängern Veräusserte fast um den doppelten Preis wieder zurück; am 29. Juni nahm er davon feierlich wiederum Besitz, bestätigte der Stadt ihre alten Freiheiten und ging sofort an den Wiederaufbau des Schlosses, wo er später häufig seinen Aufenthalt nahm. Unter ihm wurde auch in der Stadt viel gebaut und namentlich in den unruhigen Zeiten der Burgunderkriege, an denen die Pruntruter auf Seiten der Eidgenossen Anteil nahmen, neue Befestigungswerke angelegt. Als 1528 in Basel die Reformation Eingang fand, verlegte der Bischof Philipp v. Gundelsheim den bischöflichen Sitz ganz nach Pruntrut, wo er in der Folge verblieb. Fast das ganze XVI. Jahrhundert war die Stadtbürgerschaft von heftigen Parteiungen durchwühlt, herrührend aus religiösen Differenzen und aus Anständen mit dem Bischof, dessen Nähe der Selbständigkeit der städtischen Organe bedrohlich wurde. Erst der zielbewusste und kräftige Fürstbischof Johann Christoph Blarer brachte wieder Ordnung, allerdings zum Nachteil des städtischen Gemeinwesens, indem er den ziemlich zahlreich in der Stadt ansässigen Adel ganz an seinen Hof zog und für seine eigenen Interessen gewann. Materiell bedeutete zwar seine Regierung einen Aufschwung für die Stadt; 1590 führte er das 1558 zum Teil verbrannte Schloss wieder auf, 1593 legte er den Grundstein zu einem Jesuitenkloster und ein Jahr vor seinem Tode, 1607, gründete er eine Erziehungsanstalt für Edelleute. Im dreissigjährigen Krieg fiel trotz der 1624—29 erneuten Stadtbefestigung Pruntrut 1635 nach zehntägiger Belagerung in die Hände der Franzosen und musste bis 1650 eine französische Garnison beherbergen, was eine nochmalige, ergebnislose Belagerung durch kaiserliche Truppen mit sich brachte. Nur langsam erholte sich der durch Kontributionen, Hunger und Seuchen verheerte Elsgau, um in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zum Mittelpunkt der im Bistum ausgebrochenen Unruhen zu werden, die erst 1740 mit Hülfe französischer Dragoner und Gensdarmen vom Bischof bewältigt werden konnten. Auf diese folgte eine Periode materiellen Wohlstandes; unter der Regierung der kunstsinnigen Bischöfe Joseph Wilhelm Rinck v. Baldenstein (1744—62) und Niklaus Simeon v. Frohburg (1762—73) erfuhr die

Stadt mancherlei bauliche Verschönerungen, die ihr vollends den Charakter einer kleinen Residenz gaben, die ihr noch heute eigen ist und sie von allen andern bernischen Städten unterscheidet. 1779 brachte der Fürstbischof Friedrich v. Wangen Geroldseck das bekannte Tauschgeschäft zu stande, durch welches der Elsgau mit Pruntrut, der bis dahin in kirchlicher Beziehung der Diözese Besançon unterstand, gegen Abtretung einiger elsässischer Pfarrdörfer, endlich auch in geistlicher Beziehung unter dem Sprengel seines Landesherrn — des Bischofs von Basel — fiel. Von den 1789 im benachbarten Elsass ausgebrochenen Bauernunruhen wurde auch die stets leicht erregbare Bevölkerung des Elsgaus angesteckt, und im August 1792 zogen die Franzosen ohne grossen Widerstand in die Bischofsstadt ein. Im Dezember konstituierte sich die Raurachische Republik, die 1793 als Departement du Mont Terrible Frankreich einverleibt wurde. Seit 1800 Bestandteil des Departements du Haut Rhin, verblieb Pruntrut mit dem übrigen Bistum französisch, bis der Wienerkongress 1815 das ganze Gebiet dem Kanton Bern zusprach. Aus der ehemaligen Bischofsresidenz wurde nun ein bernischer Amtssitz.

An der Vereinigung der Creugenat und der Alle gelegen besteht Pruntrut aus drei verschiedenen Stadtteilen, nämlich dem Schloss mit der eigentlichen Altstadt („le bourg"), an welchem sich ostwärts auf dem rechten Ufer des Creugenat der tiefgelegene „Mitalbu" (= Mittelbau) anschliesst, der zu der wieder höher gelegenen „ville neuve" hinüberführt. Ursprünglich von einander ziemlich unabhängig, waren diese Anlagen schon im XII. Jahrhundert von einem gemeinsamen Mauergürtel umschlossen, der dem Umfang der jetzigen alten Stadt entspricht. Die Bürgerschaft, die vorwiegend Handwerk verbunden mit etwas Landwirtschaft betrieb, zählte schon seit alter Zeit adelige Familien, denen speziell die Verteidigung im Kriegsfall oblag und die zu diesem Zweck Burglehen der Bischöfe in der Stadt besassen. Entgegen den Städten des alten Kantonsteils, die nach ihrer Besitznahme durch Bern vom Adel verlassen wurden, blieb derselbe bis zum Sturz der fürstbischöflichen Herrschaft grossenteils in Pruntrut. Zu ihm gesellten sich später neue Familien des Stiftsadels, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert die alten Sitze modernisierten. Diese zum Teil vornehm angelegten Gebäude und der vom bischöflichen Hof ausgehende Luxus haben auch auf die übrige Bauart der Stadt abgefärbt. Dank ihrer Lage, dank fremden Einflüssen, die der landesherrliche Hof und sein Gefolge sowie die öfteren unfreiwilligen Berührungen mit dem Ausland mit sich brachten, findet man in der Stadt die heterogensten architektonischen Motive, vom altburgundischen hinweg bis zum reinsten süddeutschen Jesuitenbarok.

Trotzdem Pruntrut mit dem katholischen Teil des Bistums nördlich der Pierre-Pertuis bis 1792 Bestandteil des deutschen Reiches war, trägt die Stadt durchaus französischen Charakter. „Les mœurs de la ville de Porrentrui se ressentent du séjour du prince son souverain; l'urbanité y règne avec la langue et les manières françaises" bemerkt Zurlauben in seinen Tableaux pittoresques de la Suisse um 1782.

Die älteren und einfacheren Bürgerhäuser, regelmässig aus einem Wohntrakt gegen die Strasse uud einem davon durch einen kleinen Hof abgetrennten Hintergebäude mit Scheune und Stall bestehend, unterscheiden sich namentlich durch die Treppenanlage vom entsprechenden Typus des östlicher gelegenen Gebietes. Beinahe immer ist die Treppe — vielfach als steinerne Wendeltreppe — in einem eigenen Treppenhaus auf der Hofseite des Vordergebäudes angebracht, mit Ausgang auf Küche oder Vorplatz. Über die Anlage des Pruntruterwohnhauses gibt A. Quiquerez in seiner 1870 erschienenen „Ville et Château de Porrentruy" in den Monuments de l'ancien évêché de Bâle pag. 141 ff. umfassenden Aufschluss, so dass hier der Hinweis auf diese Publikation genügt.

Typen einfachster Art sind die schmalen einfenstrigen **Häuser Campo und Badet,** Tafel 101, an der Rue de la Préfecture, die in ihrer Anlage vermutlich ins XVI. Jahrhundert zurückreichen. Auffallend ist die regelmässige Anordnung der Fenster, die alle genau gleich breit sind und genau übereinander liegen. Aus ihrer Breite ist zu schliessen, dass es früher Reihenfenster waren, deren Pfosten später entfernt wurden. Die Schmalheit vieler

Pruntruterhäuser rührt davon her, dass laut Verordnung des Bischofs Peter Reich von Reichenstein vom 3. Oktober 1289 von je 8 Fuss Hausbreite gegen die Strasse dem Landesherrn 1 Schilling jährlichen Zinses zu entrichten war, eine Bestimmung, die jahrhundertelang in Kraft blieb.

Breiter und durch sein Vorspringen aus der Häuserreihe, sowie durch seine auf einer Seite freistehenden Dachluke mit Aufzug charakteristisch, ist das früher den Familien Coullon und Béchir gehörende jetzige **Haus Merguin,** Tafel 101, an der Rue du Collège Nr. 203. Die Inneneinteilung stimmt mit derjenigen der vorigen Häuser im wesentlichen überein: ein zwei Raum tiefes Wohngebäude, an das sich durch einen kleinen Hof getrennt ein zu Ökonomiezwecken dienliches Hintergebäude anschliesst.

Ein vornehmeres Wohnhaus ist das äusserlich zwar ganz schmucklose daranstossende, jetzt der Familie **Folletête,** Tafel 101 und 103, gehörende Haus Nr. 204 an der gleichen Gasse. Ein breites Einfahrtstor gegen die Strasse ermöglichte vor Anlage des Trottoirs das Hereinfahren mit einem Wagen in den Hausgang, an dessen Ende sich die Treppe befindet. Die innere Einteilung des ebenfalls aus einem grösseren Vorderhaus und einem kleineren Hinterhaus bestehenden Gebäudes nähert sich stark derjenigen vieler Baslerhäuser. Durch die Anlage der Treppe, die in der Mitte der Rückseite des Vorderhauses eingebaut ist und direkt auf einen Vorplatz zu den Zimmern mündet, unterscheidet er sich durchaus vom entsprechenden Typus des alten Kantonsteils. Seine heutige Gestalt erhielt das Haus vermutlich im XVIII. Jahrhundert durch Johann Baptist Franz v. Glutz v. Blotzheim aus Solothurn. Geboren 1685, Grossrat zu Solothurn 1710 und nachwärts Hauptmann im Regiment La Cour au Chantre in Frankreich, starb er 1747 in Brüssel an einer Wunde; seine Frau war Anna Helena Basuel aus Pruntrut, vermählt 1737, von welcher er nebst vier ledig und jung verstorbenen Söhnen eine Tochter Anna Franziska Nepomucena v. G., geb. 1741, hinterliess. Diese brachte das Haus ihrem Manne, dem Bürgermeister Delfils zu, in dessen Deszendenz es bis in neuerer Zeit verblieben ist.

Ehemaliges Hôtel du Soleil

Rue de la Poste 272.

Tafel 102.

Vor 1752 war dieses Haus Eigentum der Herren v. Eptingen. Diese Familie, eine der mächtigsten des bischöflichen Stiftsadels, besass schon im XIV. Jahrhundert ein bischöfliches Burglehen in Pruntrut an der Rue des Malvoisins, der heutigen Rue de la Poste, das an Stelle dieses Hauses lag. So wie es jetzt ist, datiert es im grossen und ganzen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert und wird in späterer Zeit den Herren v. Eptingen mehr als Absteigequartier denn als ständiger Aufenthaltsort gedient haben. Als „auberge du Soleil" erscheint das Haus erstmals 1753; Inhaberin war die Witwe Madel. Am 18. Juni 1776 verkaufte Marie Jeanne Munier die „maison du Soleil" dem Metzger Sebastion Loos-Rüedin, der es der Witwe Ignace Wetter, geb. Marie Anne Voisard, abgetreten haben muss, da diese das „Cabaret du soleil" am 22 Frimaire XII (Dezember 1803) dem Xavier Loos, einem Sohne des obigen, veräussert. Dessen Tochter Elisabeth L. führte die Wirtschaft weiter und vermachte das Haus bei ihrem 1880 erfolgten Tode ihrem zweiten Ehemann Pierre Joseph Chavanne, der 1882 die Wirtschaft eingehen liess. Gegenwärtig gehört es seiner Nichte Fräulein Marguerite Chavanne, die das Haus — nun wieder Privatwohnung — mit ihrer Mutter, der Witwe Chavanne-Gürtler, bewohnt.

Beachtenswert ist namentlich die innere Einteilung mit Anlage des Hauses, die jedenfalls noch ganz derjenigen entspricht, welche ihm die Herren v. Eptingen gegeben haben. Das Erdgeschoss enthält Stallungen, Wagenschopf und Keller. Durch eine besondere Haustüre neben dem Stall gelangt man durch einen schmalen Hausgang zur Treppe, die direkt in die in der Mitte des Hauses gelegene Küche im ersten Stockwerk führt. Die Küche mit Backofen dient zugleich als Vorplatz und Treppenhaus; daran stösst gegen die Gasse der die ganze Breitseite des Hauses einnehmende ehemalige Essaal. Die eigentlichen Schlaf- und Wohnräume sind im zweiten Stockwerk. Auf der freistehenden Giebelseite vermittelt ein Aufzug

die Beförderung von Holz (und wohl auch von Heu) ins sehr hohe Dachgeschoss.

Diese Einteilung ist typisch für eine kleinere mittelalterliche städtische Ritterwohnung.

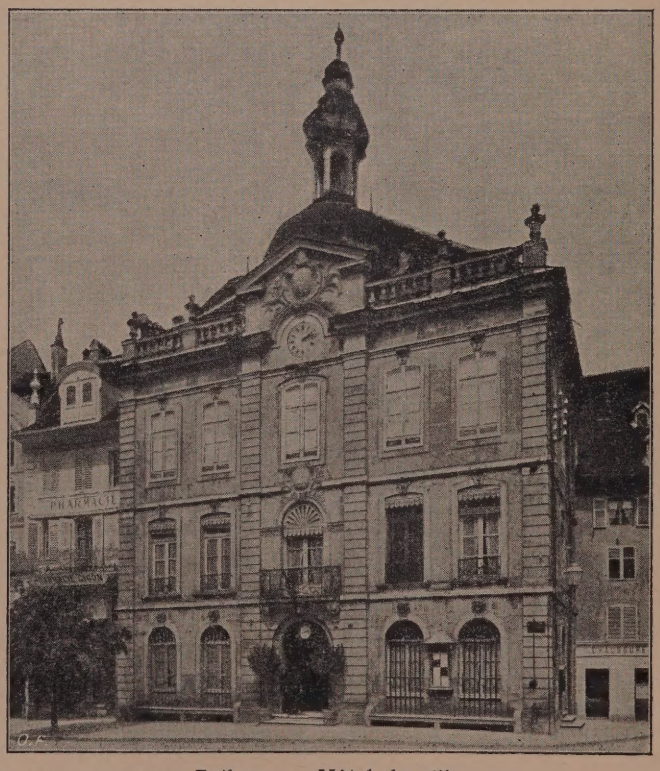
Ein Beispiel der Prachtliebe des fürstbischöflichen Adels wurde das älteren Leuten noch als **„Hôtel de Gléresse“,** Tafeln 103—105, bekannte Gebäude der heutigen Préfecture um 1750 am Platz der früheren Wohnung der Familie v. Ligerz für Johann Friedrich Konrad Baron v. Ligerz, 1706—77, Landvogt im Elsgau 1741—56 und darauf bis zu seinem Tode fürstbischöflicher Landeshofmeister, erbaut und zwar angeblich von seinem Schwager, dem Fürstbischof Joseph Wilhelm Rinck v. Baldenstein (Bischof 1744—62), dessen 1719 geborene Schwester Maria Victoria Magdalena R. v. B. er zur Frau hatte. Als Architekt kommt vielleicht ein in den bischöflichen Akten dieser Zeit öfters erwähnten „Hofbaumeister“ Dano in Betracht. Seiner Bestimmung als Privatwohnung diente der vornehme Bau bis 1816, in welchem Jahre es die letzten des Namens v. Ligerz, die Söhne des obigen Landeshofmeisters, der bernischen Regierung als Amtswohnung für den nach der Vereinigung des Bistums mit Bern zu Pruntrut eingesetzten Oberamtmann — der erste war Abraham Gottlieb v. Jenner — verkauften. Damals wurde das unschöne Bernerwappen an der Fassade angebracht. Seitdem dient es dem Bezirk Pruntrut als Amthaus; die ehemalige Wohnung der bernischen Amtleute im ersten Stockwerk wird an Private vermietet.

Die ganze herrschaftliche Anlage ist dem Gebäude erhalten geblieben, wenn auch von der früheren reichen Innenausstattung wenig mehr zu sehen ist. Eine geräumige gepflasterte Halle mit gewölbter Gipsdecke empfängt den Eintretenden; am schönen schmiedeisernen Geländer des Treppenhauses erinnern die Allianzwappen Ligerz und Rinck v. Baldenstein an die ersten Bewohner des Hauses. Ein kunstvolles Schloss an einem massiven Eichenbuffet des ehemaligen Speisesaales im ersten Stockwerk trägt die Jahrzahl 1751; auf einem bemalten Monumentalofen in einem früheren Salon steht das Datum 1750.

Das Rathaus

Tafeln 104; 105.

Seine heutige Gestalt erhielt der gegen die Rue du Marché gelegene Teil des Rathauses in den Jahren 1761—64 nach den Plänen des „Hofgeometers“ Paris. Der Devis, vom Ingenieur Paumat von Blamont aufgestellt, belief sich auf 8653 Livres — nach Quiquerez sollen sich die Baukosten aber schliesslich auf 22,000 Basler Pfund belaufen haben, was einem heutigen Wert von zirka 70—80,000 Fr. entspricht. Das Material entstammt den Steinbrüchen von Bourrignon. Der erste Stein wurde am 5. Mai 1761 gelegt und die Aufrichte fand am 28., 29. und 30. September gleichen Jahres statt. Sonst ist über den Bau dieses durchaus fremd und unschweizerisch anmutenden Bauwerks, dessen Entstehung in die ersten Regierungsjahre des baulustigen Fürstbischofs Niklaus Simeon v. Frohberg fällt, nichts bekannt. Das Rathaus



Rathaus — Hôtel de ville.

stand schon im XIV. Jahrhundert an seinem heutigen Platz. Der hintere, in die Stadtmauer eingebaute Teil dürfte im grossen und ganzen noch aus dieser Zeit herrühren, obwohl durch Ausbrechen von Fenstern und dergl. manches daran geändert wurde. Eine im ersten Stockwerk dieses Teils angebrachte Jahrzahl 1581 lässt auf damals vorgenommene Reparaturen schliessen. Eine Ansicht von Pruntrut von 1737 zeigt auf der Hinterseite des Gebäudes am zweiten Stock einen erkerartigen Ausbau; das steil ansteigende Dach zierte schon damals ein Glockentürmchen, das zugleich als Wachtposten diente. Laut den Stadtrechnungen wurde schon 1413 eine bei Henri Helvot in Neuenburg für 12 Goldgulden erworbene Uhr in demselben angebracht, die 1574 durch den Uhrmacher Niklaus Brun von Basel repariert wurde.

Im Jahr 1475 vorgenommene Umbauten, zu denen die gesamte Bürgerschaft mit ihren Pferden das nötige Holz herbeischaffen musste, scheinen sich mehr auf den westlichen gegen die Strasse gelegenen Teil bezogen zu haben. Bis zum Neubau von 1762 erfolgte der Zugang auf dieser Seite durch eine gedeckte Aussentreppe, die wie bei den Rathäusern von Bern und Freiburg ins erste Stockwerk führte.

Hôtel des Halles

Tafel 106.

Der imposante Bau wurde 1766—1769 an Stelle der alten städtischen Markthalle und des anstossenden Wirtshauses zum Salmen, die vollständig abgerissen wurden, unter dem Fürstbischof Simeon Niklaus v. Frohberg durch seinen Hofingenieur und Baumeister Pierre François Paris (seit 1763 Directeur des ponts et chaussées und 1767 fürstbischöflicher Hofrat) aufgeführt. Der noch vorhandene Devis von Paris vom 10. Mai 1764 überschlägt die Kosten des Baues auf 22,426 Livres 15 sols und 6 ₰; dabei war aber nur für die Armierung der Fassade, für die Fenster- und Türumrahmungen und dergl. Haustein vorgesehen, das übrige sollte in Mauerwerk, alle Gewölbe und Kamine aus Backsteinen ausgeführt werden. Für die Erstellung der ganzen, auf eine Breite von 88½ französ. Fuss bemessenen Fassade aus Quadern, berechnete Paris einen Extrazuschlag von 1500 Livres — in Wirklichkeit sollen sich aber nach Quiquerez die Gesamtkosten auf mehr als 80,000 Baslerpfund belaufen haben! Das detaillierte Bauprojekt sieht das Gebäude sonst ganz so vor, wie es ausgeführt wurde. Es besteht aus einem vorderen und einem hinteren Teil, mit einer Gesamttiefe von durchschnittlich 115 Fuss; die Mitte des vorderen Hauptgebäudes nimmt ein Hof mit einer Seitenlänge von 52 und 53 Fuss ein. Das Erdgeschoss diente nach wie vor als Markthalle zum Warenverkauf „hors les temps de foire“ und enthielt ausserdem nebst der öffentlichen Wage geräumige Stallungen, Remisen, Keller, Getreidespeicher und Holzhäuser. Die beiden oberen Geschosse, zu den zwei breite Treppen vom Hof hinaufführen, wurden in erster Linie zu einem für die damalige Zeit mit allem erdenklichen Komfort (Billardzimmer und dergl.) ausgestatteten Gasthof eingerichtet, der ausser Zimmer für Reisende und Kaufleute spezielle Appartements für Standespersonen und Gäste des Fürstbischofs enthielt, die mit ihrem Gefolge und Pferden auf landesherrliche Kosten im „Hotel des Halles“ einquartiert wurden. Der Südflügel des Hauses diente dem fürstbischöflichen Einnehmer („receveur“) zur Wohnung, welchem die geräumigen Speicher im Dachgeschoss zur Verfügung standen. Das Steinmaterial wurde den benachbarten Steinbrüchen von Voillebœuf, Chevenez und der „carrière du Cras de l'oiselière“ an der Strasse nach Bressaucourt entnommen. Unter dem Tiroler Johannes Schnopp als Maurermeister und Polierer arbeiteten 24 Maurer; mit dem Werkmeister („appareilleur“) Barthélemi Bataillard aus dem Burgundischen belief sich die Zahl der Steinhauer auf 26. Handlanger zählt der Etat der zum Bau verwendeten Arbeiter 69 auf. Die für die Gitter und dergl. erforderlichen 7000 Pfund Schmiedeisen und 3000 Pfund Gusseisen für die Schlösser wurden, nachdem das Eisenwerk von Undervelier sich ausser stand erklärt hatte, diese Qualitäten zu liefern, auf Anraten des Architekten ausser Landes, weil dort billiger, nämlich in Belfort und in Audincourt angekauft. Dieses Geschäft besorgte Paris selber, während seiner Abwesenheit übernahm ein

gewisser Montavon die Bauleitung. Die Schlosserarbeiten übernahm Michel Drechsler in Courgenay, die Zimmer- und Schreinerarbeiten die Meister Henselin und Steinlé.

Am 20. September 1769 wurde das neuerstellte, aber wie es sich nachträglich herausstellte, noch gar nicht trockene Gebäude — ein Umstand, der einige Jahre darauf zu Reklamationen und Reparaturen Anlass gab — dem „cabaretier des Halles" Augustin Pierstil (Birnstiel) und seiner Frau vom Fürstbischof zunächst auf 12 Jahre in Pacht gegeben. Zum Pachtobjekt mit dem „cabaret où pend pour enseigne la crosse de Bâle" gehörte noch ein Garten mit Hühnerhof ausserhalb der Stadt „au-dessous du grand étang" und ein Fischkasten am Fluss. Der lange und ausführliche Pachtvertrag liegt mit andern das Hotel des Halles betreffenden Dokumente auf dem bernischen Staatsarchiv.

Nach dem Aufhören der fürstbischöflichen Herrlichkeit fiel auch die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes dahin; heutzutage gehört es der Stadt und dient vornehmlich als Post- und Telegraphengebäude.

Spital

Tafel 106.

Das heutige Gebäude verdankt seine Entstehung der Vergabung einer am 16. September 1758 verstorbenen Frau Chavé geb. Willemenot, welche ihr beträchtliches Vermögen dem bis dahin bei der Stadtmauer am Canal des Moulins gelegenen alten Spital vermachte, mit der Bestimmung, innert drei Jahren einen neuen Bau aufzuführen. Mit diesem Geld erwarb der Spital 1761 von der Stadt ein Grundstück, welches sie 1489 von den Edeln v. Dachsfelden erworben hatte und wo sie später ihre Waffenmusterungen abhielt; noch 1547 war diese Hofstatt eine Freistätte für Übeltäter. Am 5. September 1761 begann der Bau und am 31. Juli 1765 war er beendigt. Die Pläne lieferte auch wieder der Hofbaumeister P. F. Paris; über die übrigen am Bau beteiligten Personen geben die Rechnungen des Spitaleinziehers Joseph Konrad Keller Auskunft. Als Werkführer amtete Jean Schenoph, Maurermeister in „Kivise" (wohl Kiffis im Elsass), der laut Akkord im Sommer vom 1. April bis zum 31. Oktober täglich mit 1 Pfund 15 Batzen, im Winter mit 1 Pfund 2 Batzen gelöhnt wurde. Die übrigen Maurermeister erhielten 15 Batzen Taglohn, die Handlanger und gewöhnlichen Arbeiter „à proposition en diminuant tel qu'il est de coutume de les payer en cette ville." Das Steinmaterial lieferte Michel Fischer von Pruntrut für 2750 Pfund; die Zimmerarbeiten besorgte Pierre Fleury für 4900 Pfund und die Glaserarbeit Jean Baptiste Paupe von Bied d'Etau. Die Schlösser, Fenster- und Türbeschläge, sowie die Schlosserarbeiten in der Kapelle, verfertigte der Schlossermeister Thiébaud Bourquard in St. Ursanne; die kunstvollen Gitter des Hofes dagegen, welche noch heute allgemeine Bewunderung erregen, sind das Werk des Schlossermeisters Georg Fromekenecht (Fromknecht), dem 300 Pfund dafür bezahlt wurden. Die gesamten Baukosten, inbegriffen das neu angeschaffte Mobiliar, beliefen sich auf 41,380 Pfund 16 Batzen.

Nachträglich wurde das Gebäude noch zu verschiedenen Malen vergrössert. Zuerst wurde ihm der Ostflügel längs der Rue de l'Eglise beigefügt. Dann wurde das daran stossende Haus der Familie de Rosé erworben und an seiner Stelle ein Neubau aufgeführt, der sich bis zur Stadtmauer zum ehemaligen Turm der Porte St. Germain hinzieht; der obere Teil dieses Turms wurde abgetragen und sein Platz zu einer Terrasse umgewandelt.

Der ursprüngliche Mittelteil mit dem Hof ist aber unverändert geblieben — ein Beispiel von süddeutschem Jesuitenbarok, wie es nur im katholischen früheren reichsdeutschen neuen Teil des Kantons Bern möglich ist. Die Fensterstürze des Erdgeschosses neben der Eingangstüre weisen das gleiche Ornament auf wie diejenigen über den Seitentüren des Hauptportals des ehemaligen Hôtel de Gléresse.

Türen in Pruntrut

Tafel 107.

Durch reiche Schnitzarbeit zeichnet sich die Türe im Schlosshof aus, welche zum Vestibül führt, die zur „Salle dite des Princes" führt. Das Material ist Eichenholz.

Die andere Türe ist ebenfalls im Hof.

Viel Ähnlichkeit mit Türen in Delsberg

und für den Jura typisch ist die Haustüre am heutigen Haus Béchaux an der Rue du Marché. Die Türumrahmung stammt noch aus dem XVII. Jahrhundert, der schöne Türflügel dagegen aus dem XVIII. 1752 bewohnte eine Frau v. Grandvillers das Haus.

An das nahe Basel erinnern die schmiedeisernen Fenstergitter im Erdgeschoss des Hauses Folletête an der Rue du Marché; in der nordwestlichen Schweiz häufig, ist ein derartiger Schutz gegen die Strasse im Gebiet des Kantons Bern ungebräuchlich. Auch die Schnitzerei der Türflügel verdient Beachtung.

ist neu, bis vor wenigen Jahren bestand sie aus Schindeln. Das Haus selber, bis 1910 Wirtschaft zum Falken (ehemals zur Waage) bietet sonst nichts Bemerkenswertes. Der schöne Brunnen „La Samaritaine" wurde 1564 auf Bestellung des Rats von Pruntrut durch den Steinwerkmeister Perrot aus Cressier ausgeführt.

Durch feine Profilierung der Fenster zeichnet sich der Erker am Hause der Société de laiterie J. Choffat aus; leider fehlen auch bei diesem wie beim vorigen jegliche Anhaltspunkte über seine früheren Besitzer.

Erker, Gartenhaus und Brunnen

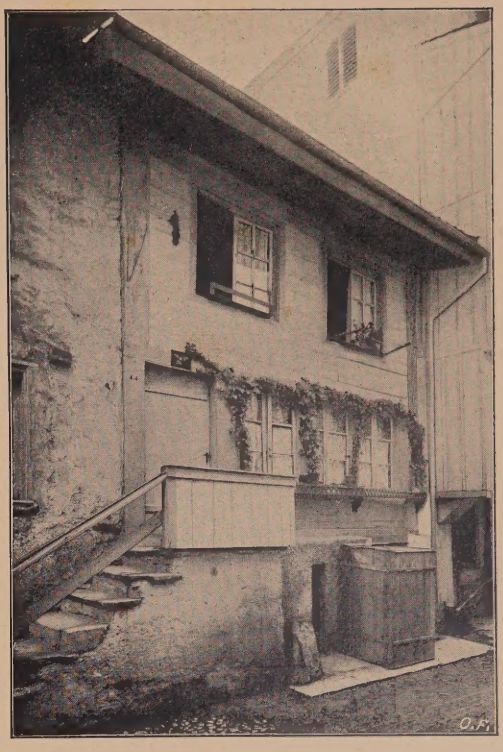
Tafel 108.

Eine Spezialität Pruntruts waren ehedem die zahlreichen Erker; leider sind in neuerer Zeit eine ganze Anzahl davon entfernt worden. Tafel 108 bringt zwei derselben zur Abbildung. Auffallend ist die geringe Höhe, in welcher sie angebracht sind. Ihr Zweck diente lediglich zur Vergrösserung der Zimmer; mit Vorliebe fand ihre Verwendung an Eckhäusern statt. Die hier abgebildeten sind aus Haustein aufgeführt und haben ausgesprochen burgundisch-französischen Charakter. Die Bedachung des runden Erkers am Eckhaus der Grandrue

Aus dem XVIII. Jahrhundert stammt das Gartenhäuschen der Frau Witwe Eugène Tondeur-Carraz in den „Planchettes", dessen jetzt als Waschküche benutztes Untergeschoss früher als Küche diente. Das Obergeschoss enthält ein grösseres Zimmer mit Kamin. In solchen Gartenhäuschen, deren es um Pruntrut mehrere gab, pflegten die in der Stadt wohnenden Familien zur schönen Jahreszeit die Abende zu verbringen und öfters auch kleinere Gesellschaften abzuhalten.

Der Vergangenheit gehört das reizvolle Brunnenhäuschen in einem Hof des Faubourg de France an; 1916 wurde es vom Besitzer, Advokat Rieux-Fattet in Orange, abgetragen.

Habkerngässli Nr. 45

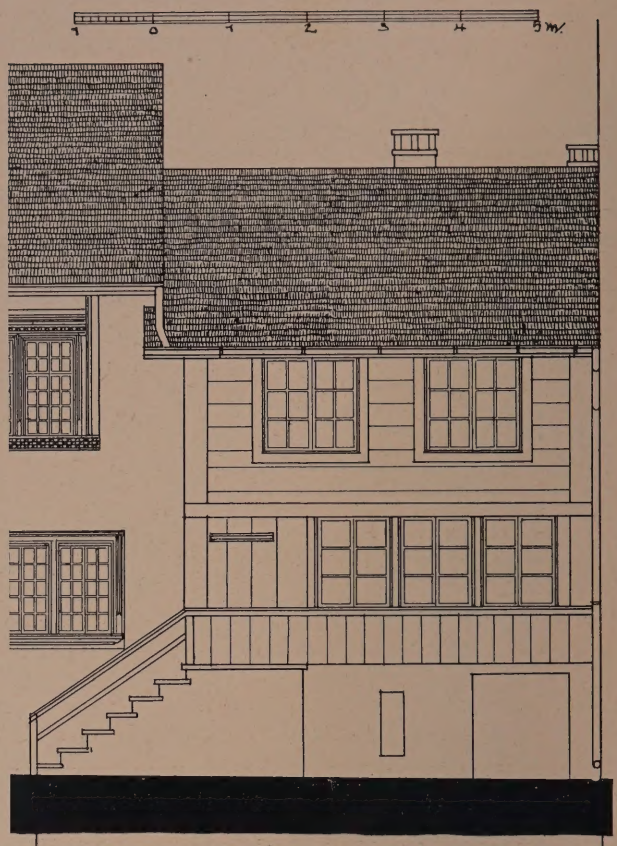


Habkerngässli Nr. 44

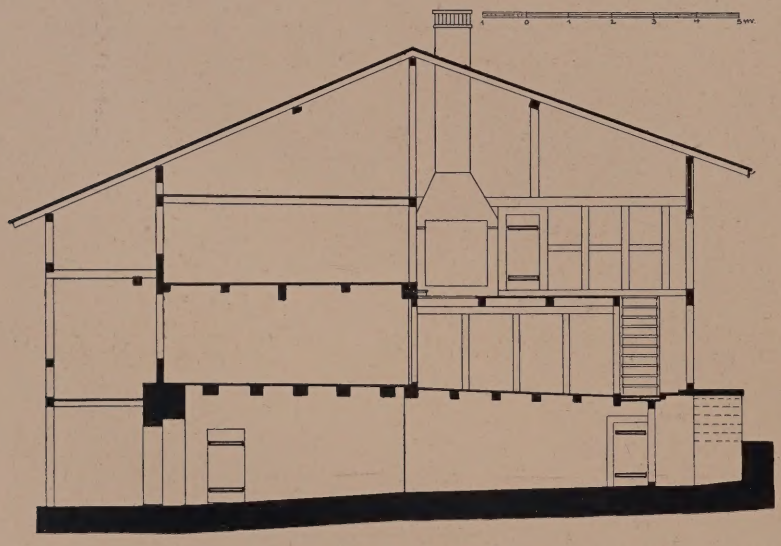
Eckhaus von 1608 am Kirchplatz gegen das Habkerngässli
vor einigen Jahren abgerissen und durch einen Neubau ersetzt

Unterseen, *Häuser am Habkerngässli*

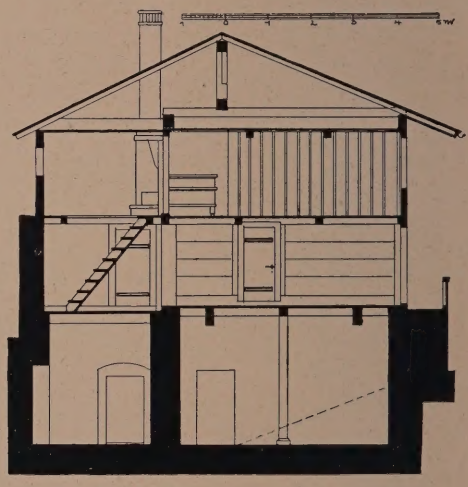
Habkerngässli Nr. 45, Aufriss der Fassade



Habkerngässli Nr. 44, Aufriss der Fassade

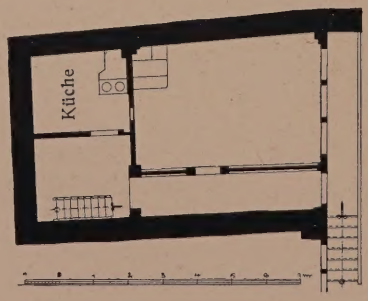


Habkerngässli Nr. 45, Schnitt

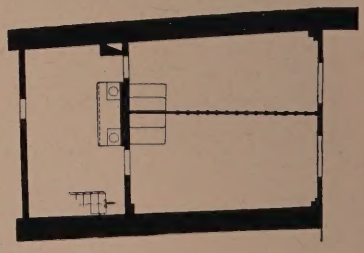


Habkerngässli Nr. 44, Schnitt

Habkerngässli Nr. 45
Grundriss des Obergeschosses

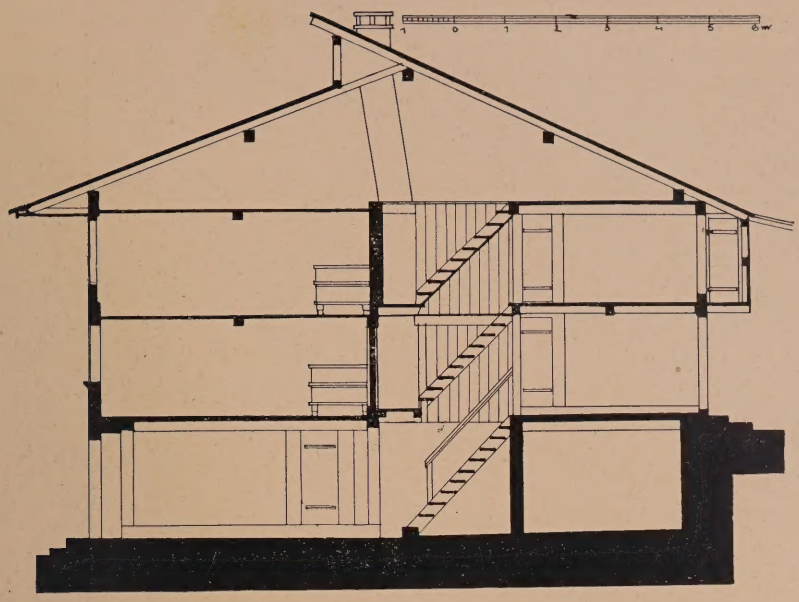


Unteres Geschoss

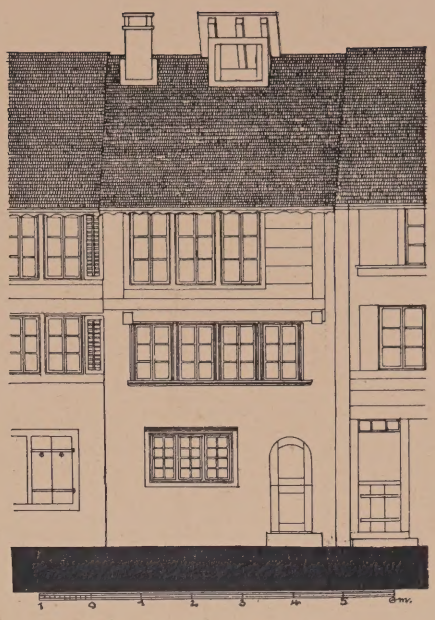


Habkerngässli Nr. 44
Obergeschoss

Unterseen, *Häuser am Habkerngässli*

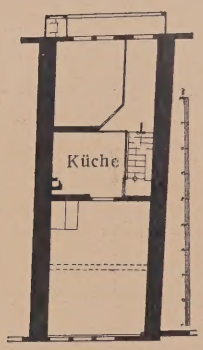


Schnitt



Aufriss der Fassade

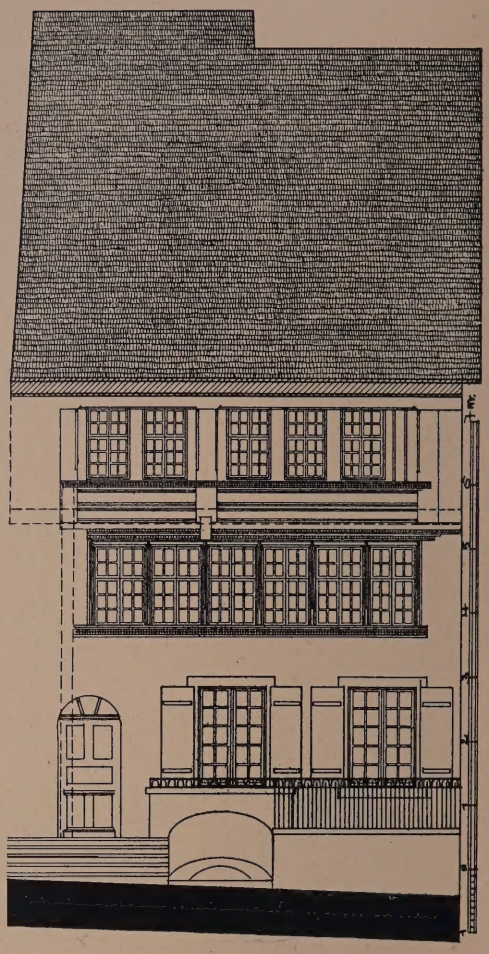
Ansicht gegen den Kirchplatz



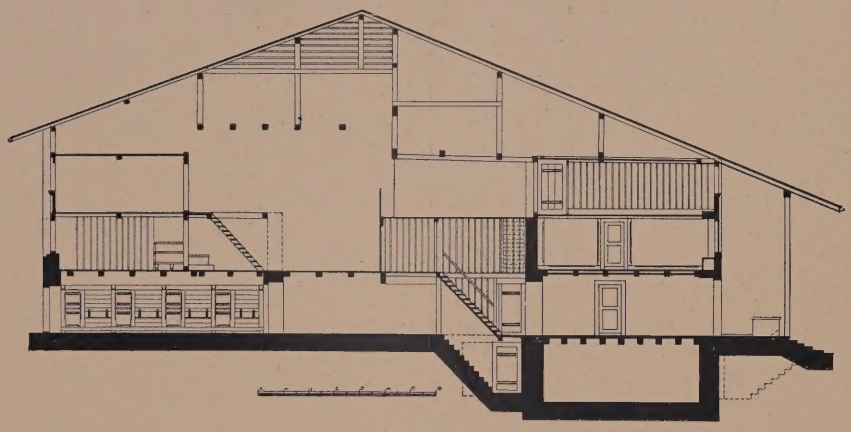
Grundriss
des zweiten Stockwerks

Unterseen, *Haus Nr. 147 am Kirchplatz*

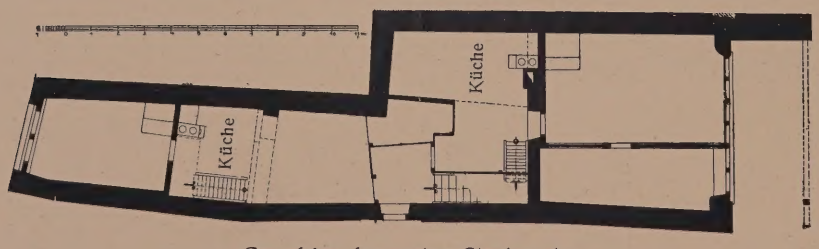
Ansicht gegen den Kirchplatz



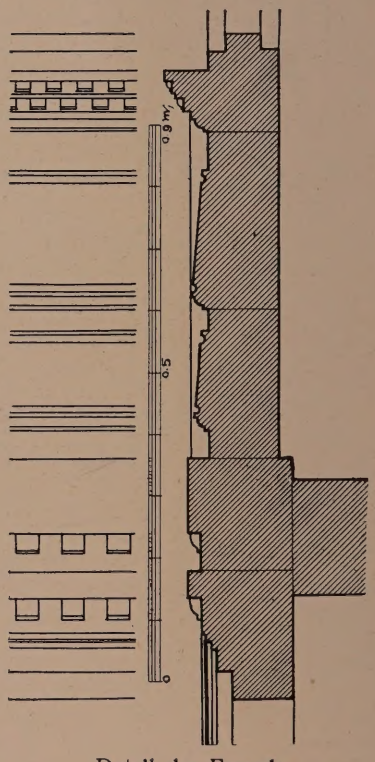
Aufriss der Fassade



Schnitt

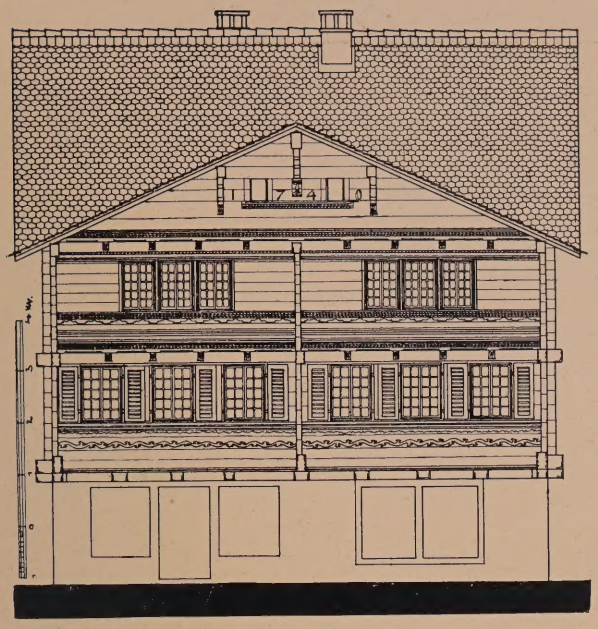


Grundriss des ersten Stockwerks

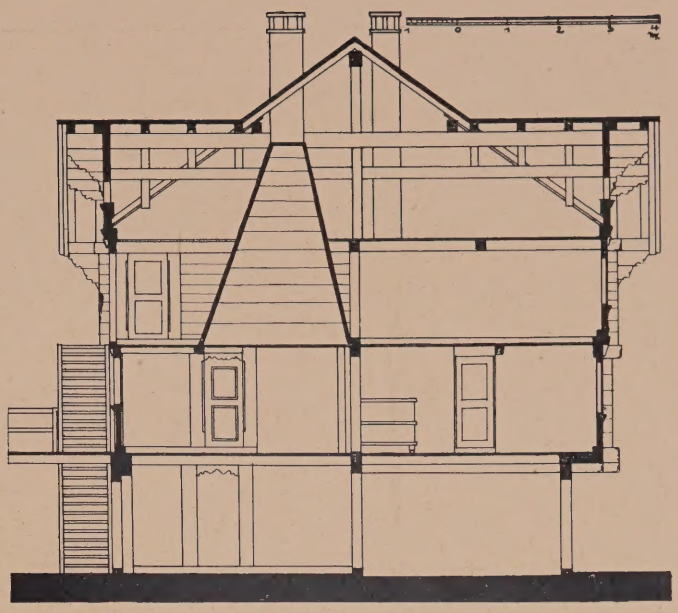


Detail der Fassade

Unterseen, *Haus Schmocker am Kirchplatz*

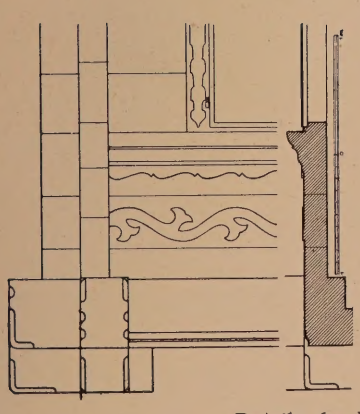


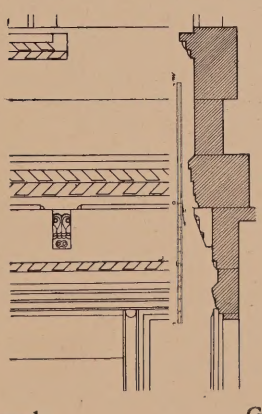
Aufriss der Fassade



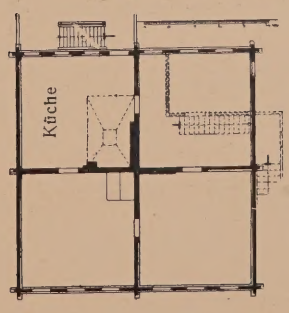
Schnitt

Ansicht der Fassade an der Marktgasse

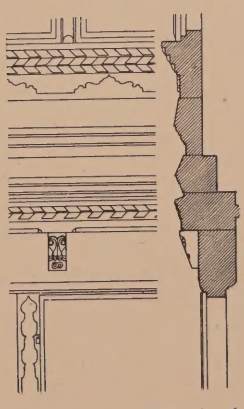


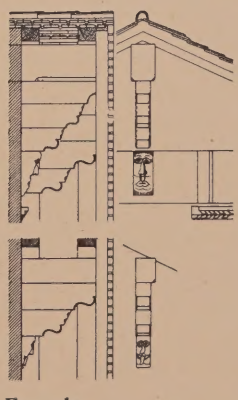


Details der Fassade



Grundriss des ersten Stockwerks

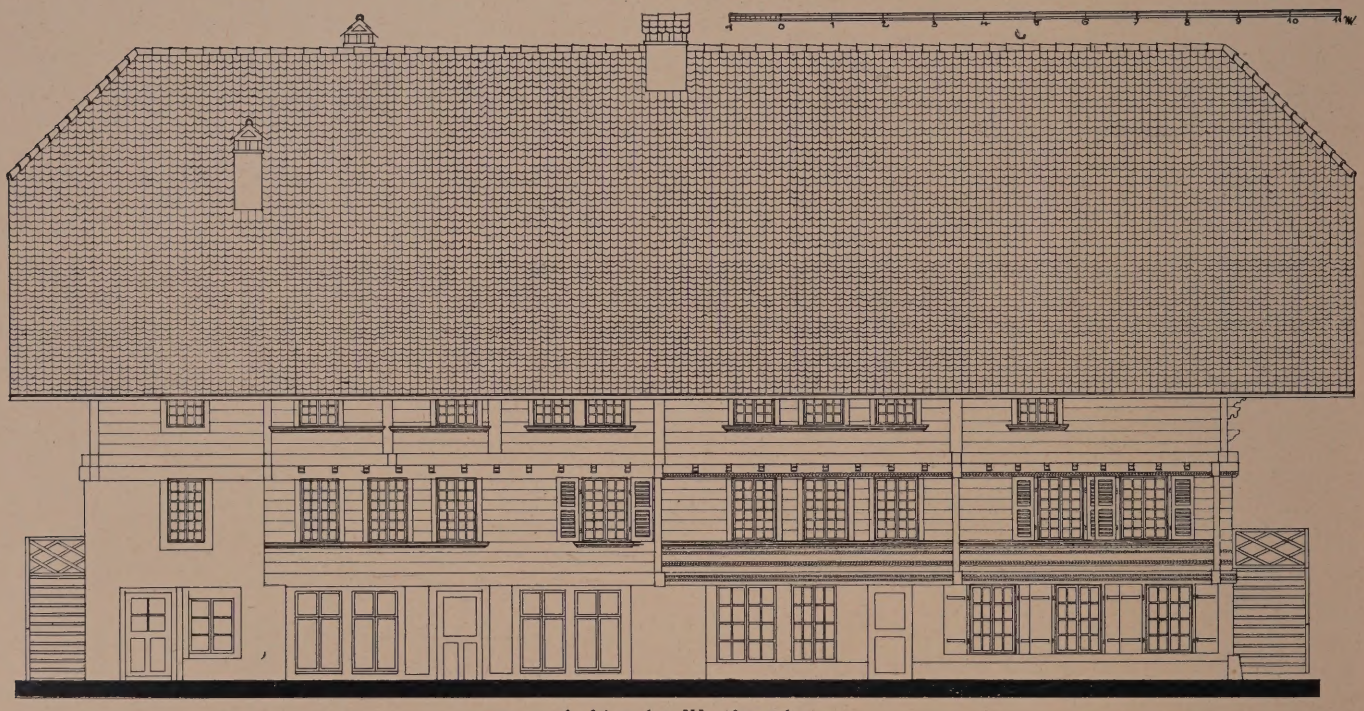




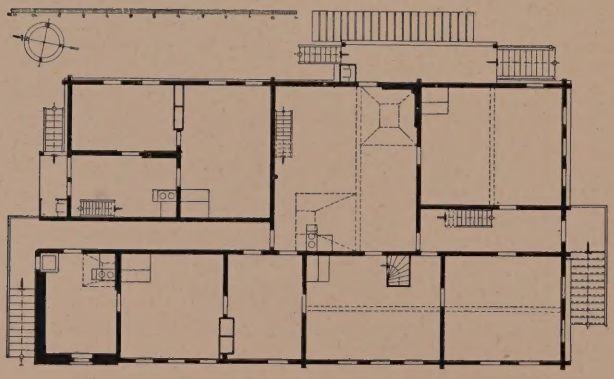
Details der Fassade

Interlaken-Aarmühle, *Haus Marktgasse Nr. 32, erbaut 1740*

Ansicht von Süden

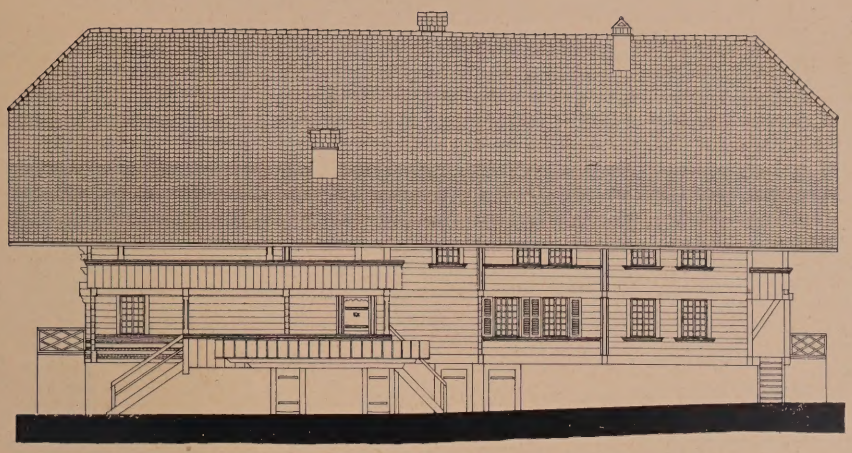


Aufriss der Westfassade

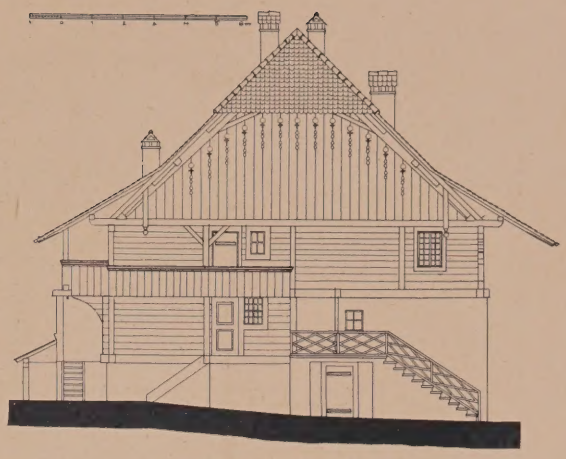


Grundriss des ersten Stockwerks

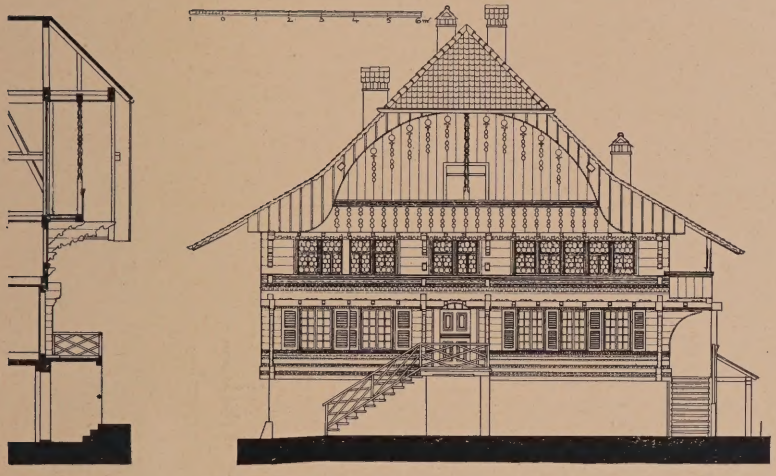
Matten bei Interlaken, *das alte Mattenwirtshaus zum Hirschen, erbaut 1666*



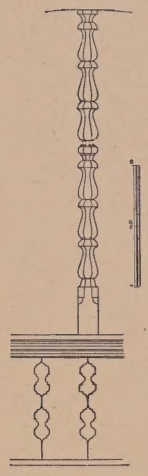
Aufriss der Ostfassade



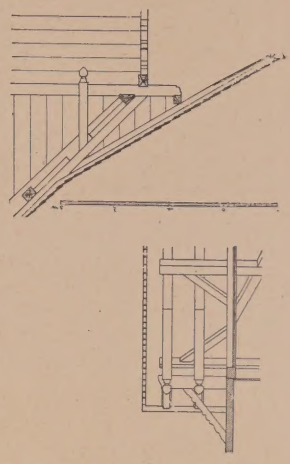
Aufriss der Nordfassade



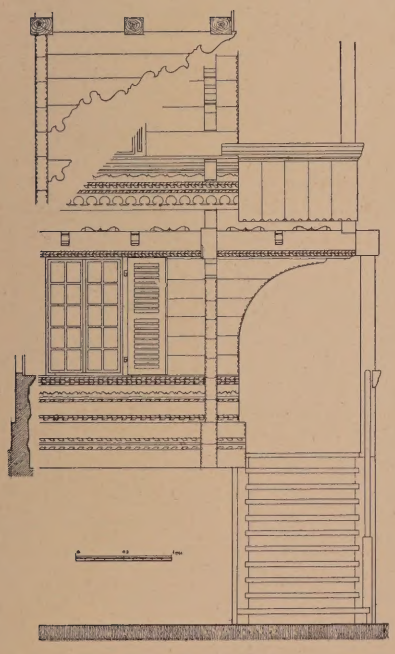
Schnitt und Aufriss der Südfassade



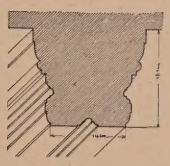
Holzsäule
im Dachgiebel



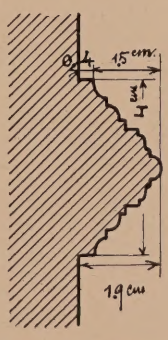
Dachdetails der Nordfassade



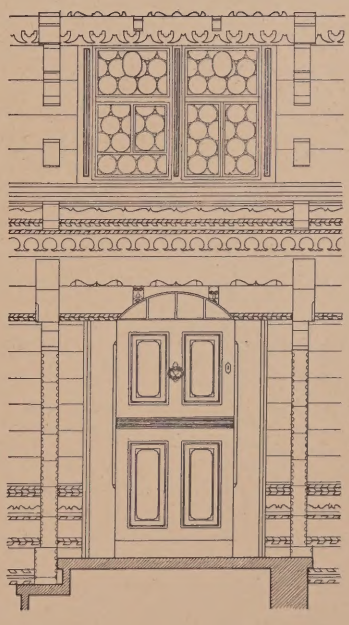
Detail der südöstlichen Hausecke



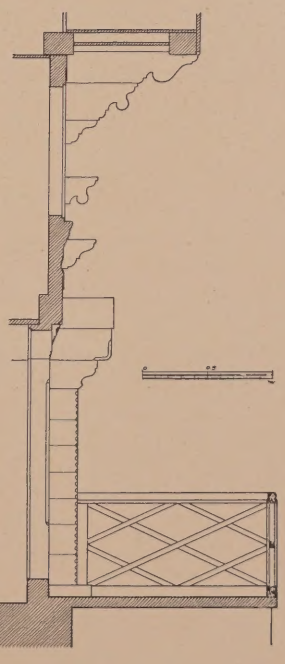
Balken der
Zimmerdecke
im ersten
Stockwerk



Schnitt des Türflügels
(Mittelstück)



Aufriss

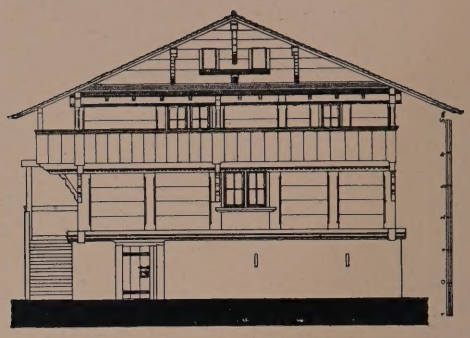


Schnitt

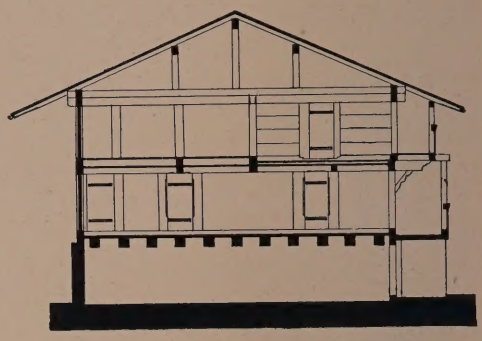
Details des Eingangs

Matten bei Interlaken, *das alte Mattenwirtshaus zum Hirschen, von 1666*

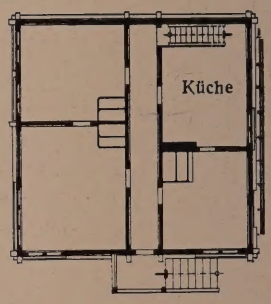
Photographische Ansicht von Nordosten



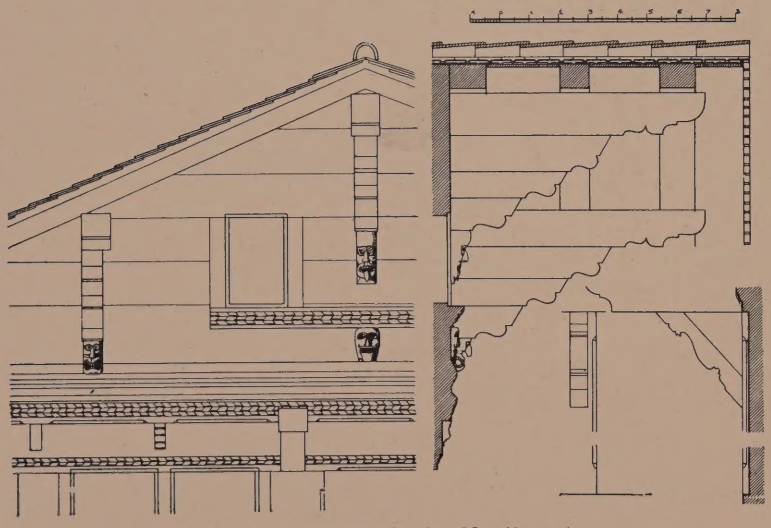
Aufriss der Nordfassade



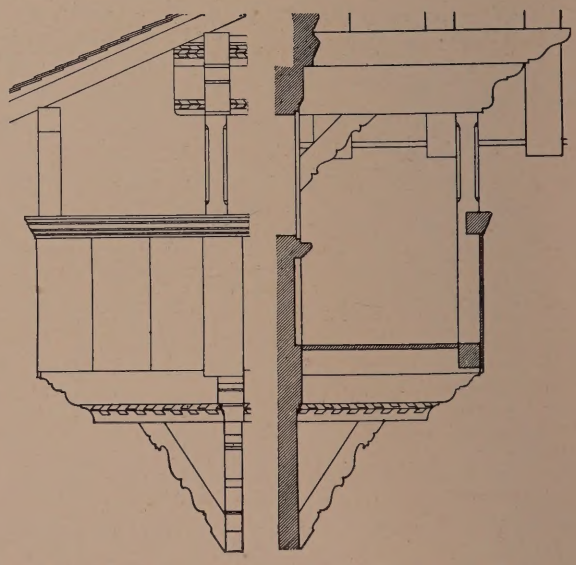
Schnitt



Grundriss des Untergeschosses



Details des Dachgiebels der Nordfassade



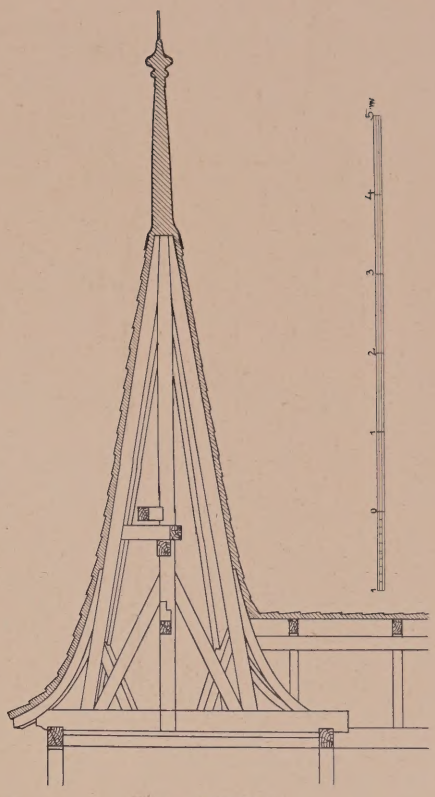
Ecke der Ost- und Nordfassade

Schnitt der Laube auf der Nordfassade

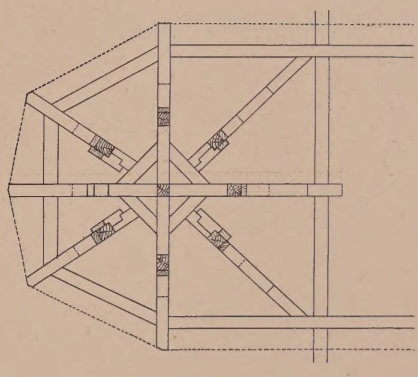
Laubendetails

Matten bei Interlaken, *Haus des Christian Sterchi, erbaut 1745*

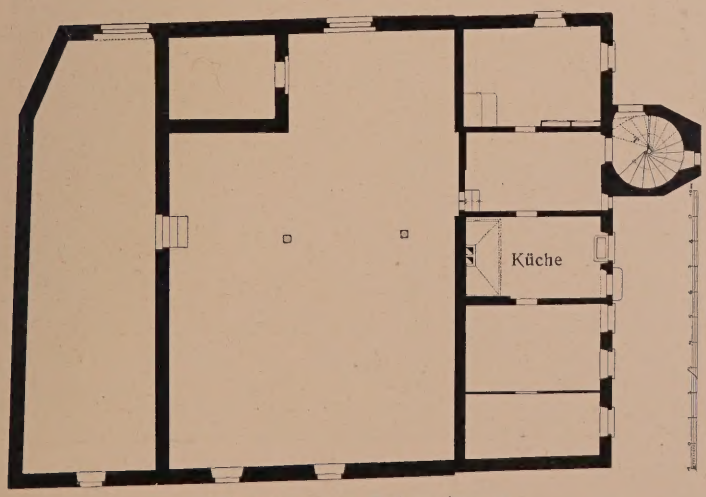
Photographische Ansicht der Ostseite



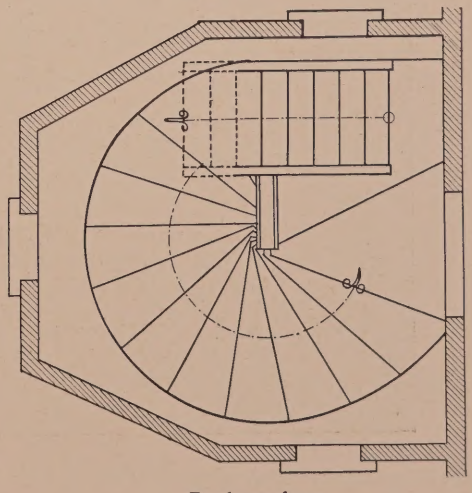
Schnitt



Helm

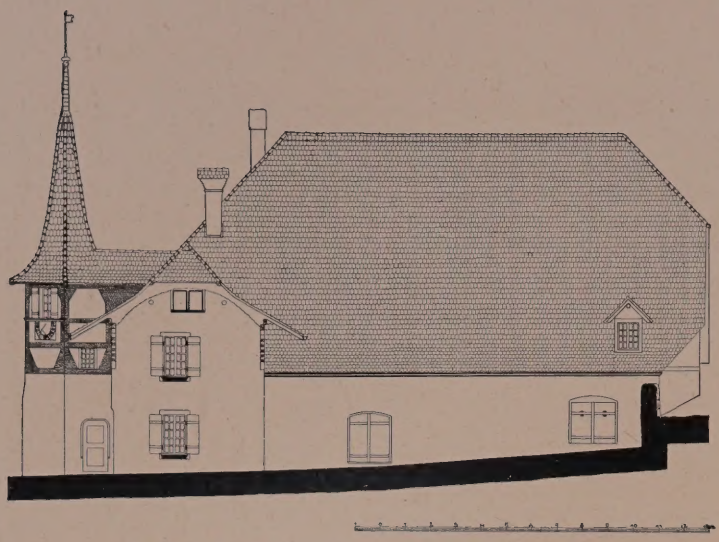


Grundriss des Erdgeschosses



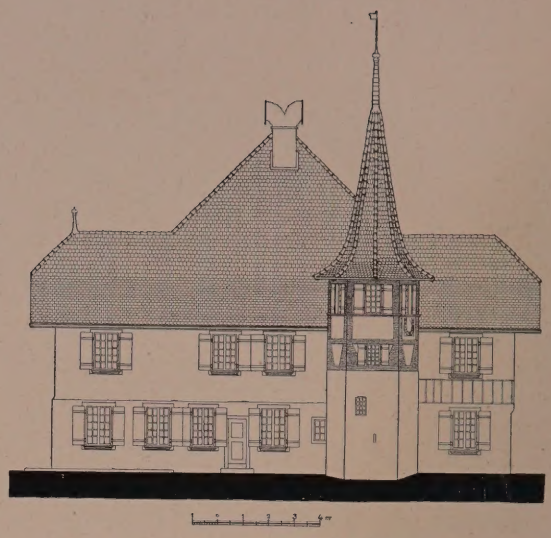
Dachgeschoss
Details des Treppenturms

Oberhofen, *das Klösterli, ehemaliges Herbsthaus des Landvogts von Interlaken, von ca. 1650*

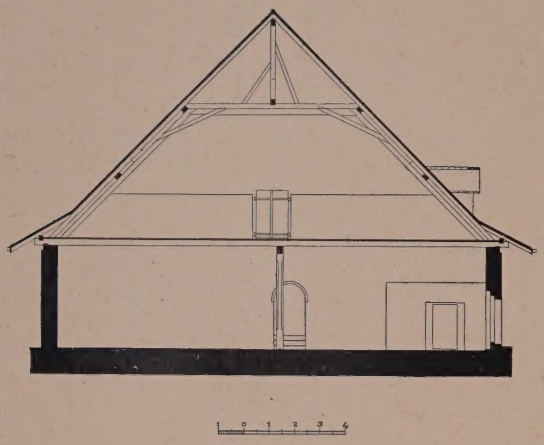


Aufriss der Ostfassade

Das „Klösterli“

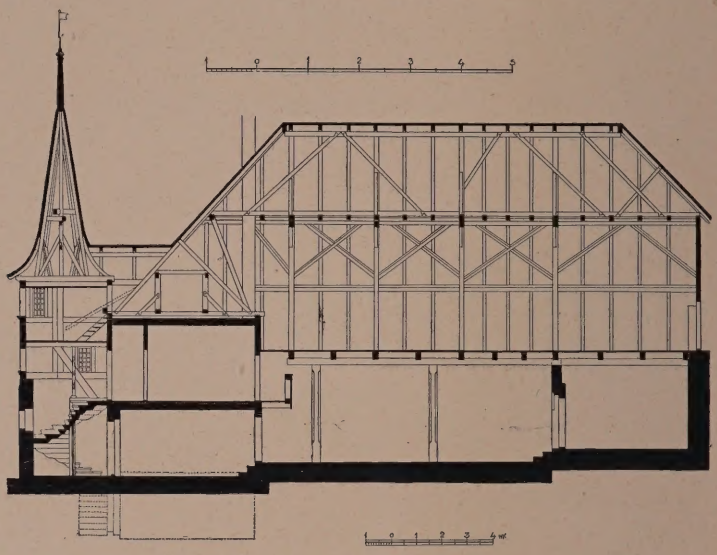


Aufriss der Südfassade



Querschnitt

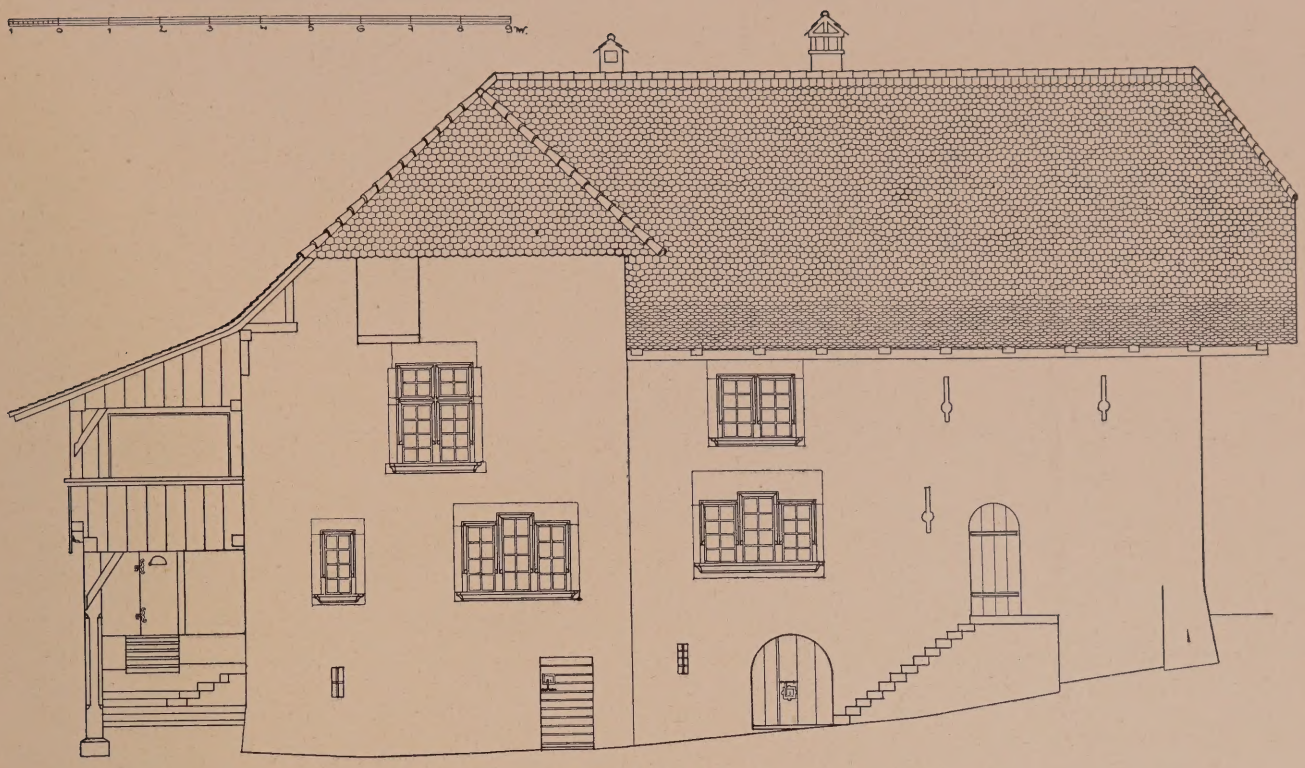
Das „Klösterli“



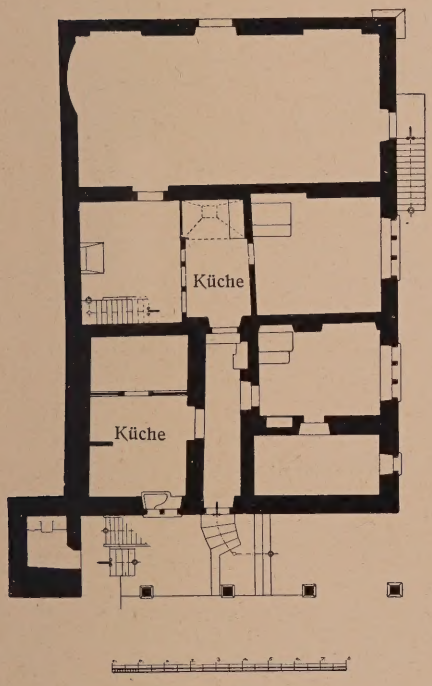
Längsschnitt

Photographische Ansicht
sogen. *„Heidenhaus“*

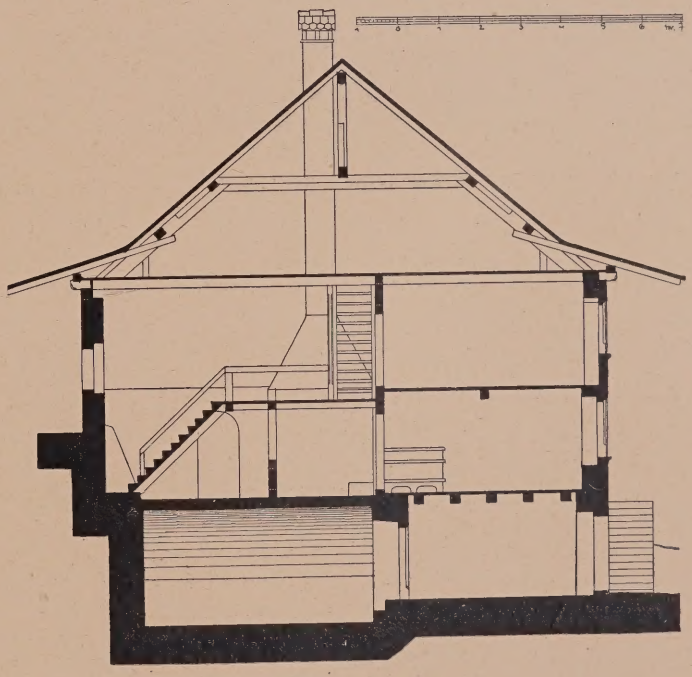
Oberhofen, *Herbst- und Rebhäuser*



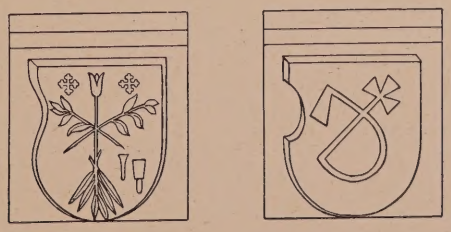
Aufriss der Südfassade



Grundriss des ersten Stockwerkes



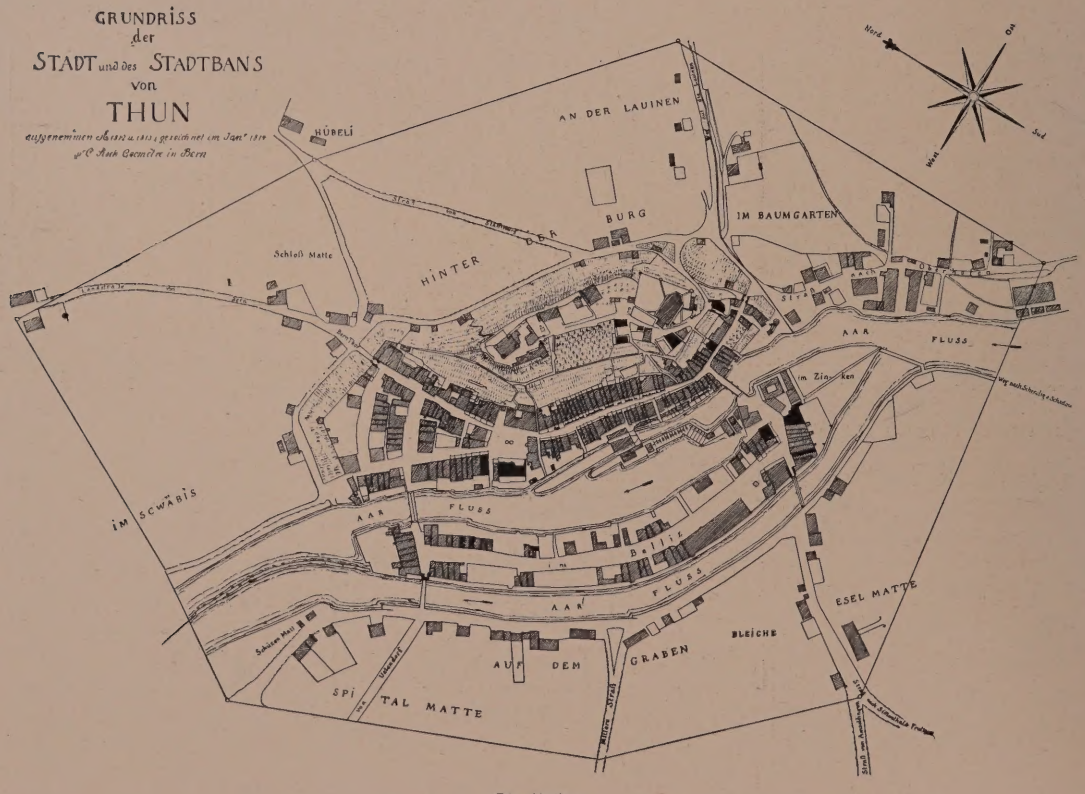
Querschnitt



Kragsteine in der Laube mit Wappen ? und Tillier, von Bern

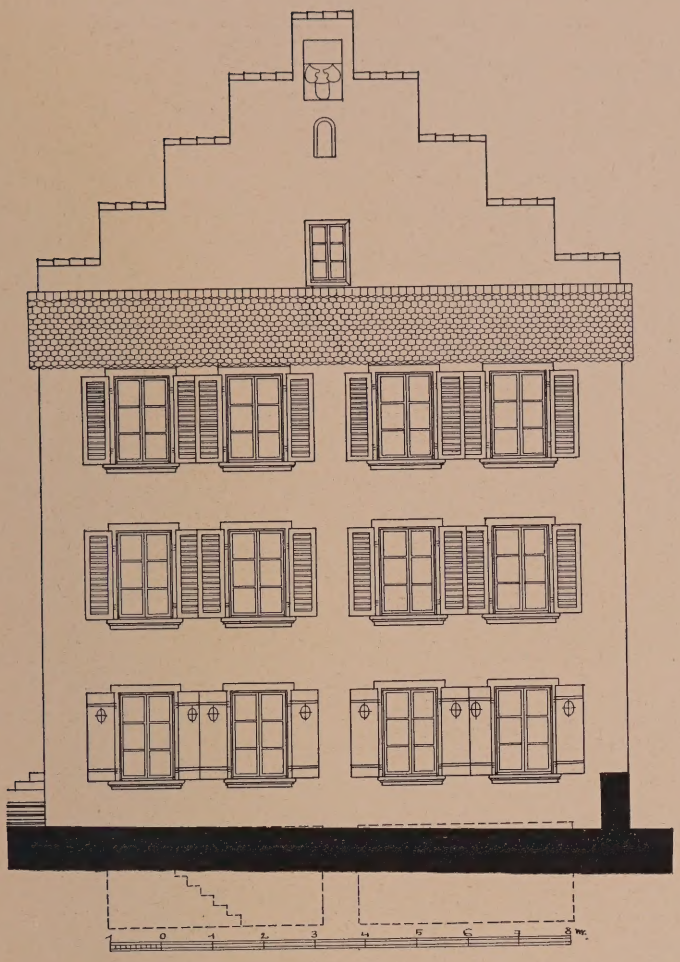
Oberhofen, *das „Heidenhaus"*

Hauptgasse

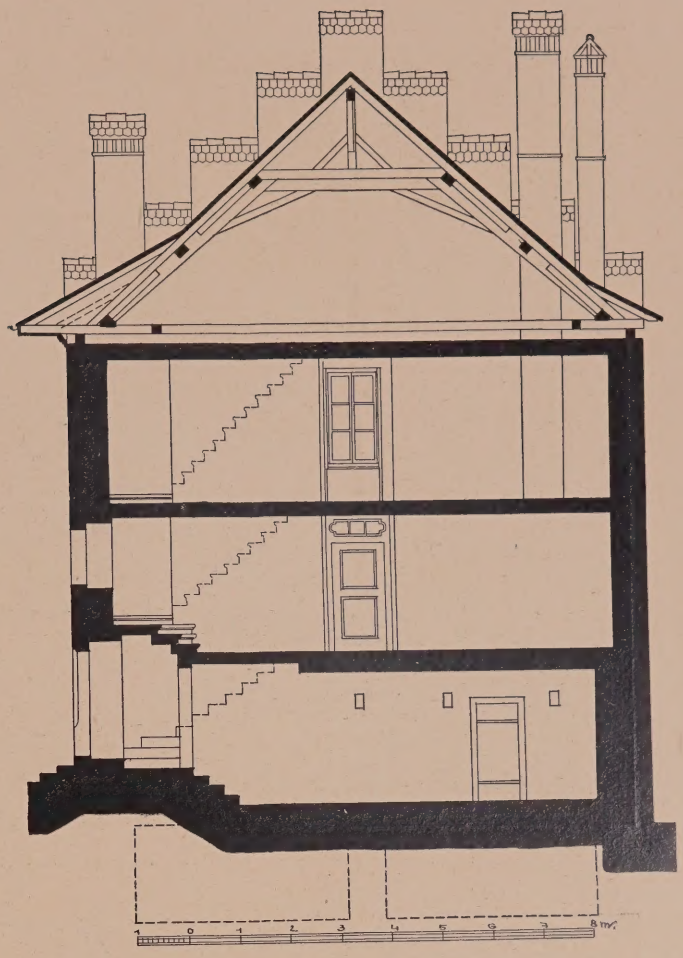


Stadtplan

Thun

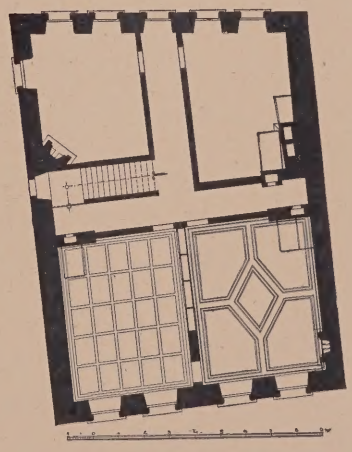


Aufriss der Südwestfassade



Schnitt

Ansicht der Nordostfassade



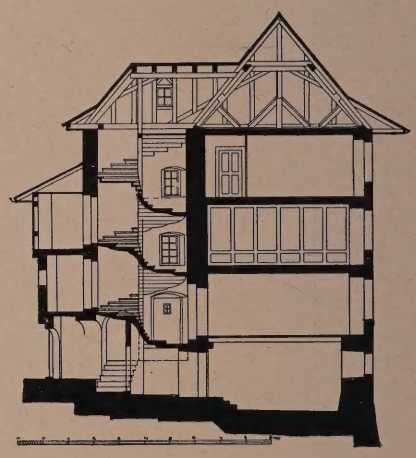
Grundriss des ersten Stockwerks

Einteilung vom Jahre 1727. Seit der Reformation bis heute dient das Gebäude als Pfarrhaus

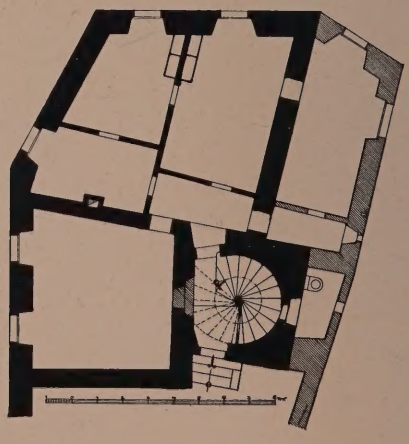
Thun, *Schlossberg Nr. 70*

Ansicht der Südseite mit dem „Burgtor“

Hauseingang



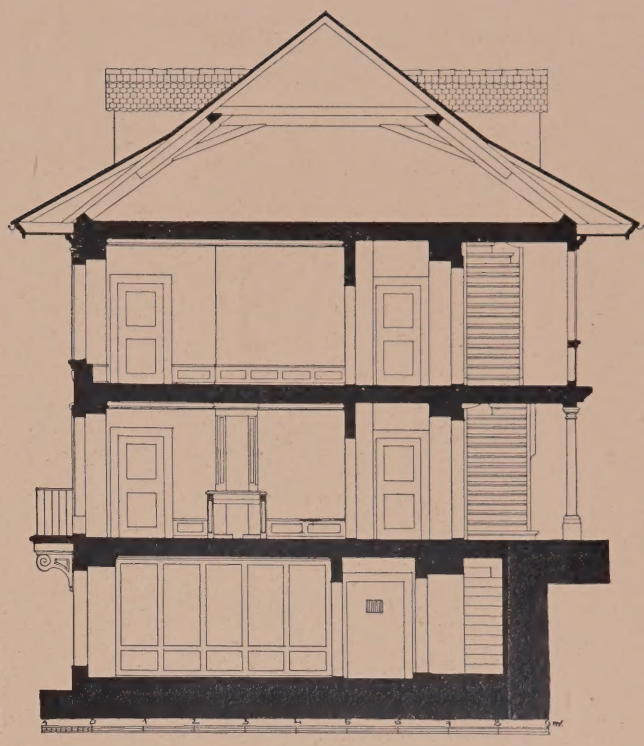
Schnitt



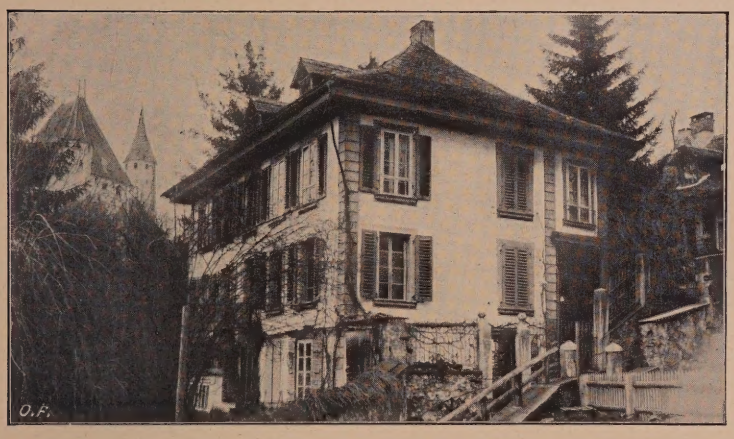
Grundriss des Erdgeschosses

Thun, *Schlossberg Nr. 66*

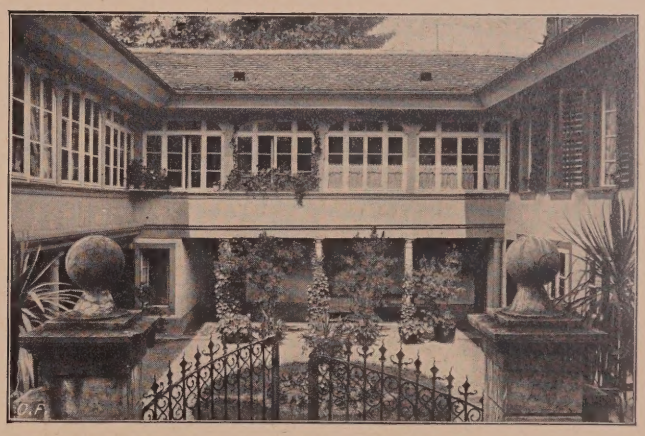
Aufriss der Südwestfassade des Vordergebäudes



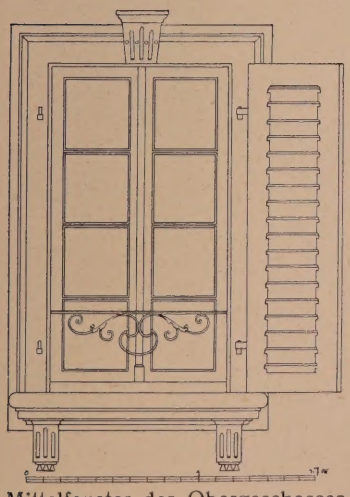
Querschnitt des Vordergebäudes



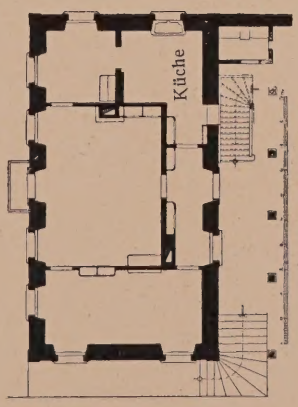
Vordergebäude von Südwesten



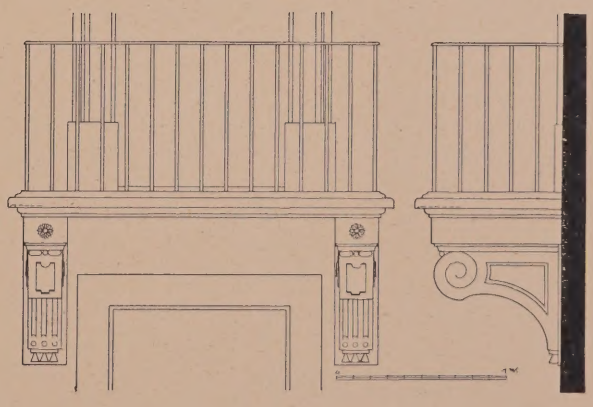
Hofansicht



Mittelfenster des Obergeschosses der Südwestfassade



Plan des ersten Stockwerks des Vordergebäudes



Balkondetail

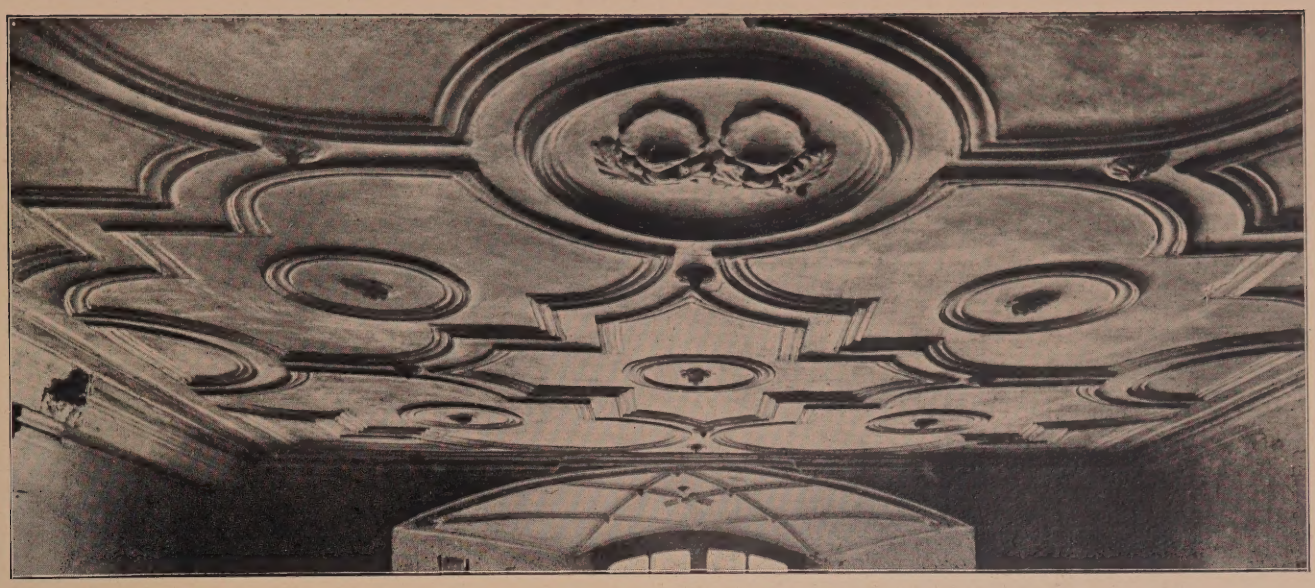
Thun, *das Schrämlihaus,* Schlossberg Nr. 72

Stadtansicht von Südosten. In der Mitte der ehemalige Scharnachtalhof mit Turm

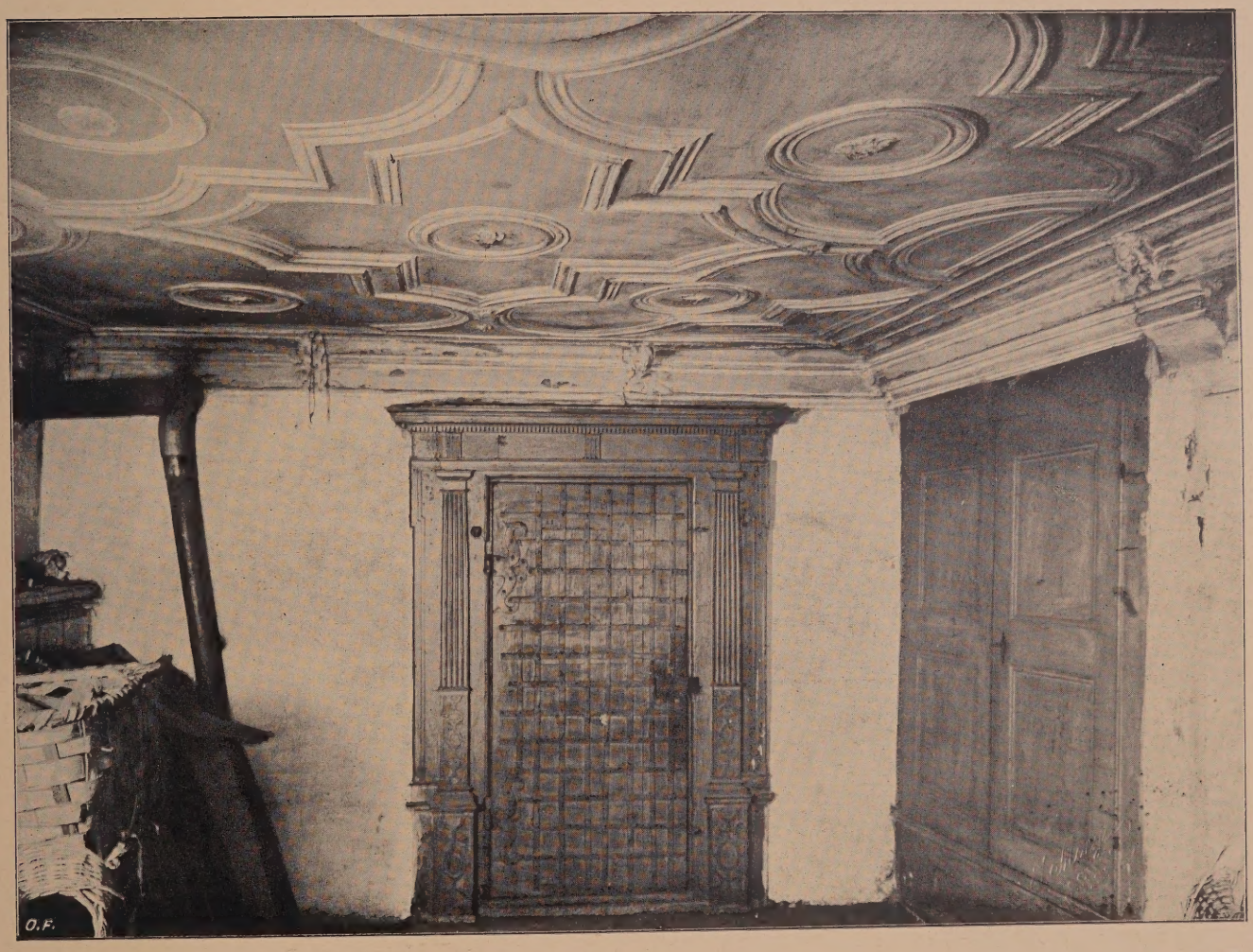
Hofansicht mit Treppenturm

Fassade an der Freienhofgasse

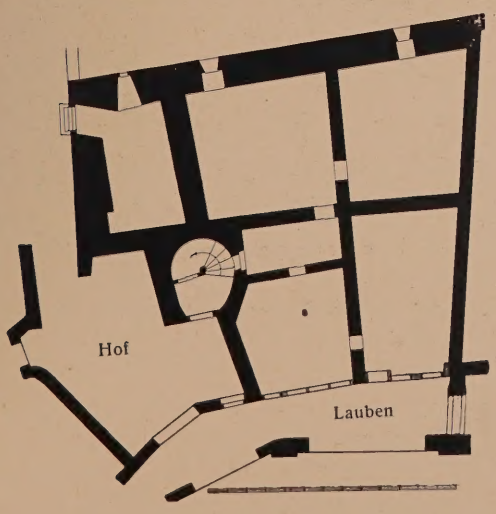
Thun, *Scharnachtalhof*



Decke im Hofzimmer des ersten Stockwerks mit Fensternische

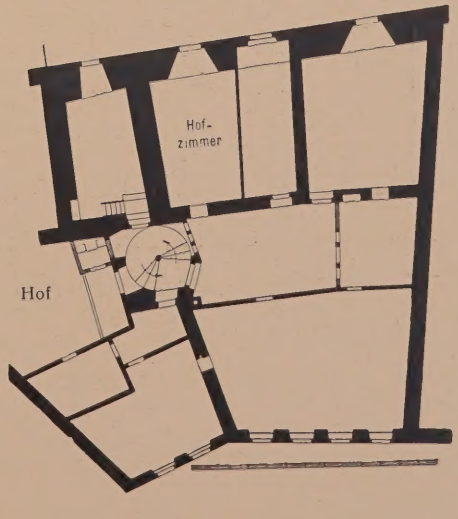


Decke im Hofzimmer des ersten Stockwerks



1 : 400

Der ehemalige Scharnachtalhof ist das seltene Beispiel eines gross angelegten städtischen Edelsitzes aus dem XV. Jahrhunderte.

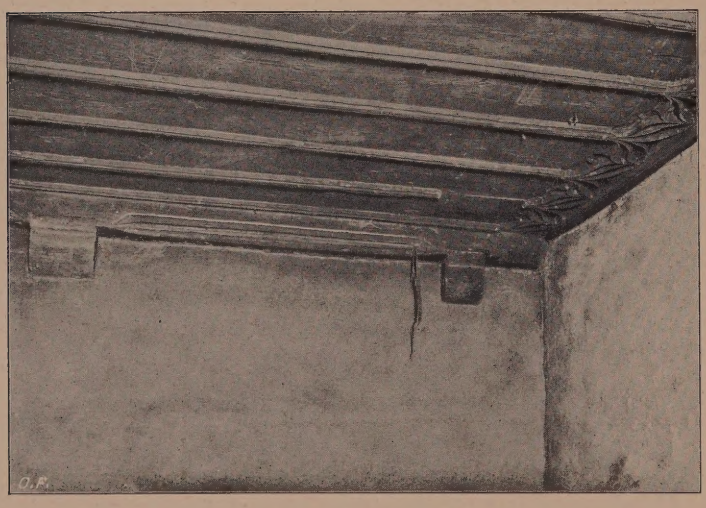


1 : 400

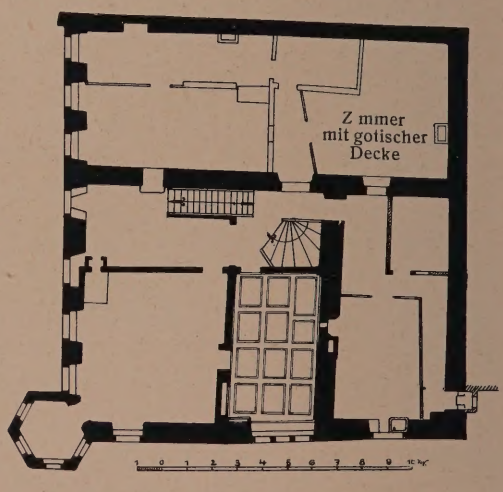
Thun, *Scharnachtalhof*

Nordostansicht

Südostansicht



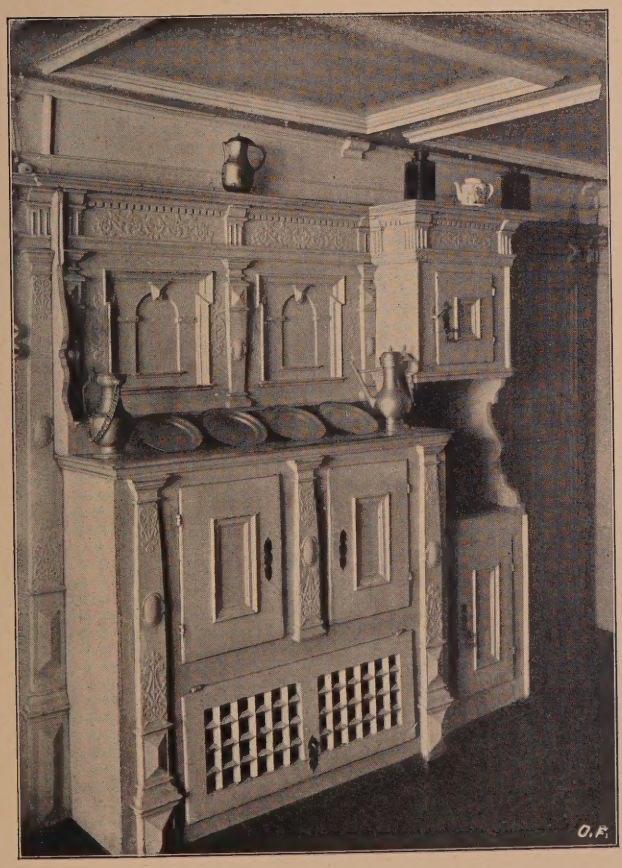
Gotische Decke im ersten Stockwerk



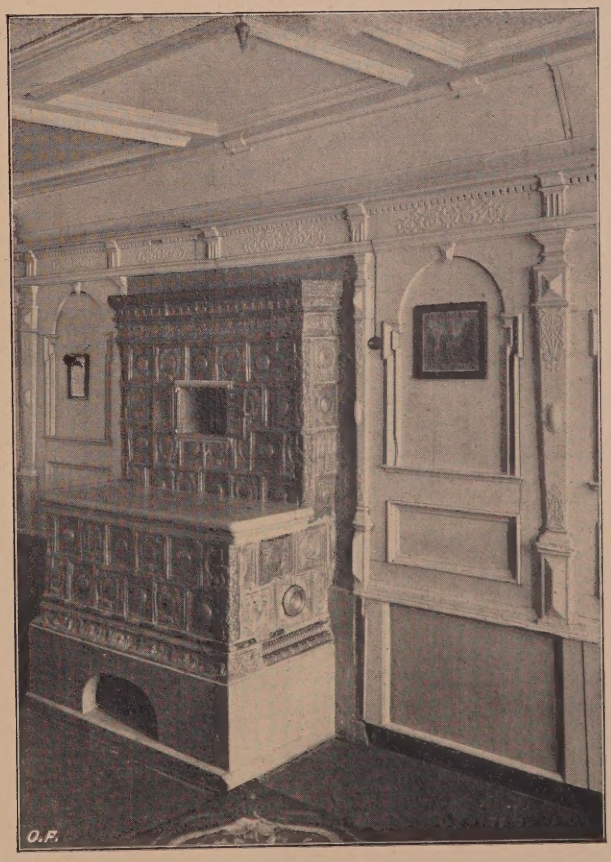
Plan des ersten Stockwerks

Thun, *„Im Rosengarten“*

Fensterwand mit Renaissancegetäfer im ersten Stockwerk



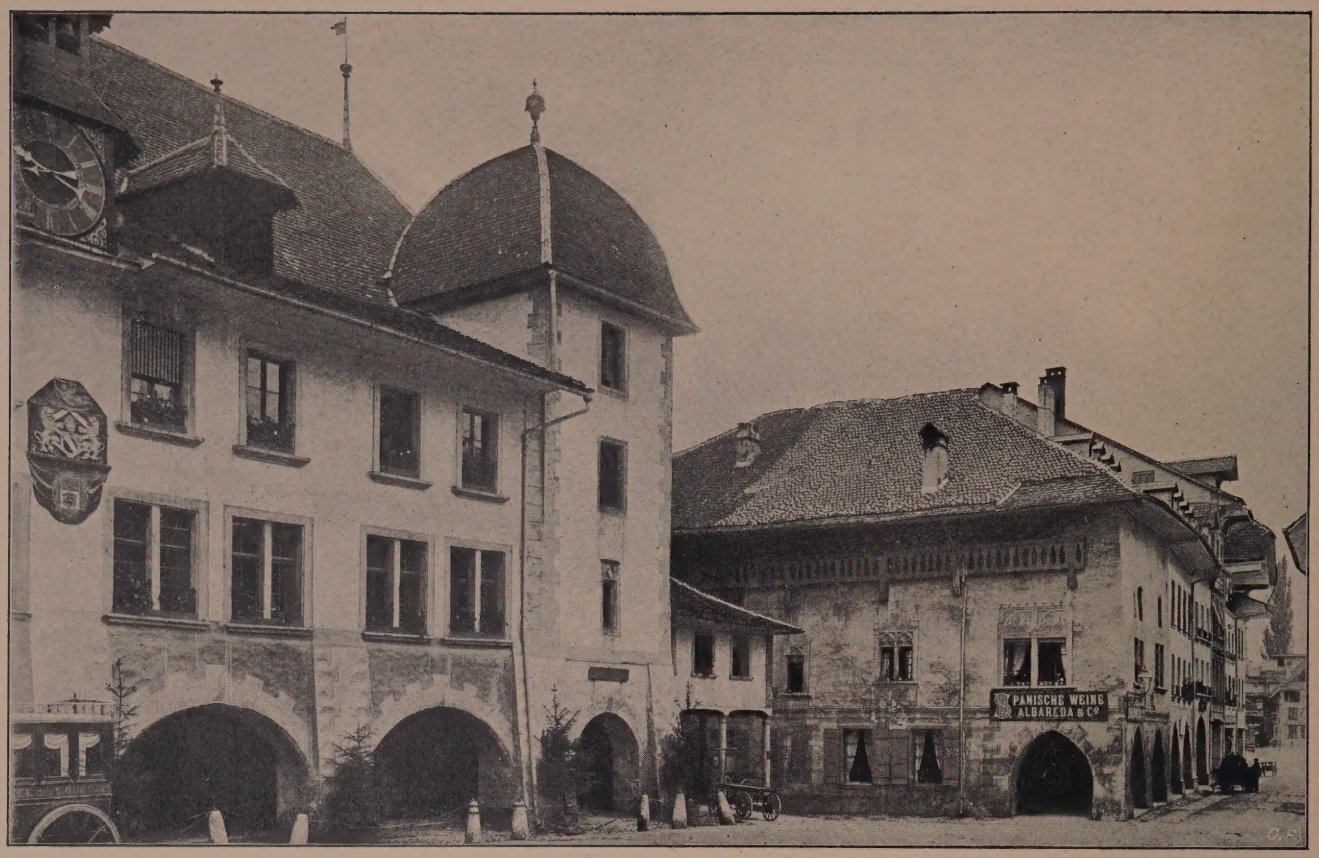
Buffet mit Giessfassschrank 1619



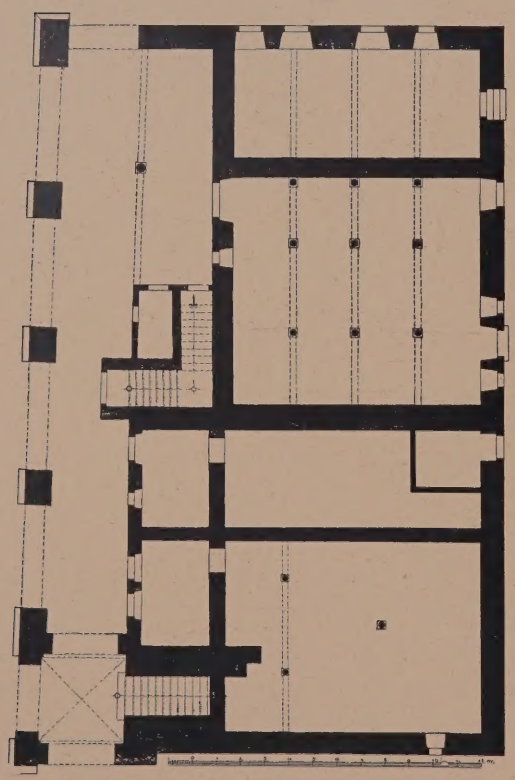
Getäfer an der Ofenwand

Zimmer im ersten Stockwerk

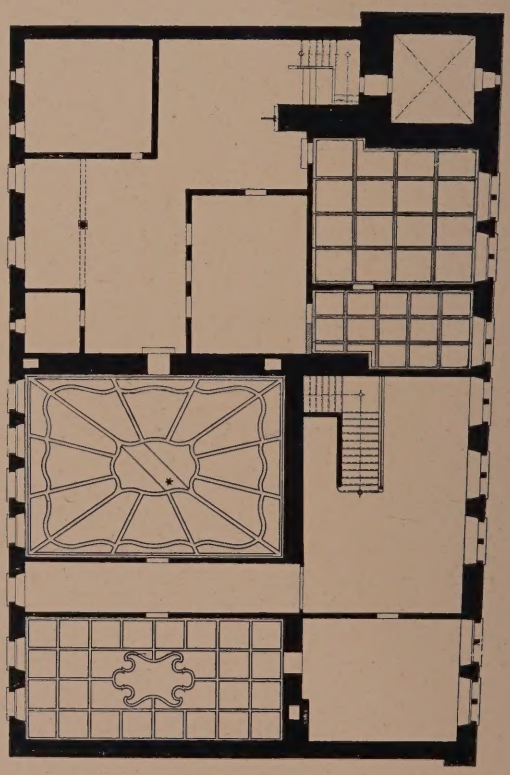
Thun, *„Im Rosengarten"*



Rechte Hälfte der Fassade mit Archivturm, daneben die angebaute Fleischhalle
Rechts das ehemalige Haus der Familie v. Velschen
Von Anna v. Krauchtal geb. Velschen um 1464 der Karthause Thorberg vergabt (heute spanische Weinhalle)

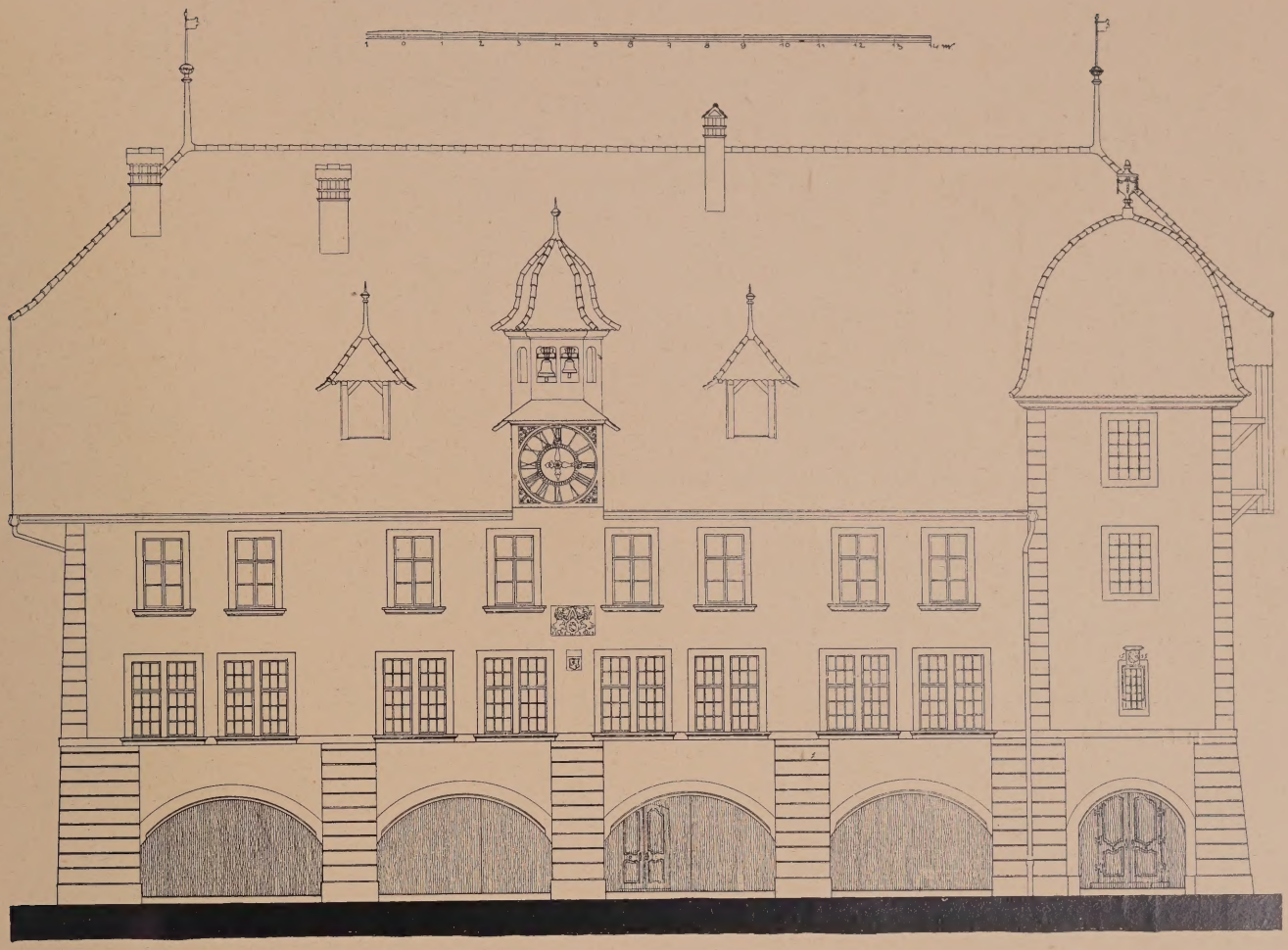


Grundriss des Erdgeschosses

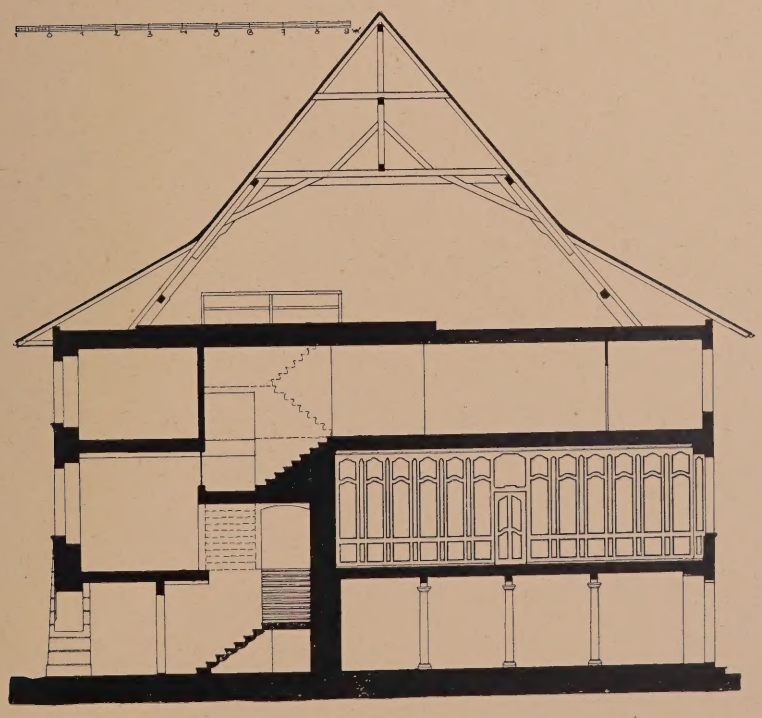


Grundriss des ersten Stockwerks

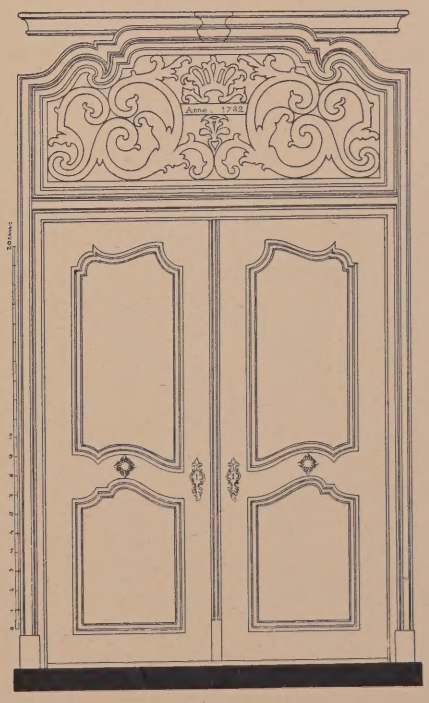
Thun, *das Rathaus*



Aufriss der Fassade gegen den Rathausplatz



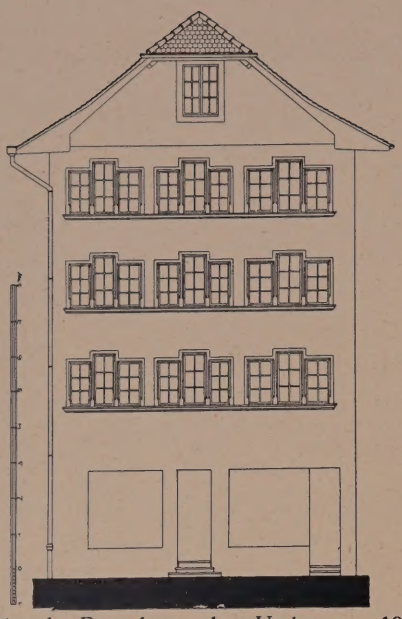
Querschnitt



Türe zum Vorplatz im ersten Stockwerk, von 1762, braungebeiztes Eichenholz

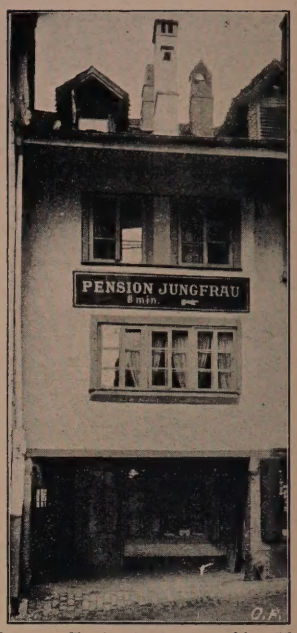
Thun, *das Rathaus*

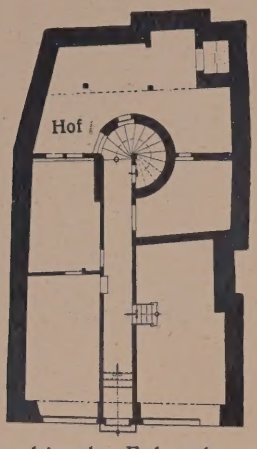
Ansicht im heutigen Zustand



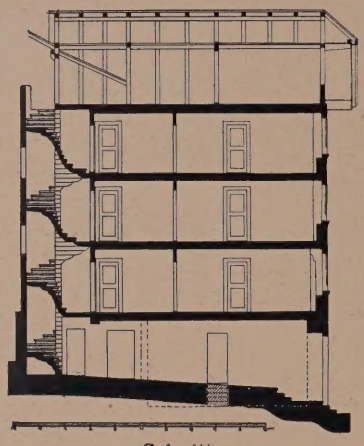
Aufriss der Fassade vor dem Umbau von 1912

Aufriss und Ansicht des Hauses *Freienhofgasse Nr. 58*

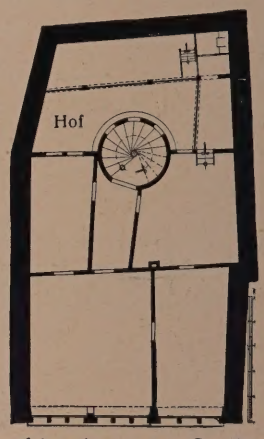




Grundriss des Erdgeschosses vor dem Umbau von 1912

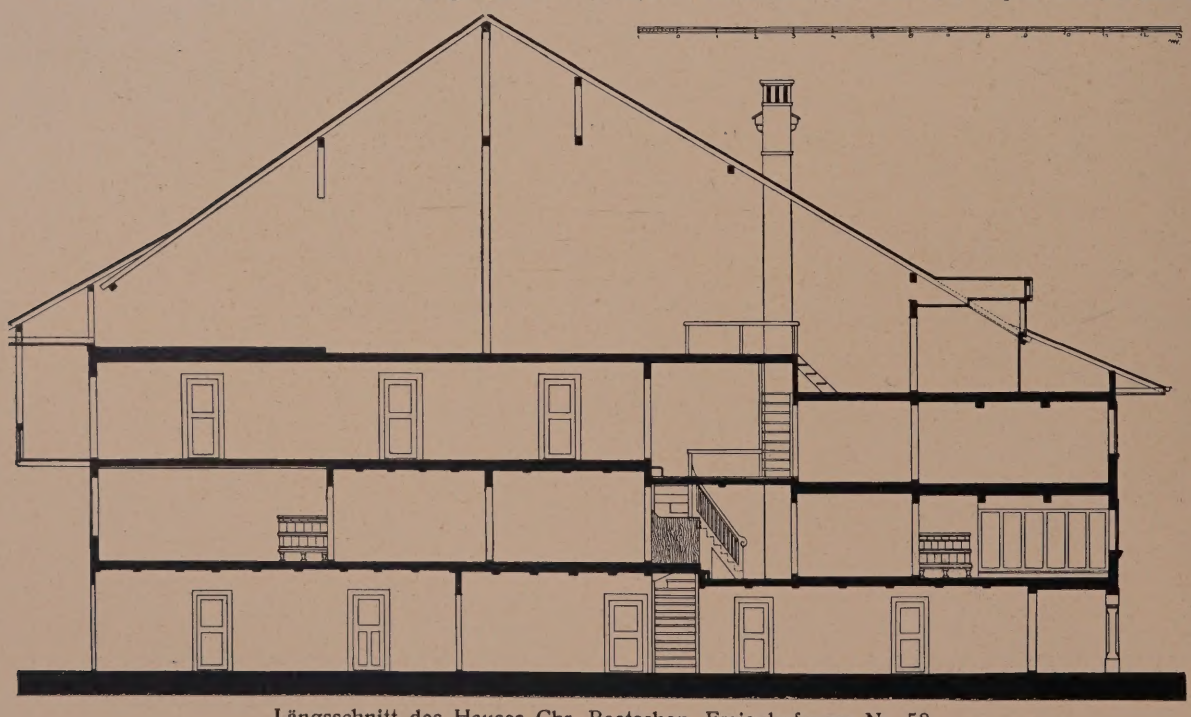


Schnitt

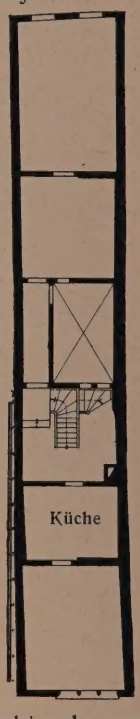


Grundriss des ersten Stockwerks

Haus Nr. 59 an der Hauptgasse, erbaut 1613/1614 durch den Ratsherrn und Kupferschmid Peter Tschaggeny

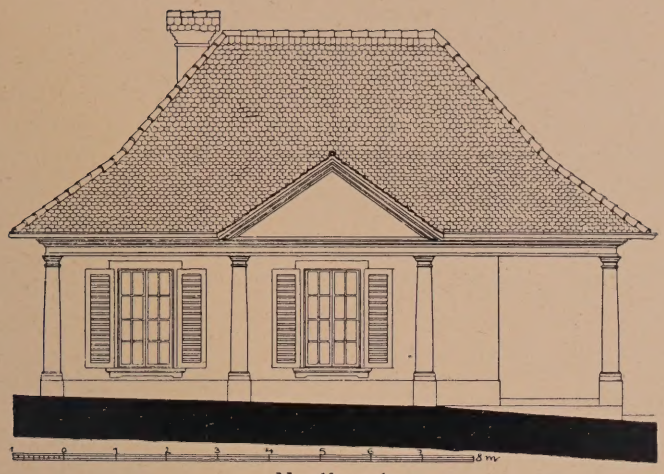


Längsschnitt des Hauses Chr. Beetschen, Freienhofgasse Nr. 58

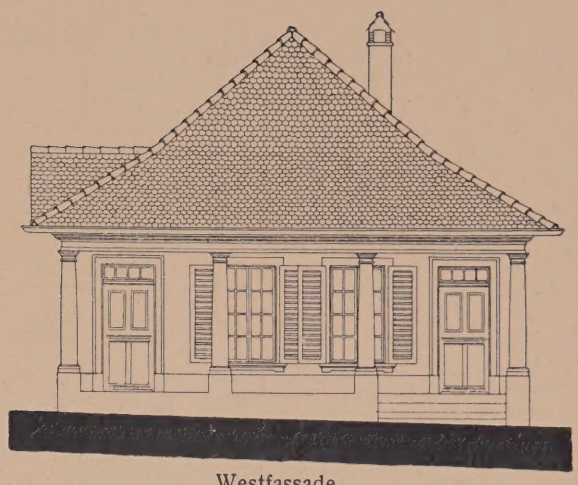


Grundriss des ersten Stockwerkes

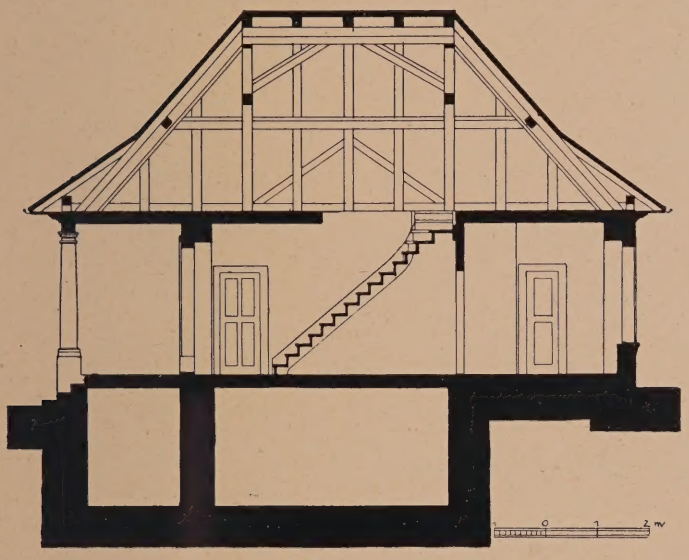
Thun, *Bürgerhäuser des XVII. Jahrhunderts*



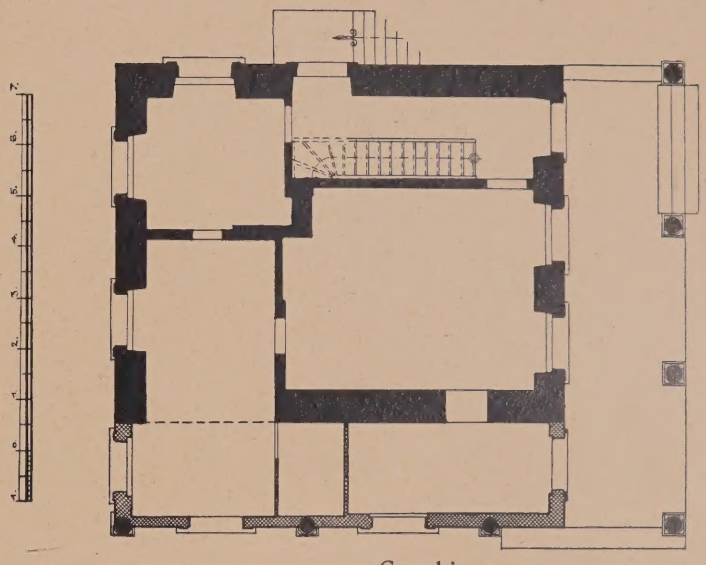
Nordfassade



Westfassade



Schnitt



Grundriss

Landjägerposten beim alten Berntor

Haustüre des ehemaligen Knechtenhofer-Hauses, Hauptgasse Nr. 95 mit Wappen Knechtenhofer über dem Türsturz

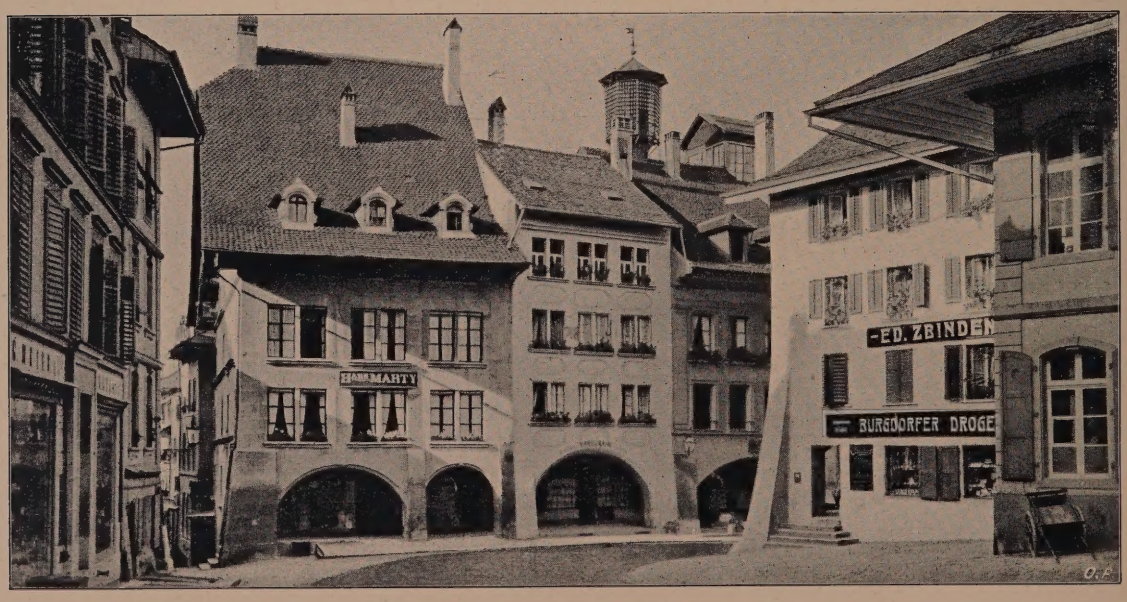
Das reizvolle Gebäude — heute durch einen Aufbau an der Westseite verunstaltet — wurde um 1820 erbaut und zwar als Zollhaus mit Wohnung für den Zollbeamten. Die Säulen der Vorhalle sind aus Holz.

Das ehemalige Knechtenhoferhaus wurde 1834/35 von der Königin Hortensia und dem nachmaligen Kaiser Napoleon III. bewohnt

Haustüre Hauptgasse Nr. 90

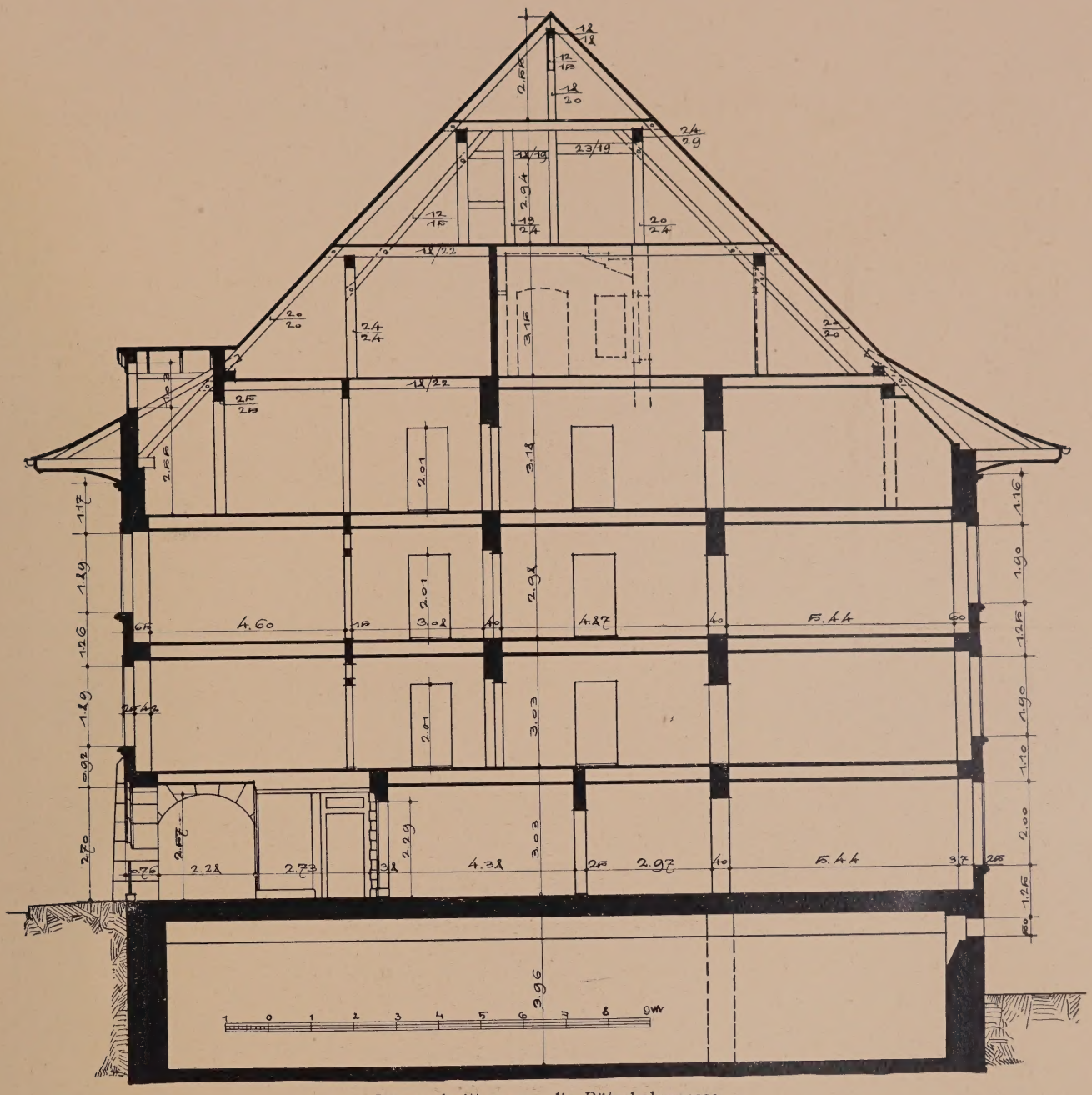
Thun

Stadtplan von Burgdorf nach Fr. Brönnimann 1874

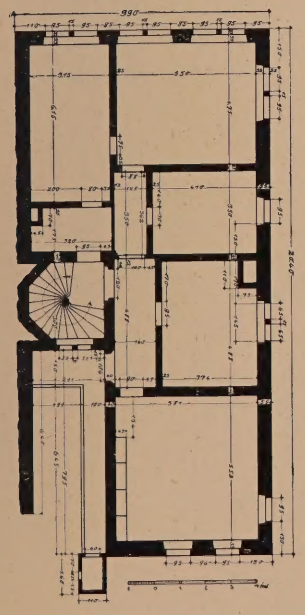


Haus zum „Ochsen" Ecke Schmiedegasse—Rütschelengasse

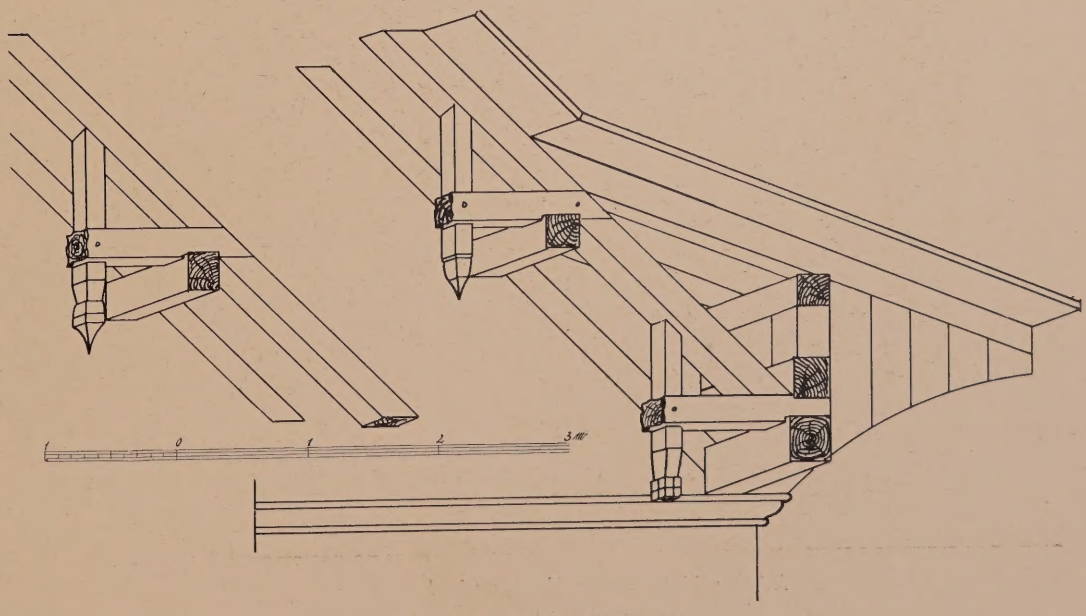
Burgdorf



Längsschnitt gegen die Rütschelengasse

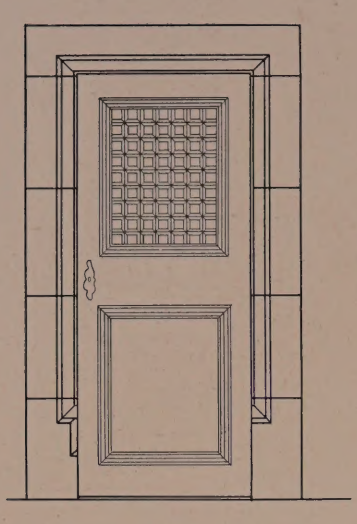


Grundriss des zweiten Stockwerks

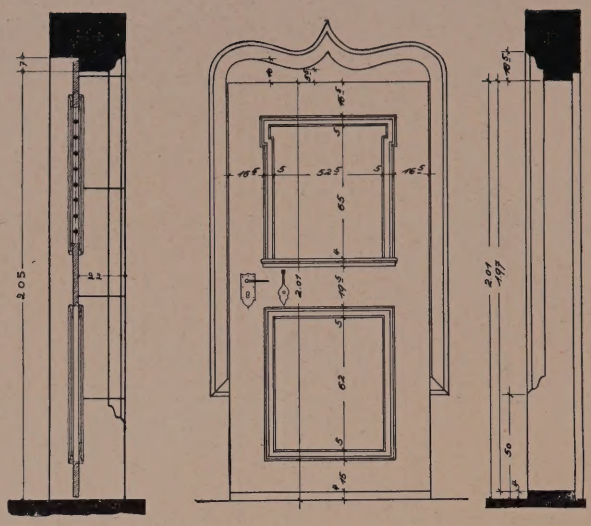


Detail des Dachgiebels

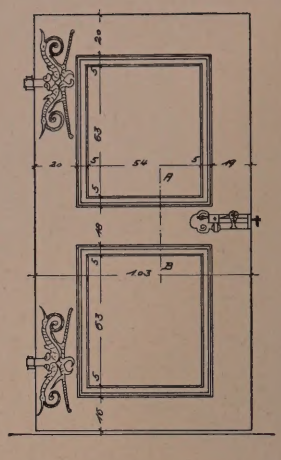
Burgdorf, *Haus zum „Ochsen" Ecke Schmiedengasse-Rütschelengasse*



Türe im dritten Stockwerk



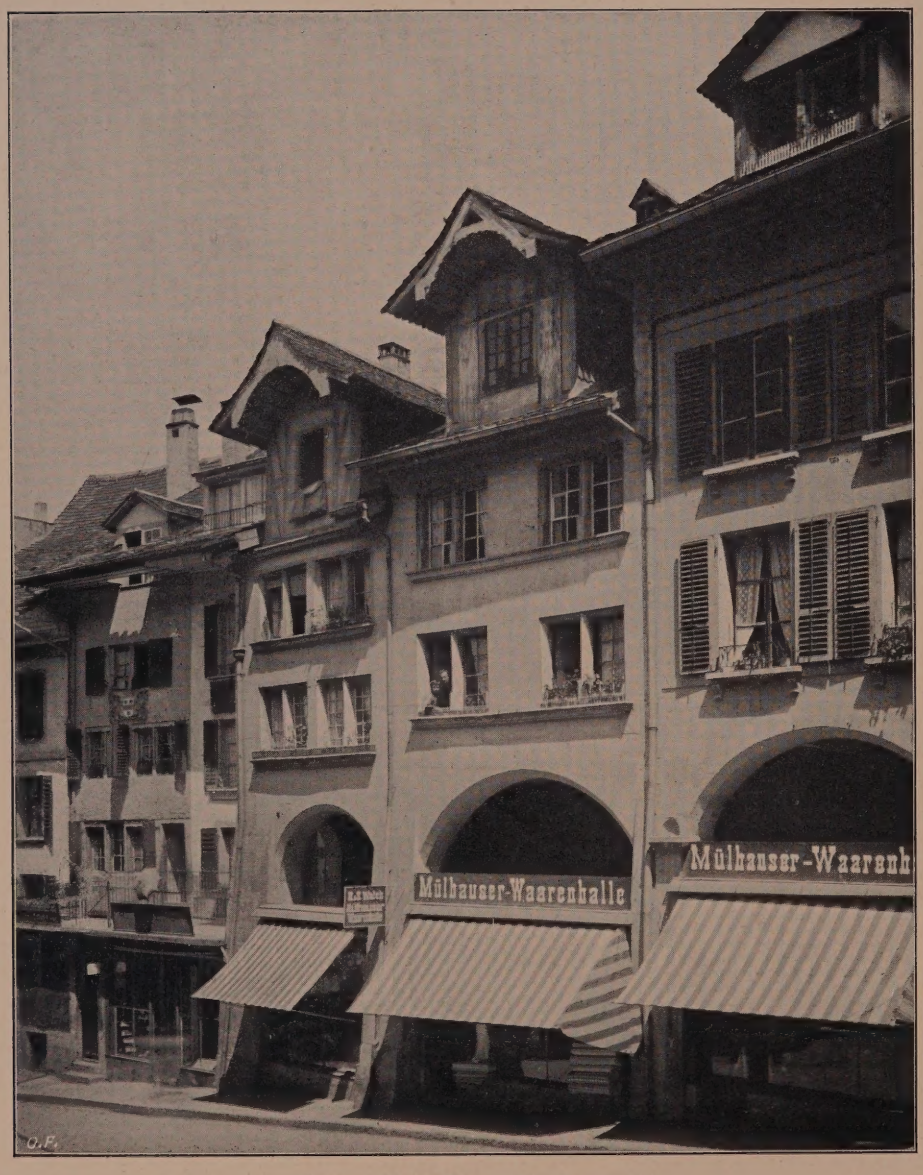
Aussenansicht



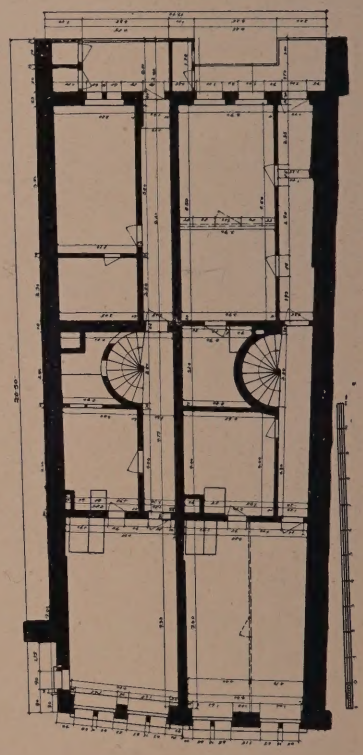
Innenansicht

Küchentüre im zweiten Stockwerk

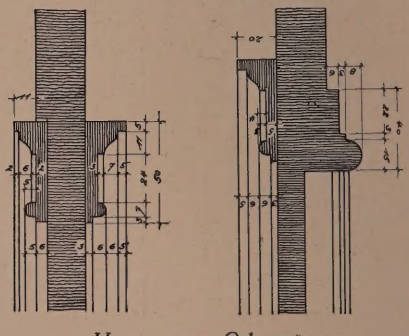
Haus zum „Ochsen"



Häuser Hohe Gasse Nr. 9 und 11
Strassenansicht



Häuser Hohe Gasse No. 9 und 11
Grundriss des zweiten Stockwerks



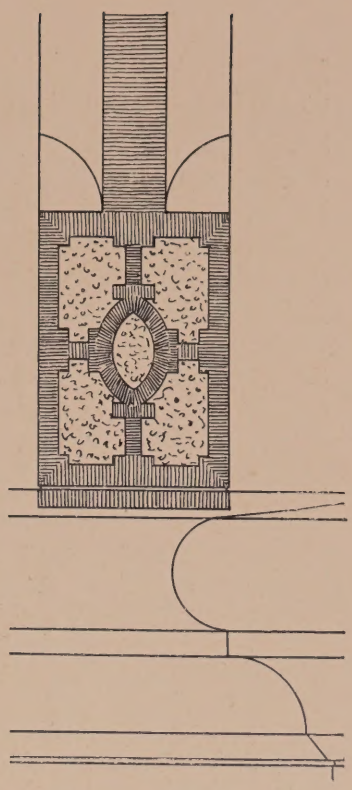
Haus zum „Ochsen"
Schnitte der Küchentüre des zweiten Stockwerks

Burgdorf

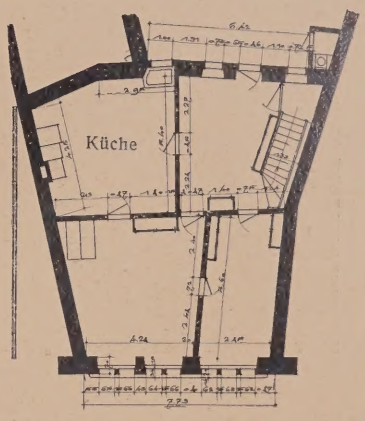
Ansicht der Fassade

Der Löwe wurde 1853 von der Gerbernzunft, die in diesem Jahre ihr Wirtschaftsrecht auf dieses Haus übertrug, am Hause angebracht

Haus Metzgergasse Nr. 19



Renaissancemotiv am Fuss der Fensterpfosten

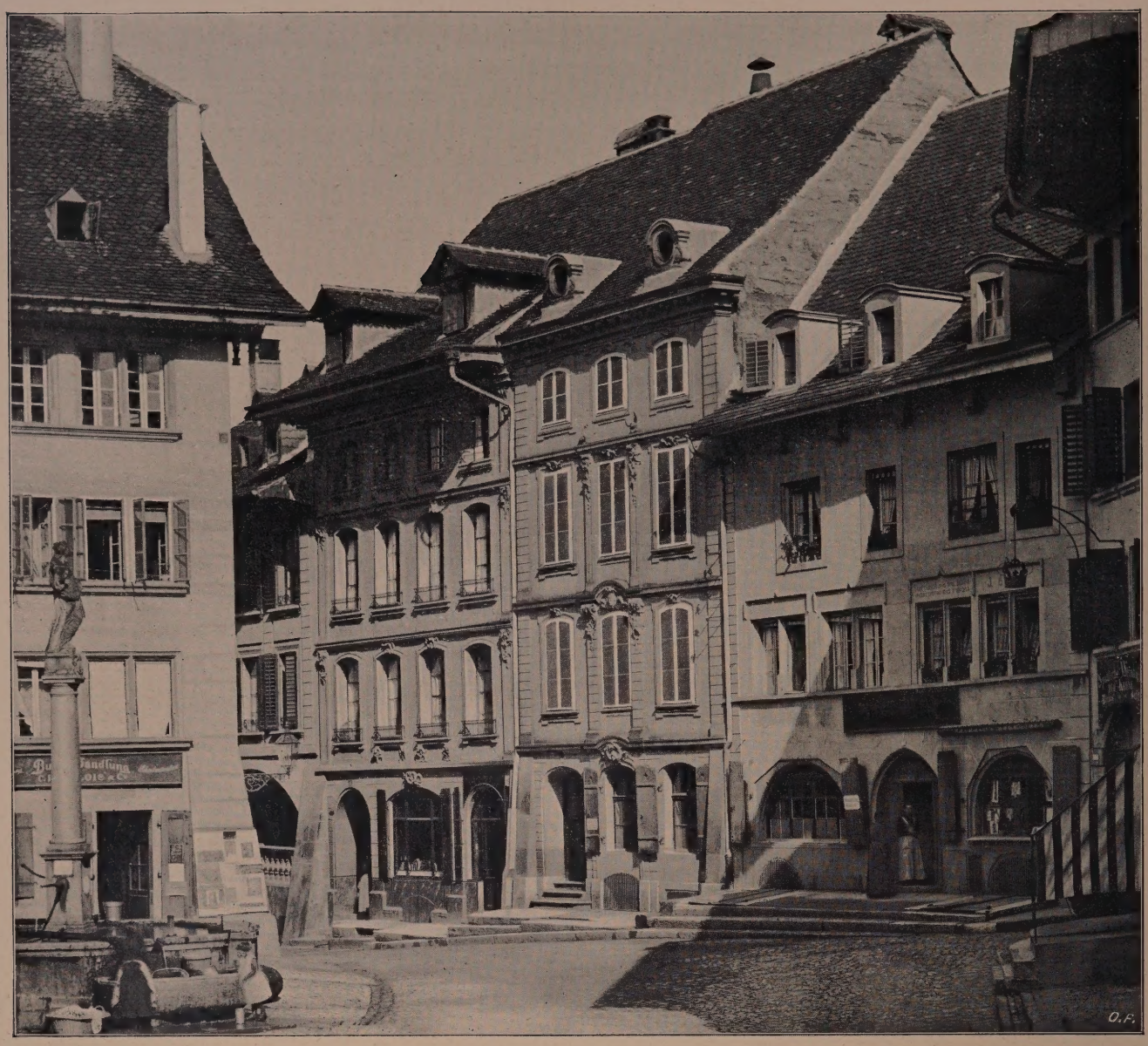


Grundriss des ersten Stockwerks

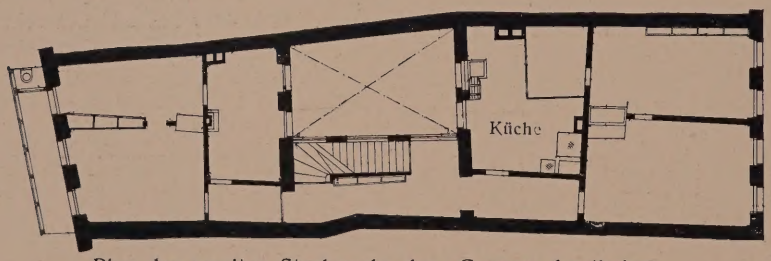
Eckhaus Nr. 8 an der Rütschelengasse gegen das „Milchgässli"

Reihenfenster des ersten Stockwerks gegen die Rütschelengasse, von 1572

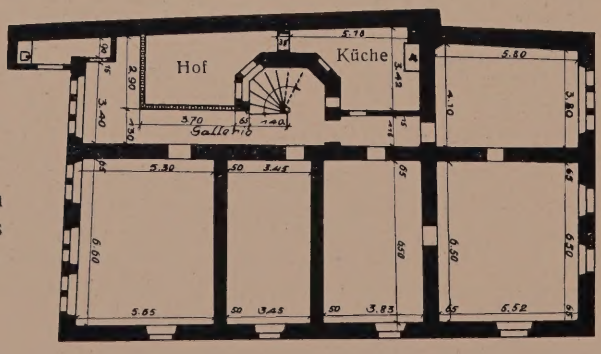
Burgdorf



Hohe Gasse mit dem Fankhauserschen „Grosshaus" als Eckgebäude, rechts die „Grosse Apotheke", Haus Nr. 21 und Nr. 23

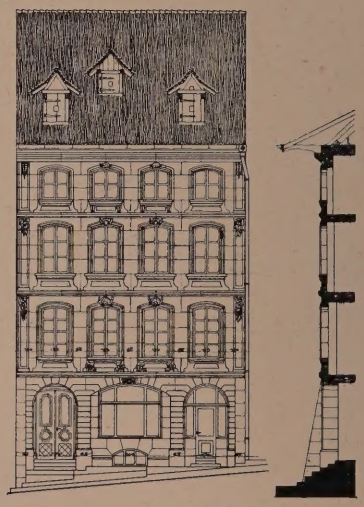


Plan des zweiten Stockwerks der „Grossen Apotheke"
1 : 300



Plan des zweiten Stockwerks des Fankhauserschen „Grosshauses"

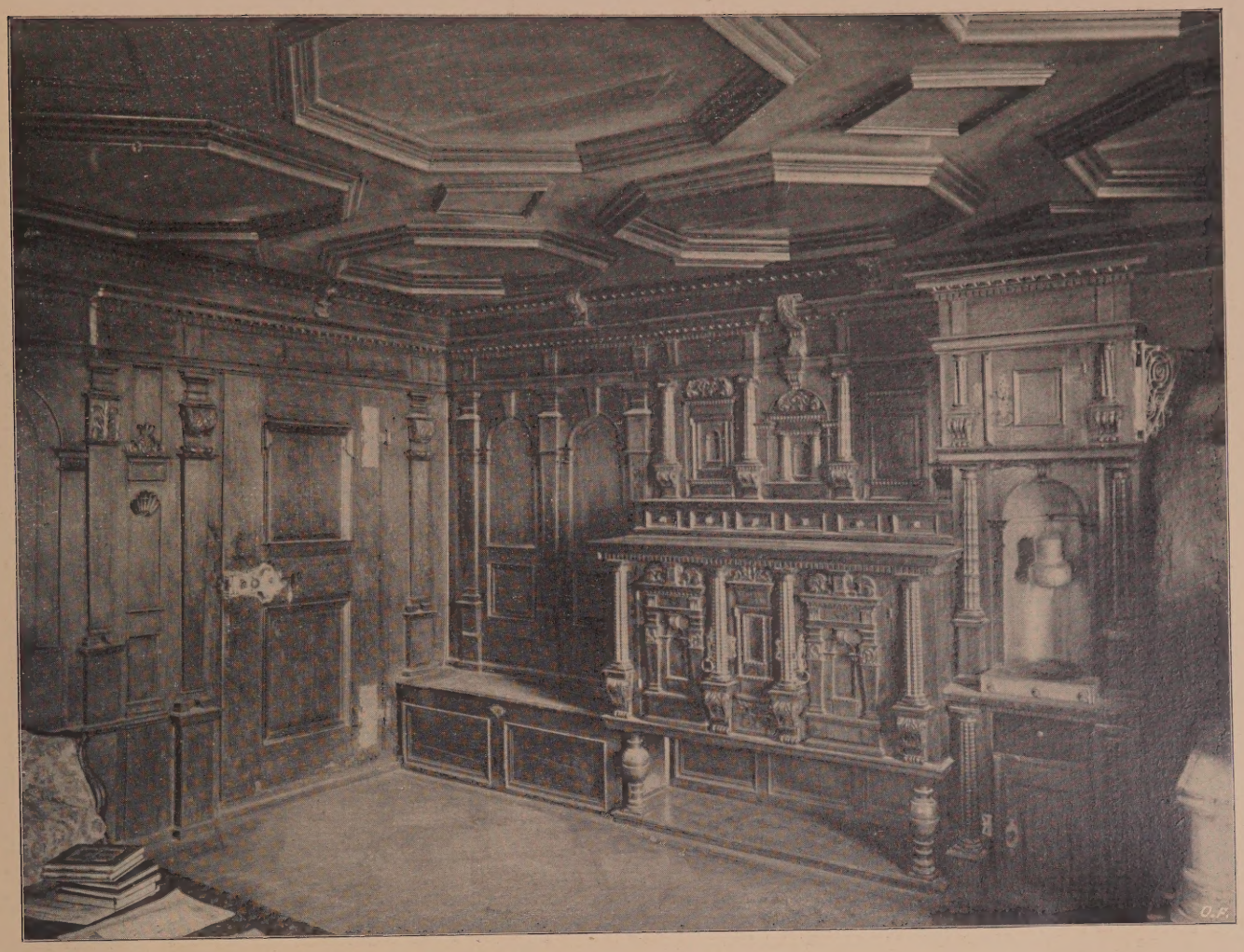
1 : 300



Aufriss und Schnitt der „Grossen Apotheke" an der Hohen Gasse

1 : 300

Burgdorf

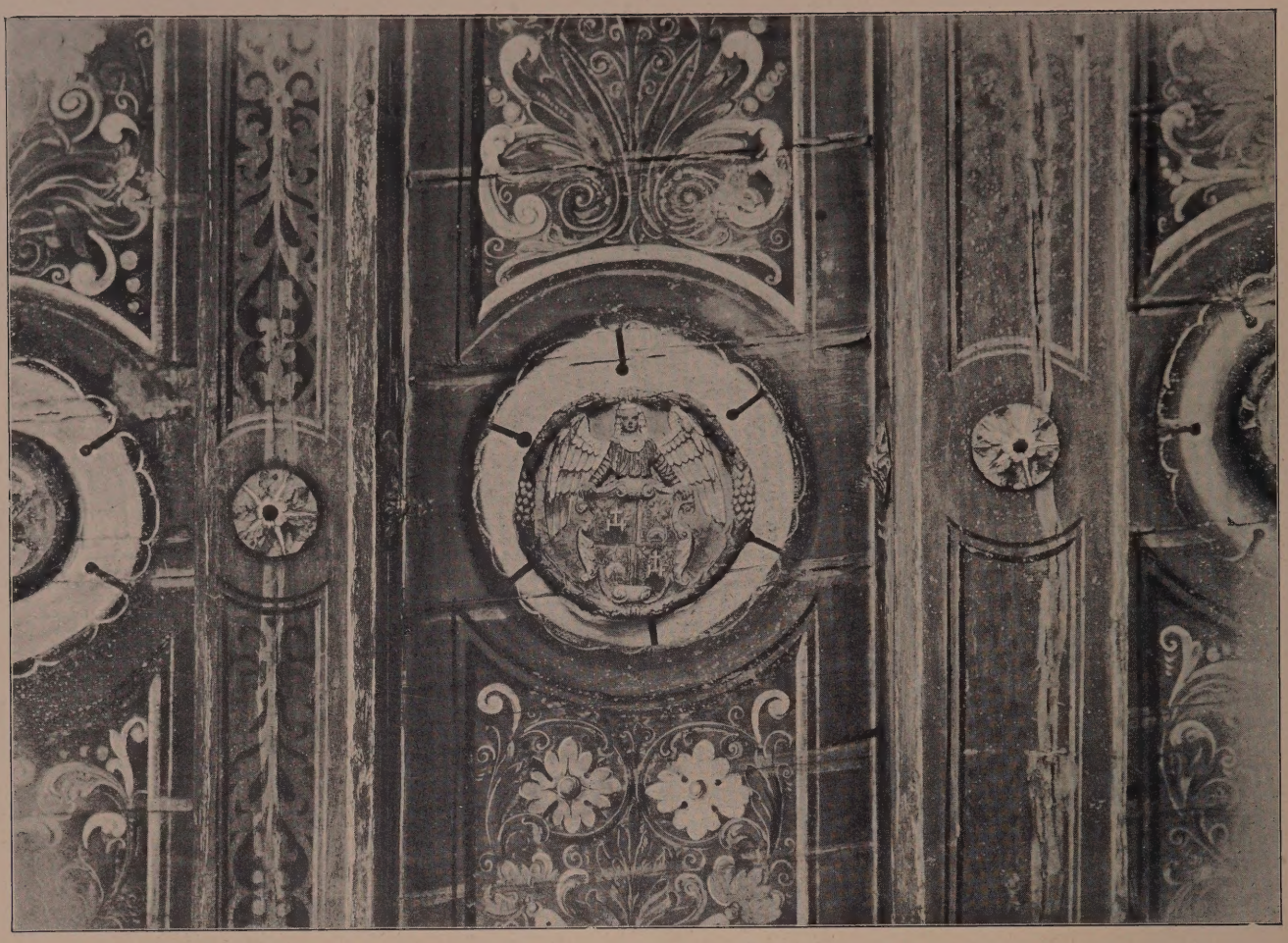


Prunkzimmer im ersten Stockwerk

Ecke an der südlichen Hohe Gasse-Erweiterung

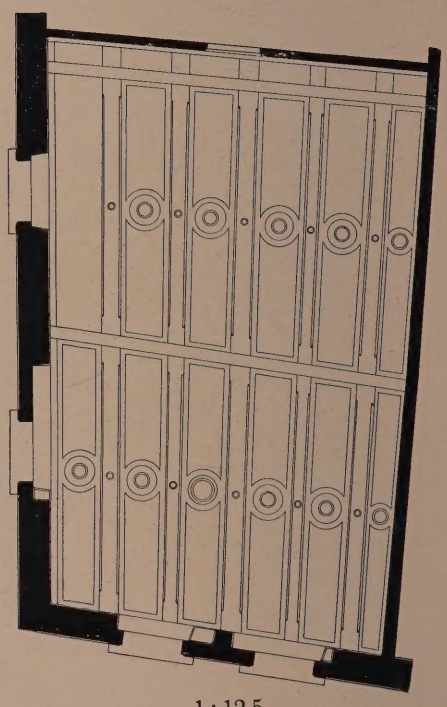
Hohe Gasse-Kirchbühl-Ecke

Burgdorf, *das Fankhausersche „Grosshaus"*



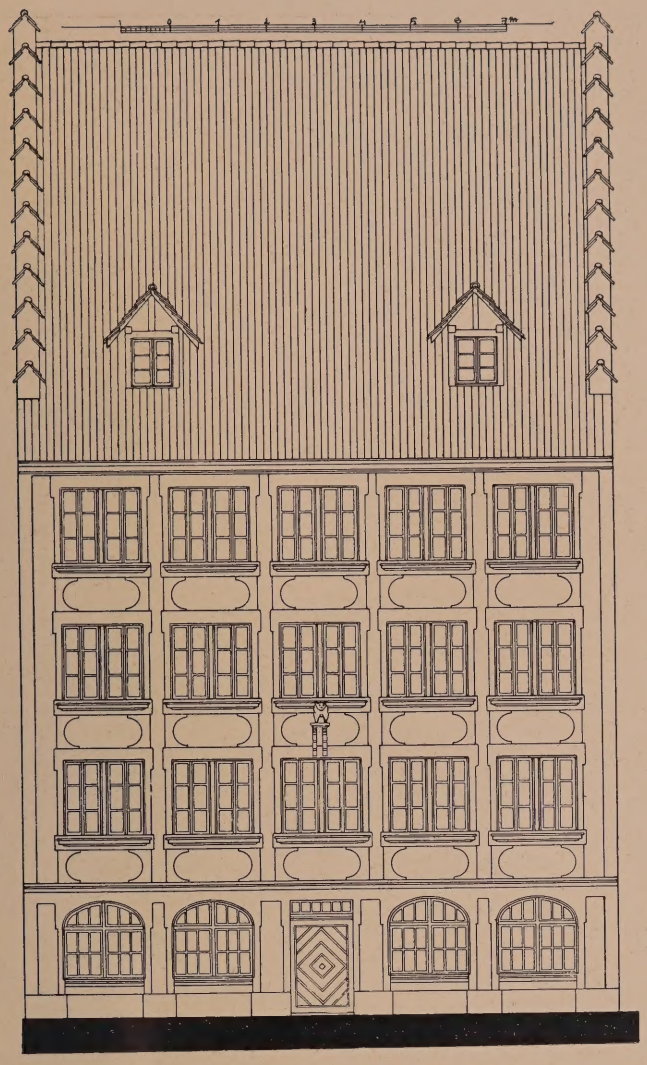
Detail der bemalten Balkendecke mit Wappen Fankhauser und Jenner

Innenansicht des ehemaligen Festsaales

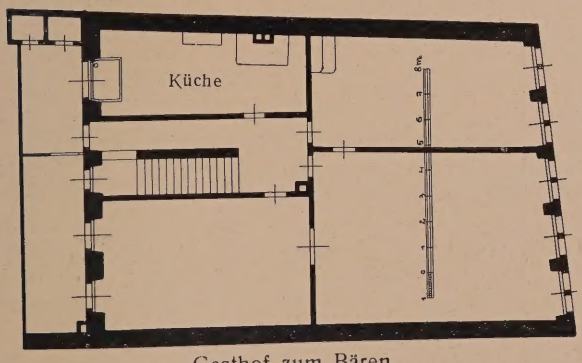


1 : 12,5
Deckenteilung

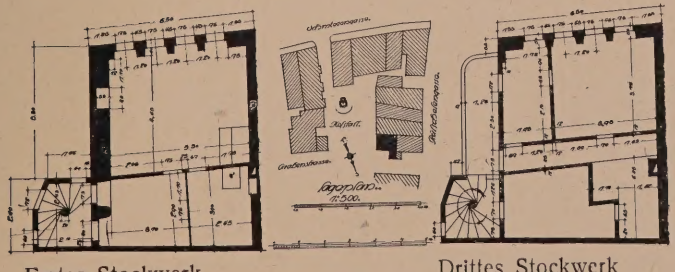
Burgdorf, *das Fankhausersche „Grosshaus", Festsaal im dritten Stockwerk*



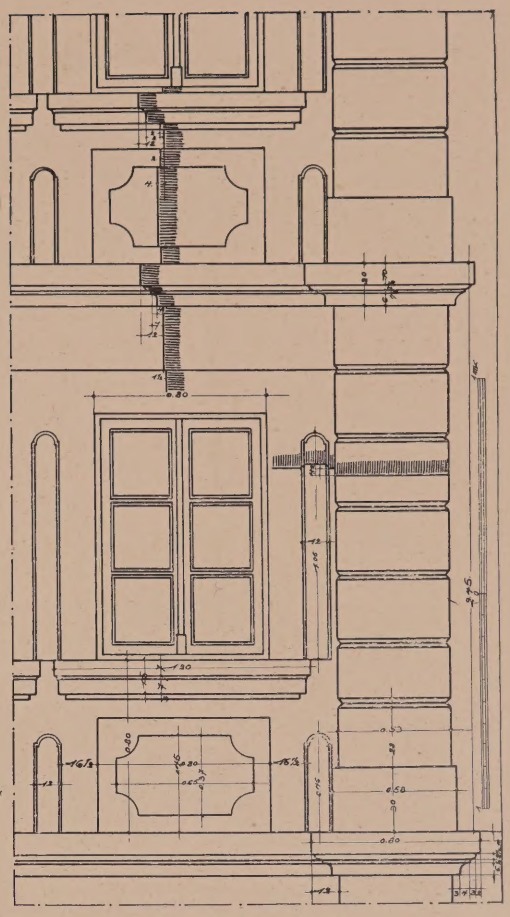
Der Gasthof zum Bären an der Schmiedengasse
Aufriss vor dem Umbau des Erdgeschosses 1895



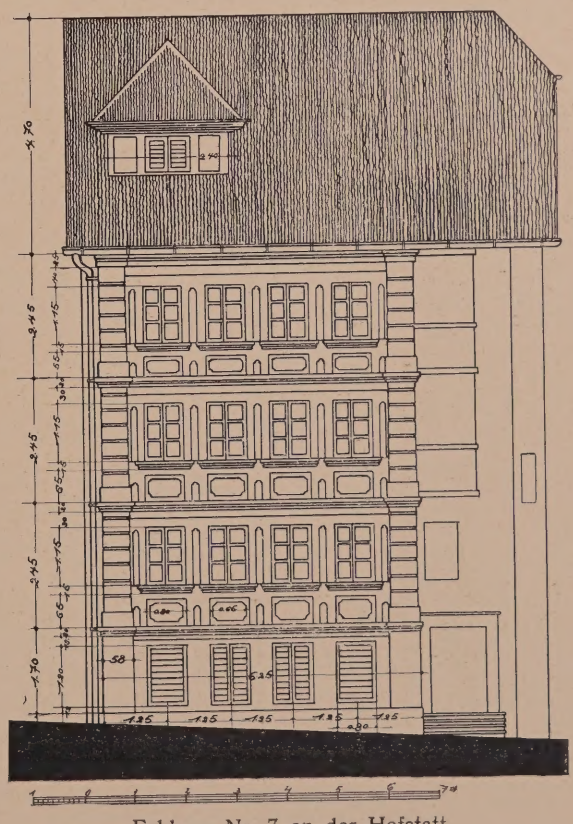
Gasthof zum Bären
Plan des ersten Stockwerks



Erstes Stockwerk Drittes Stockwerk
Grundrisse des Eckhauses Nr. 7 an der Hofstatt

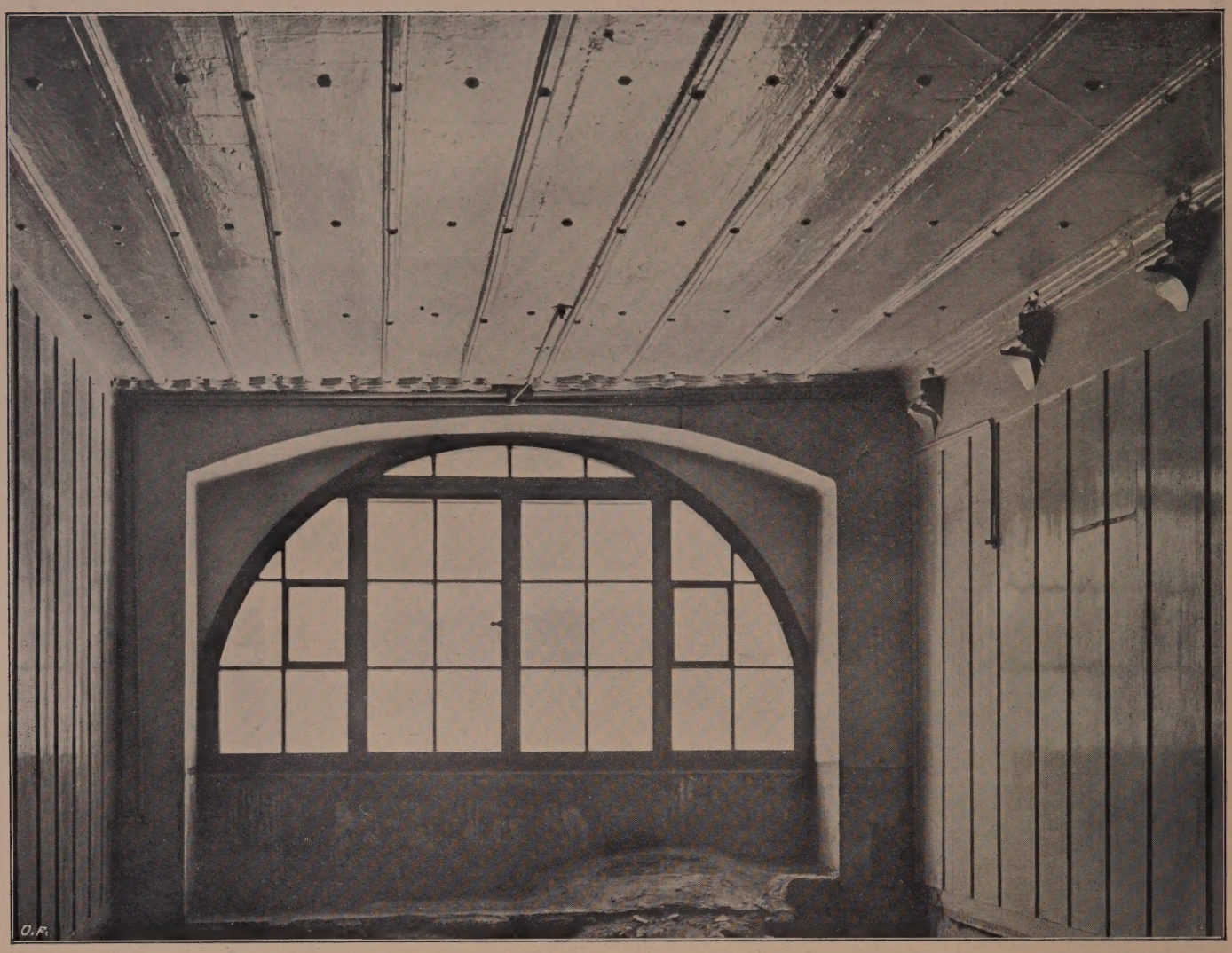


Eckhaus Nr. 7 an der Hofstatt
Fassadendetail



Eckhaus Nr. 7 an der Hofstatt
Aufriss der Westseite

Burgdorf

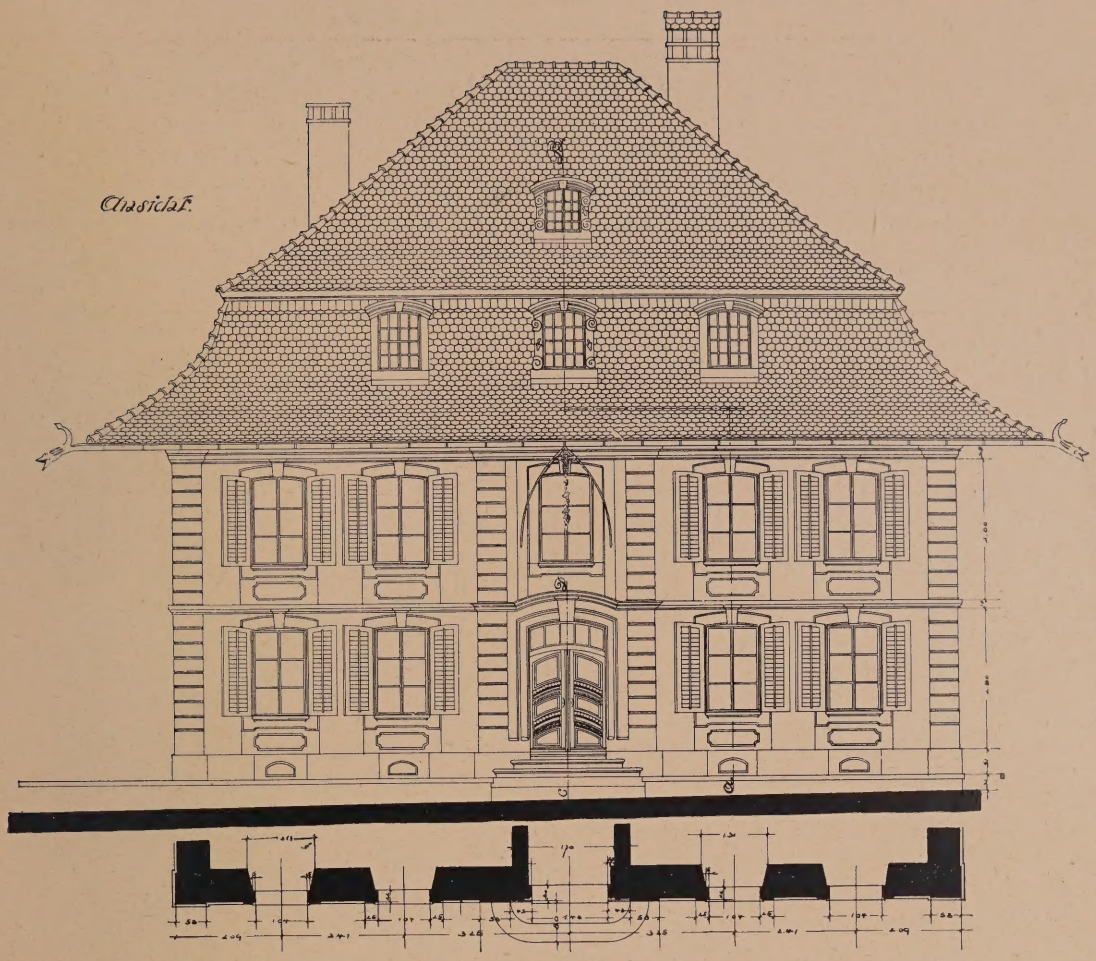


Vertäfelter Erdgeschossraum aus dem XVI. Jahrhundert aus dem Hause Nr. 23 an der Hohen Gasse

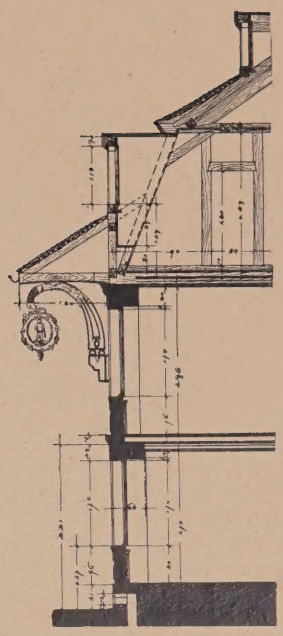
Eckhaus Nr. 7 an der Hofstatt

Gasthof zum Bären an der Schmiedegasse

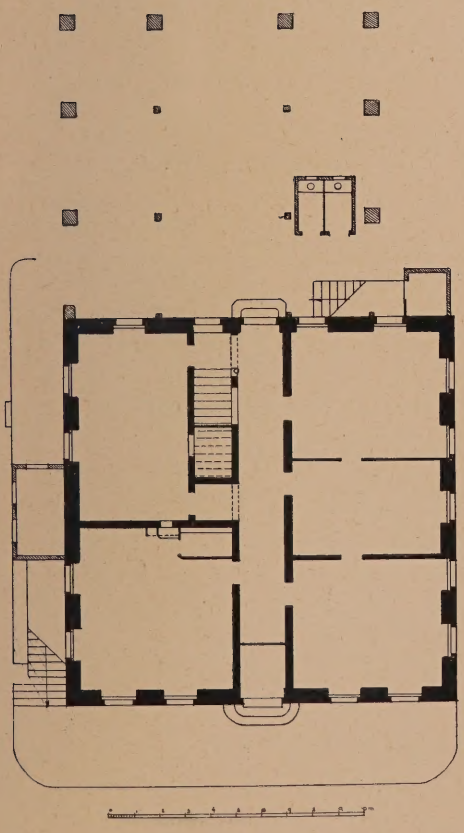
Burgdorf



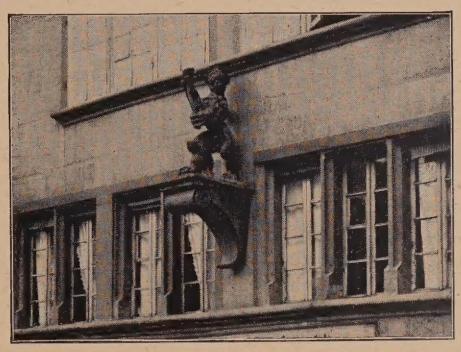
Strassenseite

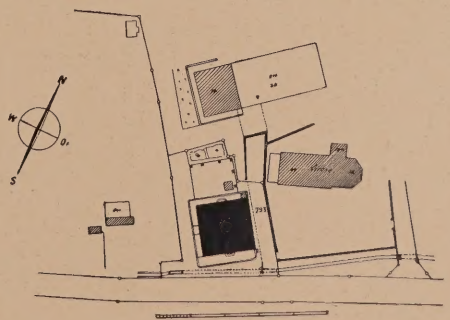


Schnitt
des Gasthauses
zum „wilden Mann“

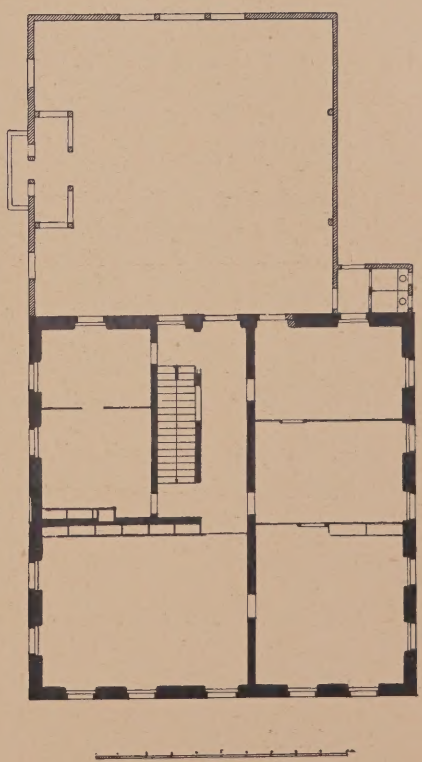


Grundriss des Erdgeschosses



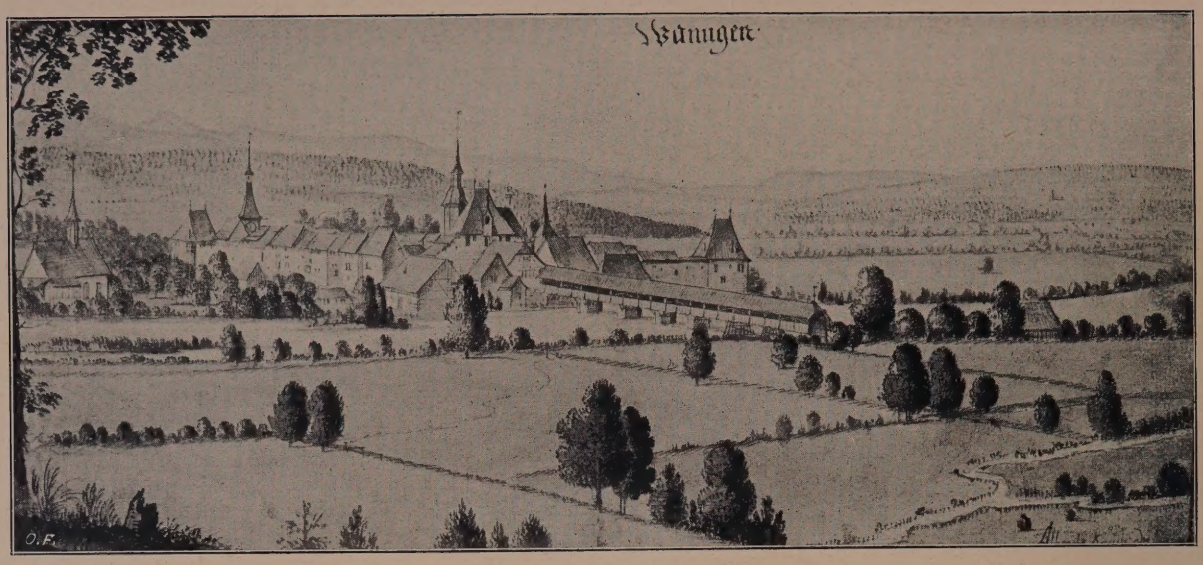


Lageplan des Gasthauses



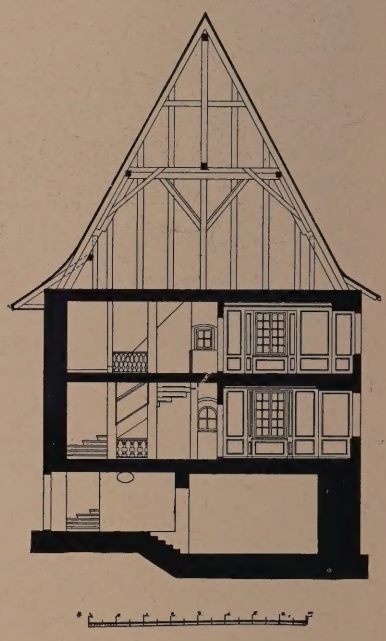
Grundriss des ersten Stockwerks

Wynigen, *Gasthaus zum „wilden Mann“*

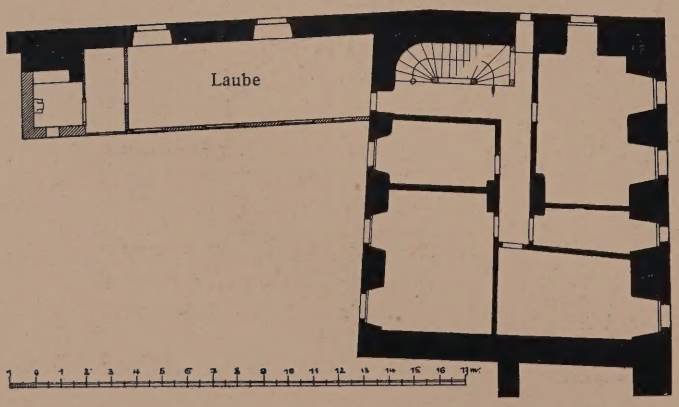


Ansicht des Städtchens nach einem Aquarell des bernischen Malers Albrecht Kauw 1671

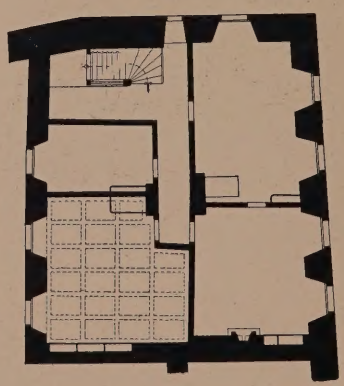
Ansicht von Nordwesten, mit Stadtmauer



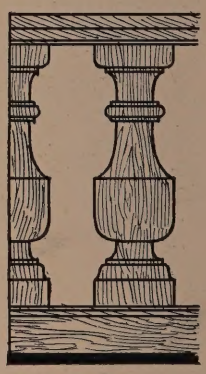
Schnitt



Grundriss des ersten Stockwerks



Grundriss des zweiten Stockwerks

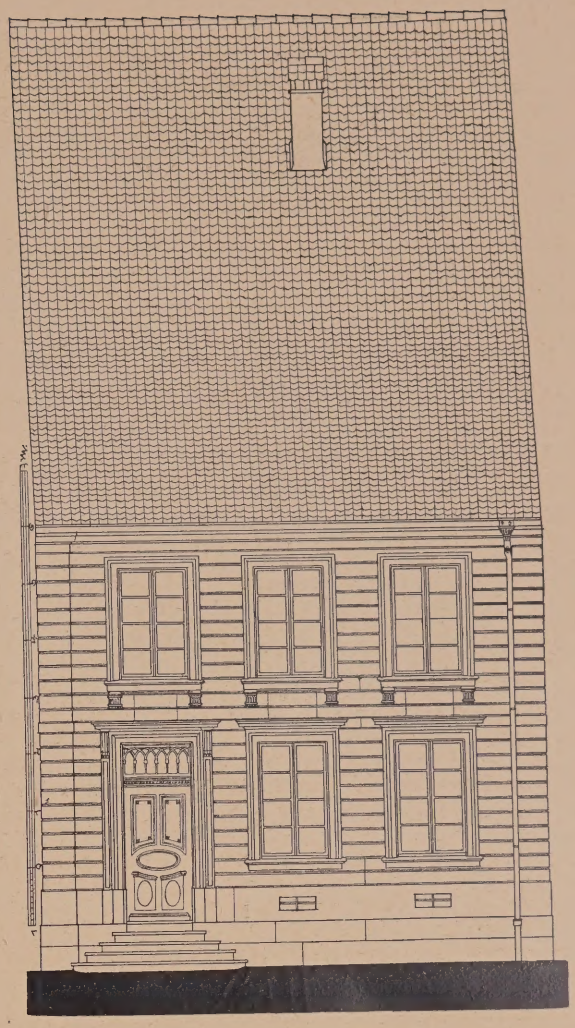


Treppengeländer

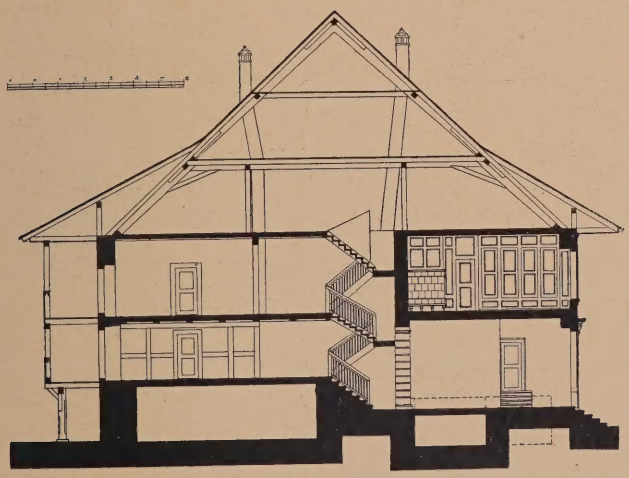
Das Pfarrhaus

Wangen a. A.

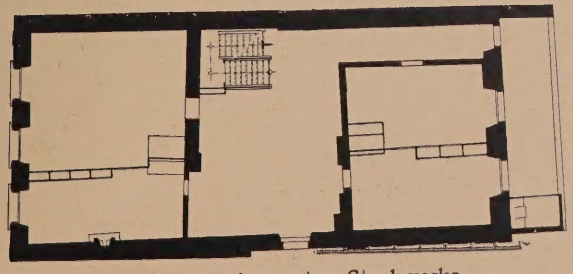
Strassenansicht



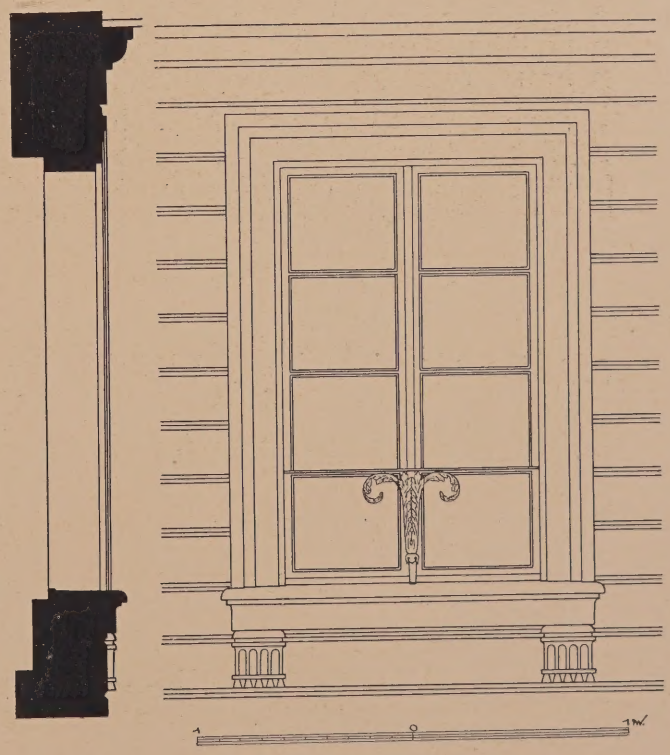
Aufriss der Strassenansicht



Schnitt

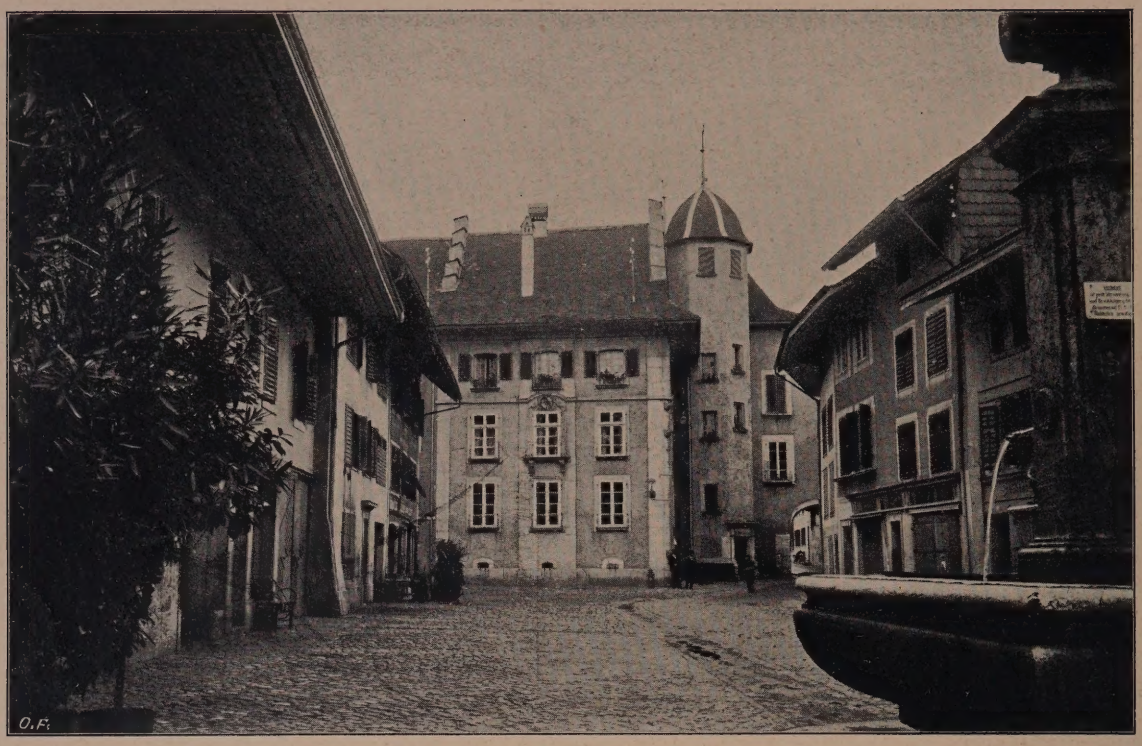


Grundriss des ersten Stockwerks



Fenster des ersten Stockwerks

Wangen a. A., *Haus Howald*

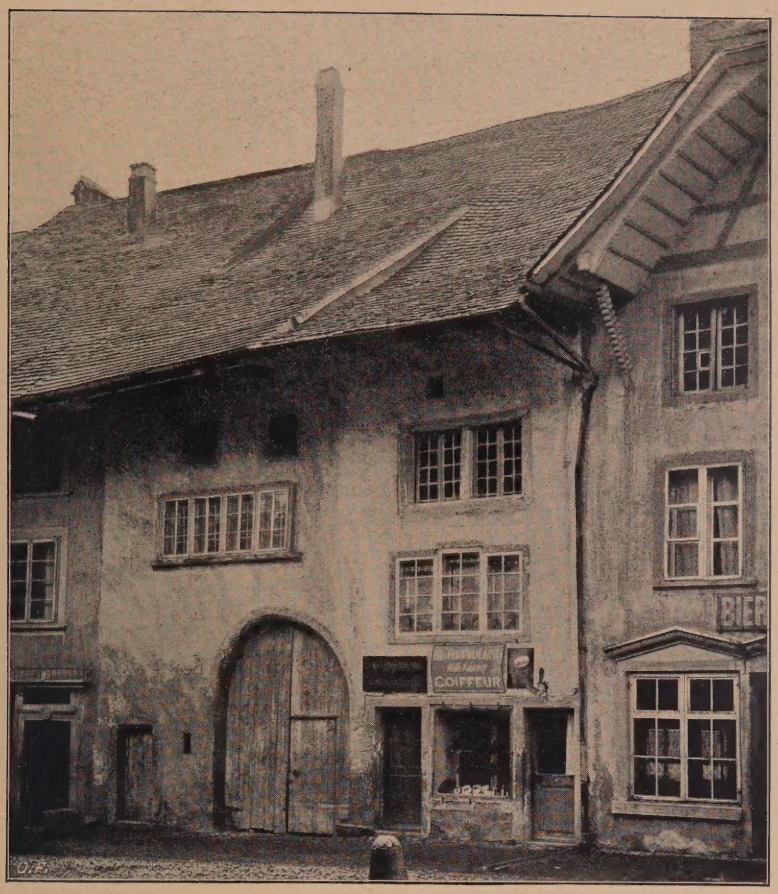


Hauptgasse mit dem landvögtlichen Schloss in Wangen a. A.

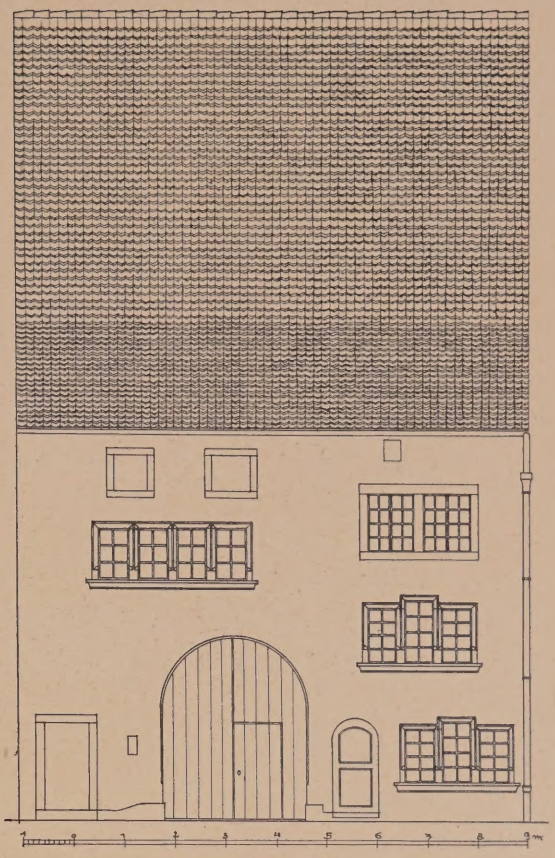
Plan von Wiedlisbach

Plan von Wangen a. A.

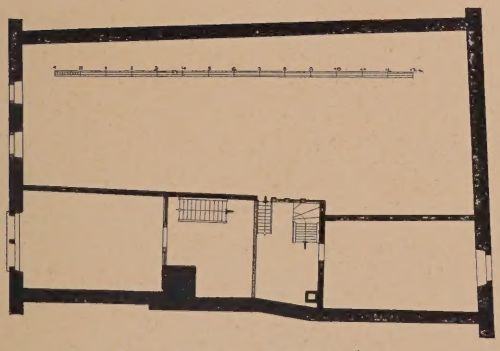
Wangen a. A;. Wiedlisbach



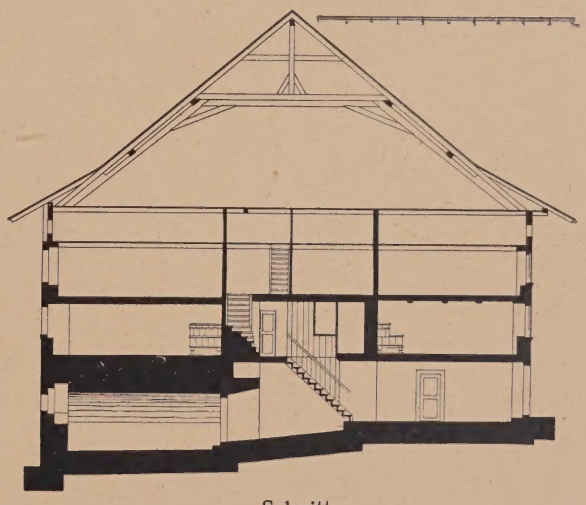
Ansicht an der Hauptstrasse von Solothurn nach Basel



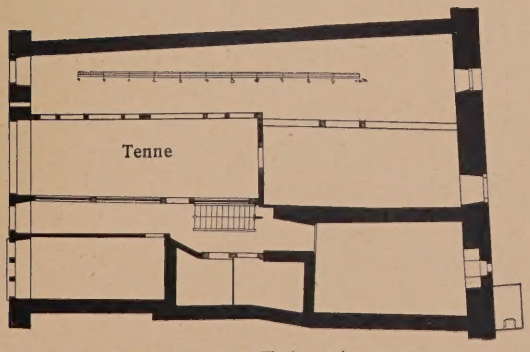
Aufriss der Strassenansicht (Erdgeschoss rekonstruiert)



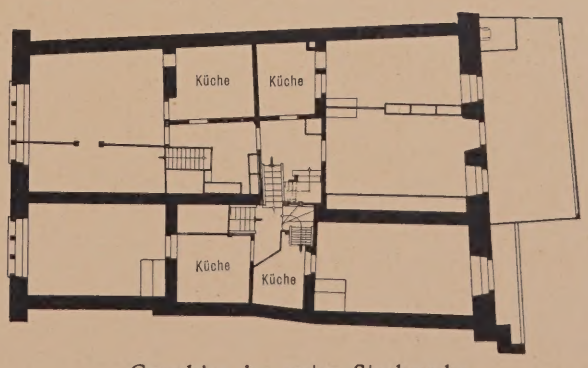
Grundriss des Dachstockes



Schnitt

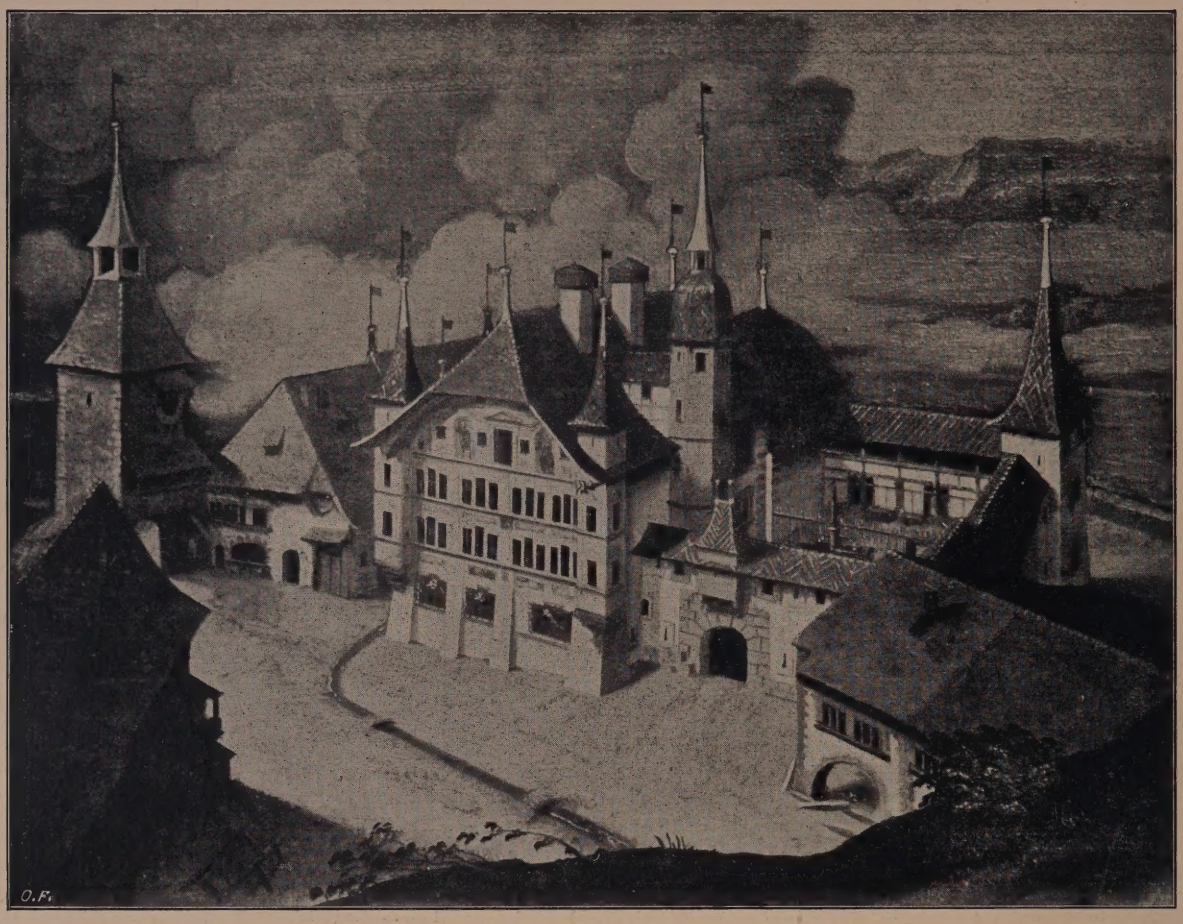


Grundriss des Erdgeschosses



Grundriss des ersten Stockwerks

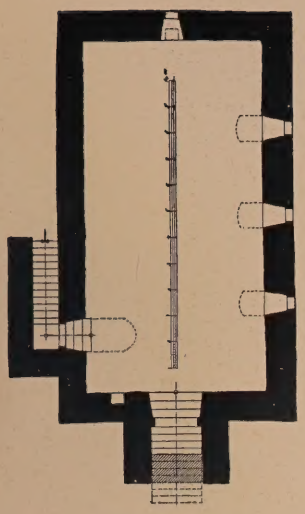
Wiedlisbach, *Haus Nr. 36*



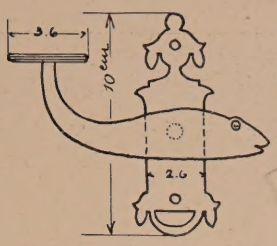
Das landvögtliche Schloss — Ölbild von Joseph Plepp 1595—1642
Links das 1906 abgebrochene Berntor — Der grasbewachsene Vordergrund rechts ist Phantasie

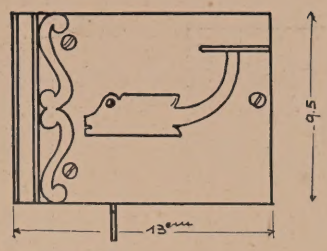
Stadtplan
A Schloss, B Rathaus, C Spittel, D Haus Sutter an der Kreuzgasse, E Haus Hauptgasse Nr. 119, F Lindenhof

Büren a. A.



Grundriss
des Kellergeschosses



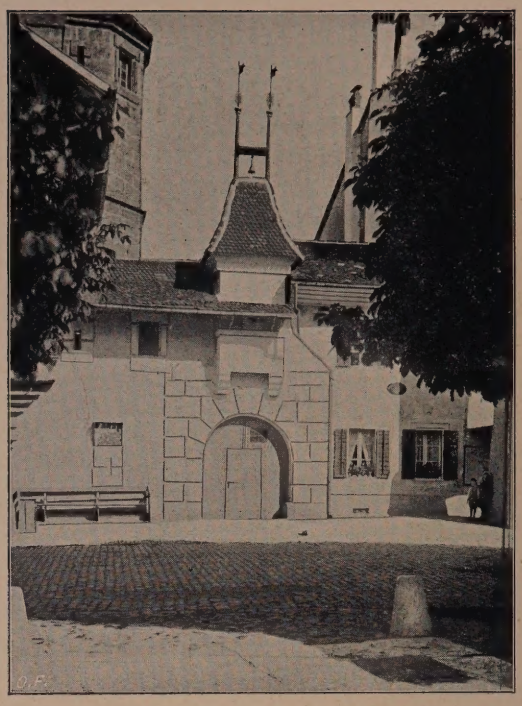


Zimmertürschlösser

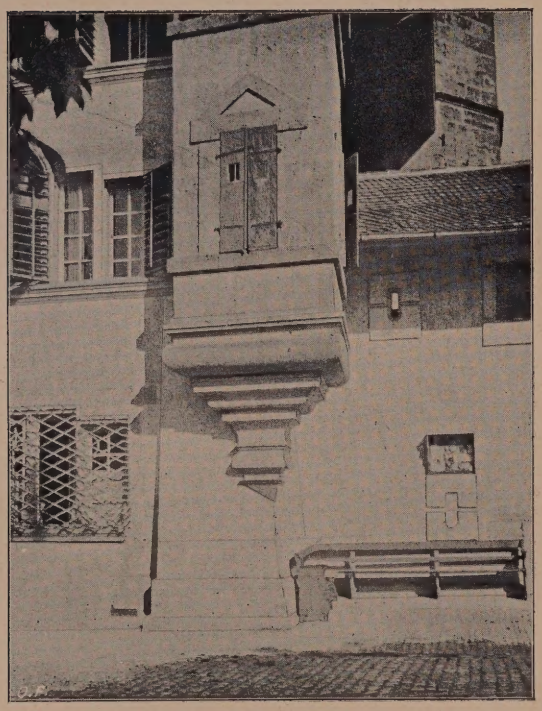
Aufriss der Südansicht

Büren a. A., *das ehemalige landvögtliche Schloss*

Eingang zum Schlosshof von der Strassenseite

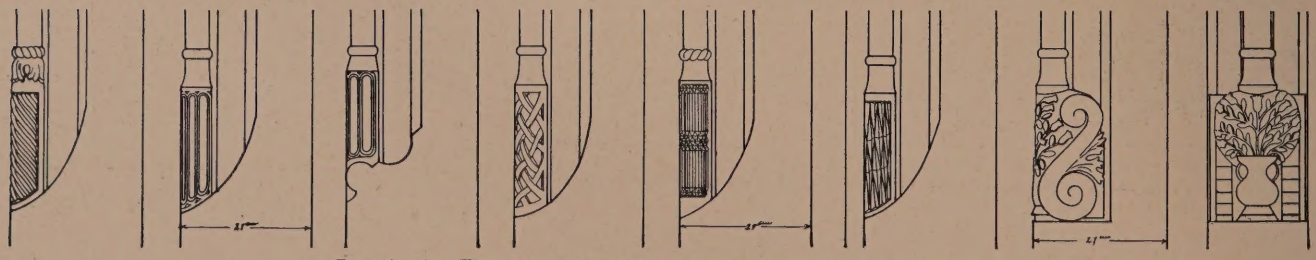


Innenansicht des Schlosshofes



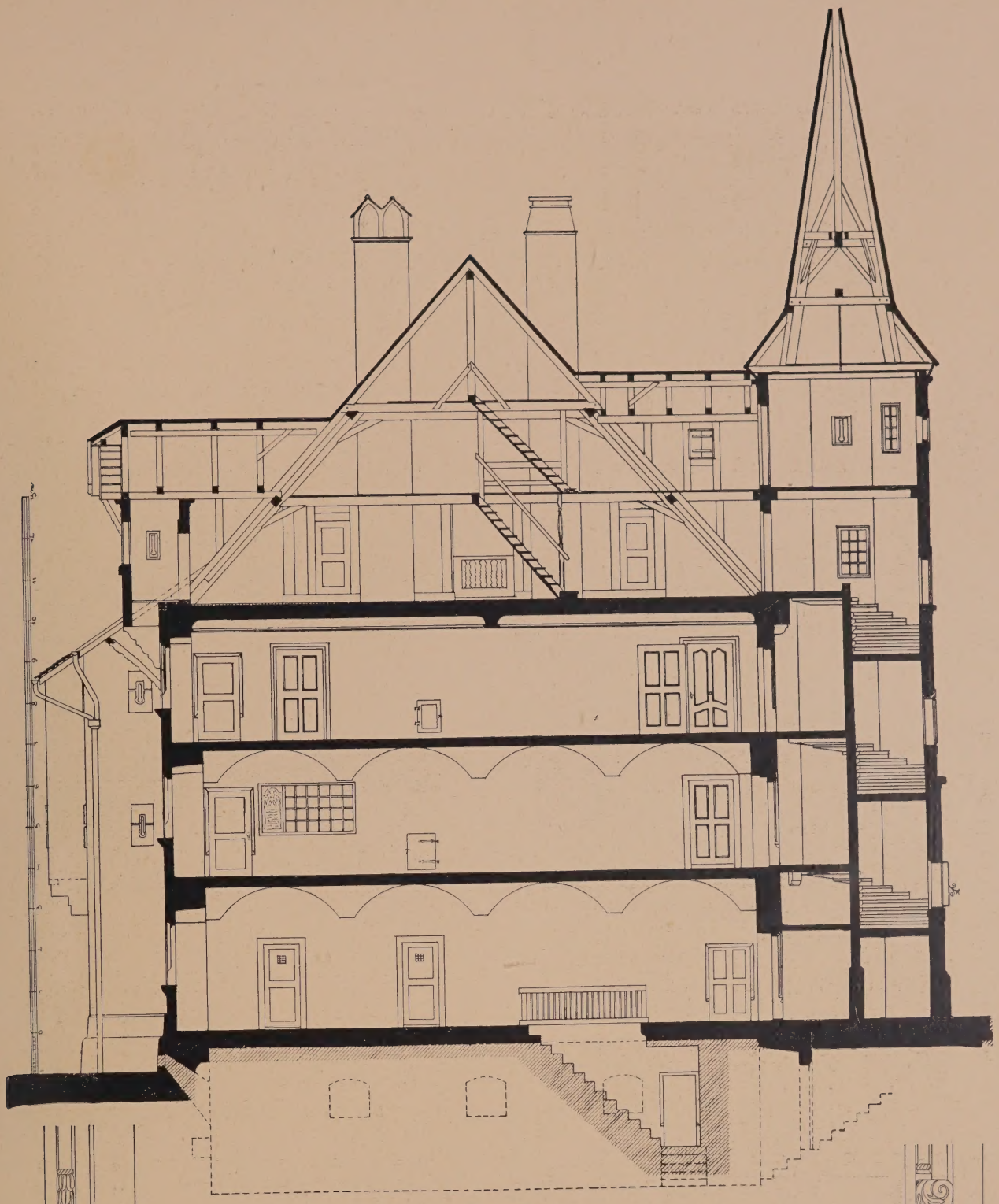
Fuss des Erkerturmes

Lukarne an der Westseite

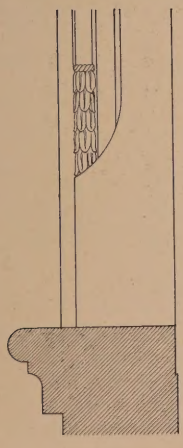


Details der Fensterpfosten des ersten und zweiten Stockwerks

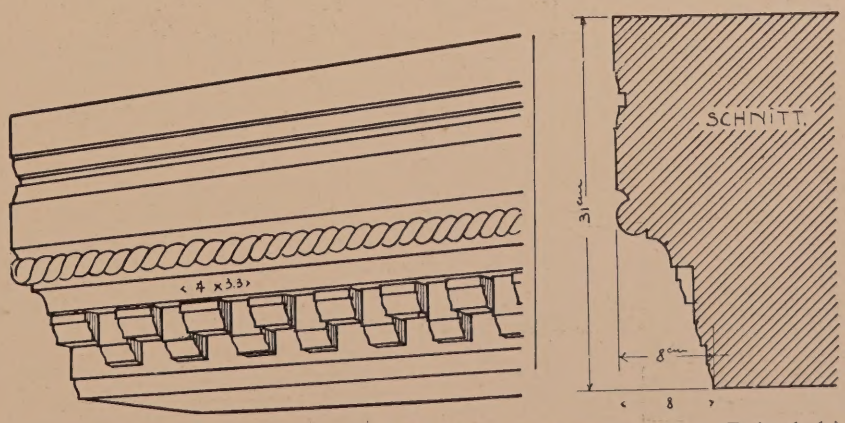
Büren a. A., *Das ehemalige landvögtliche Schloss*



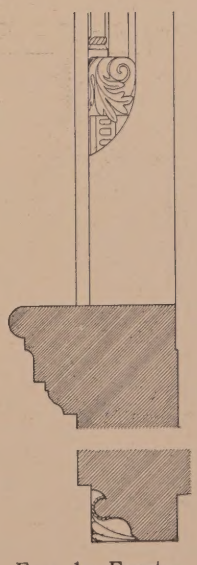
Querschnitt



Fuss des Fensterpfostens im Erdgeschoss

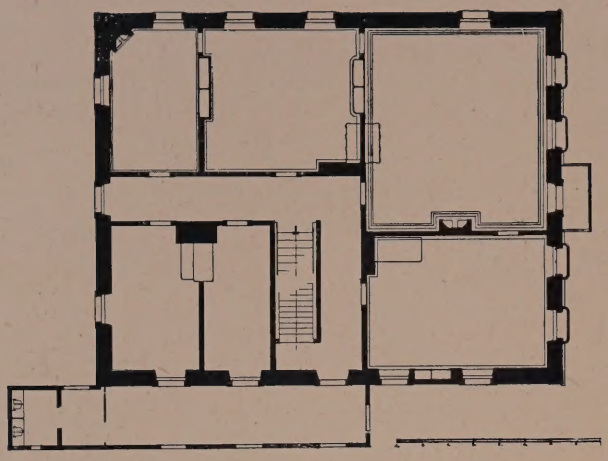


Ehemaliger Rauchfangunterzug in der Küche im ersten Stockwerk (Eichenholz)

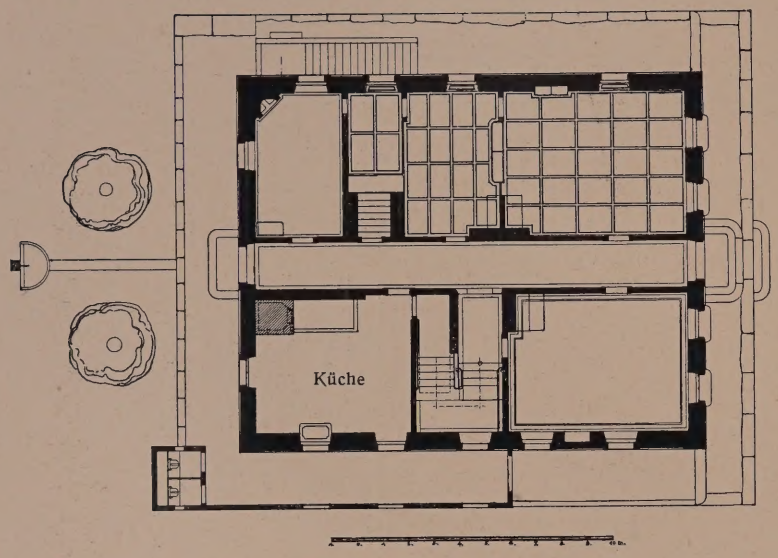


Fuss des Fensterpfostens im ersten Stockwerk

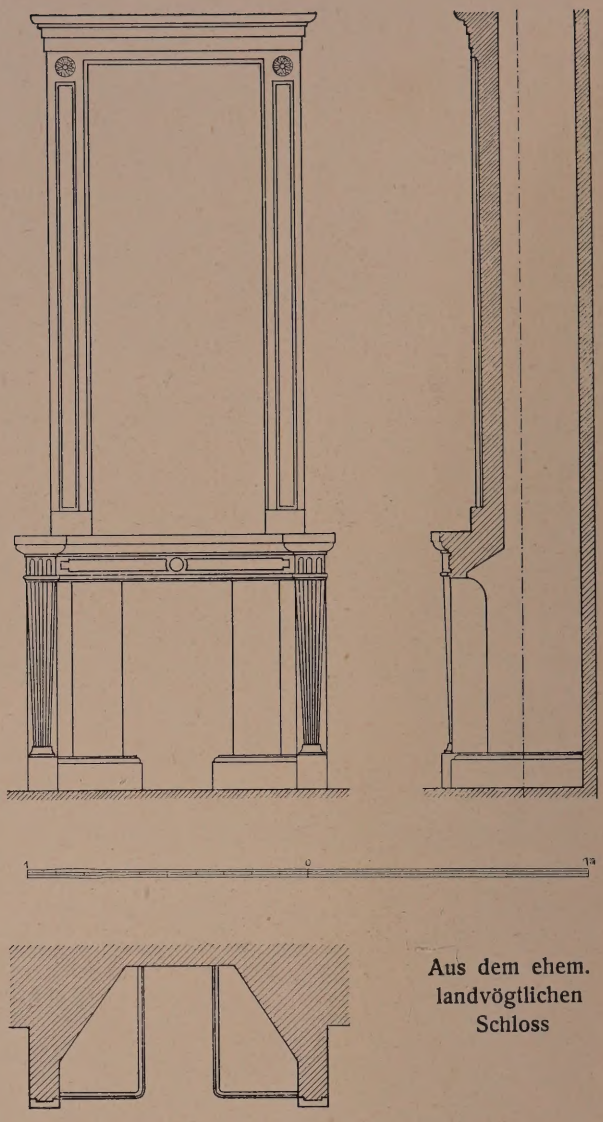
Büren a. A., *das ehemalige landvögtliche Schloss*



Plan des ersten Stockwerks im Lindenhof

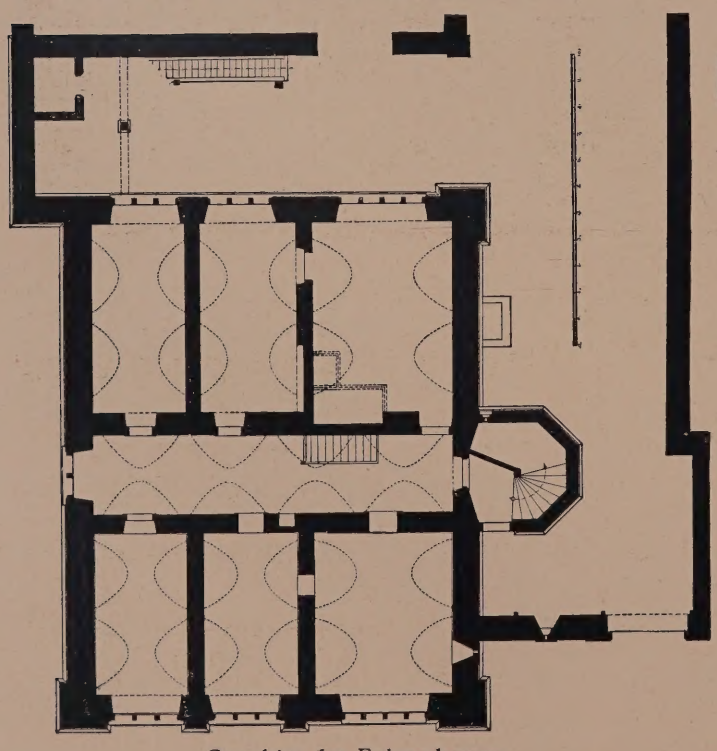


Plan des Erdgeschosses im Lindenhof

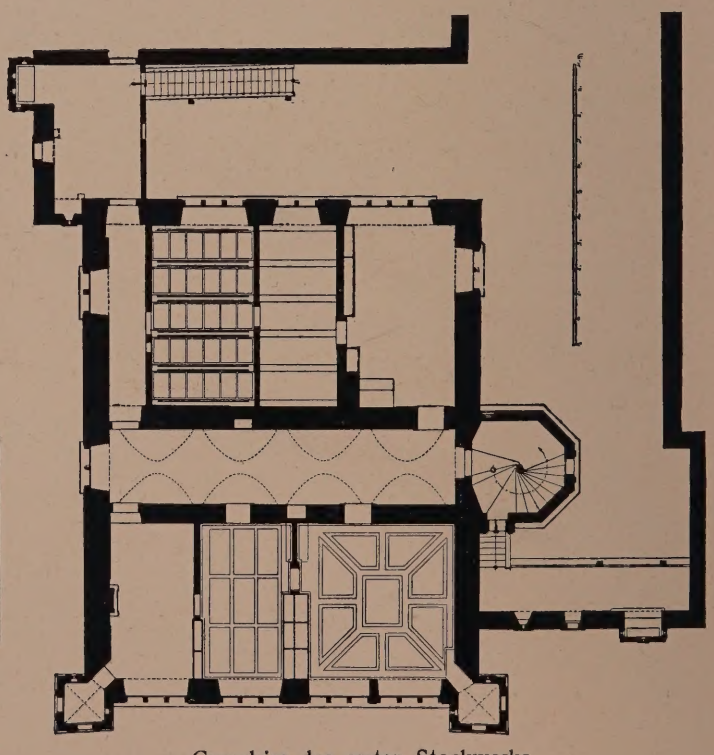


Aus dem ehem. landvögtlichen Schloss

Kamin im ersten Stockwerk

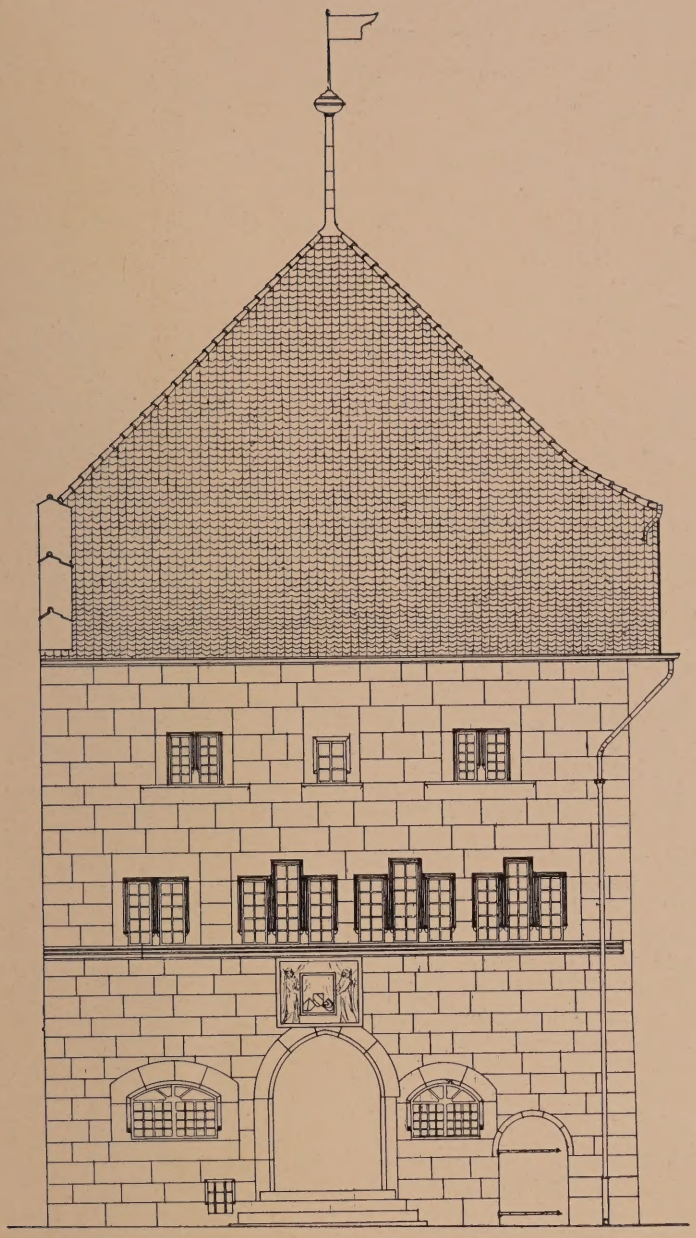


Grundriss des Erdgeschosses



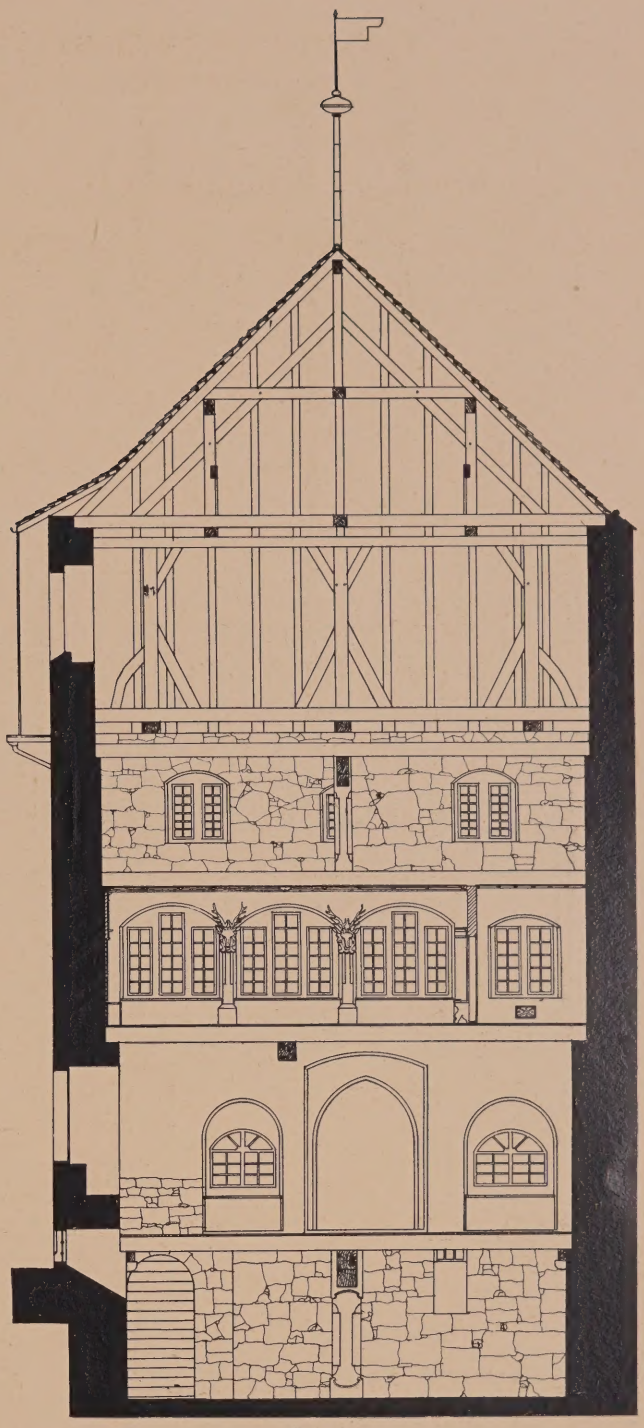
Grundriss des ersten Stockwerks

Büren a. A., *das ehemalige landvögtliche Schloss*



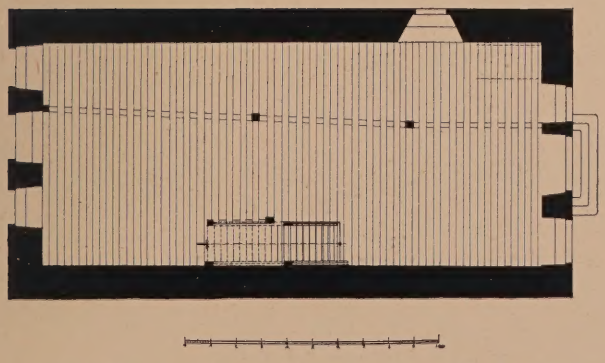
Aufriss der Fassade mit Erdgeschoss vor dem Umbau

1 : 150

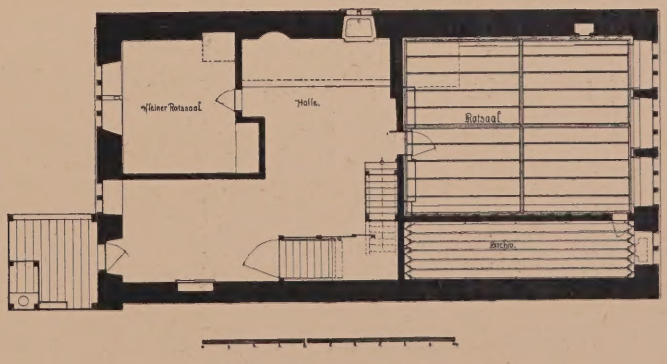


Schnitt

1 : 150

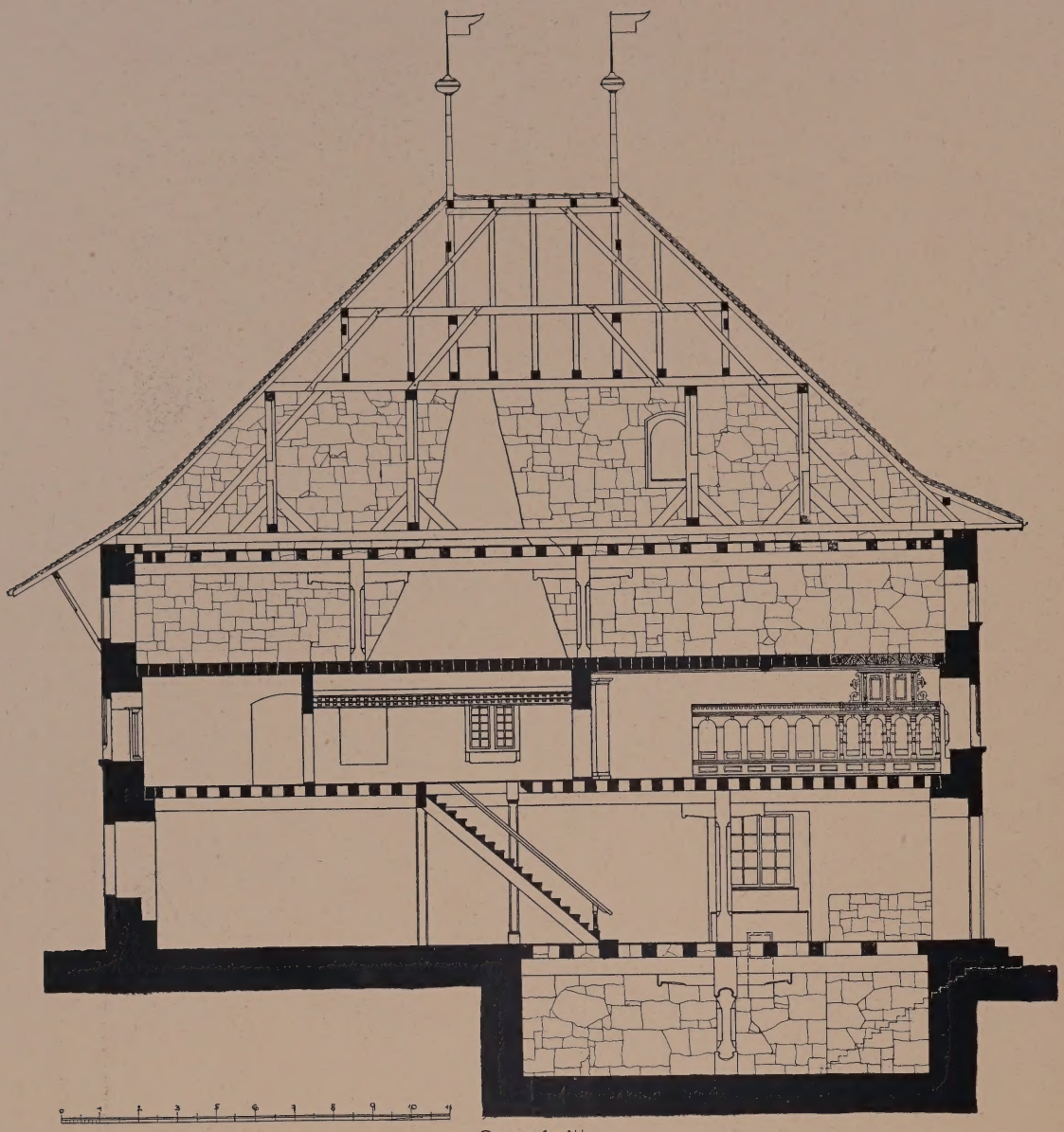


Grundriss des Erdgeschosses vor dem Umbau

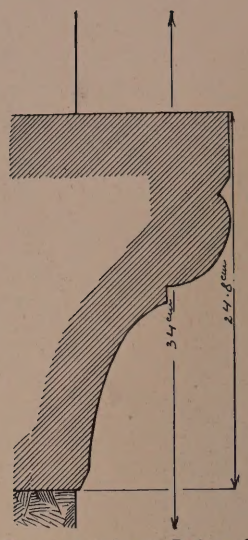


Grundriss des ersten Stockwerks

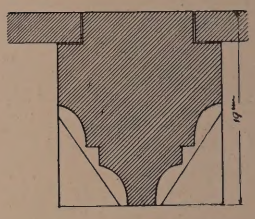
Büren a. A., *das Rathaus*

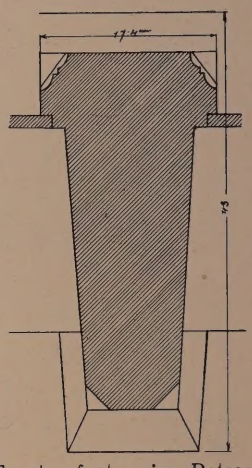


Querschnitt

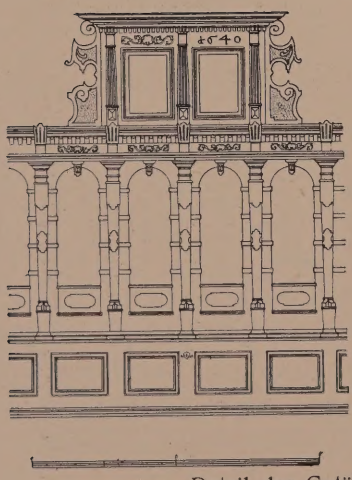


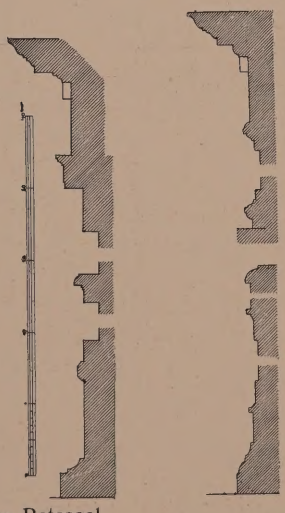
Fensterbank im Ratssaal



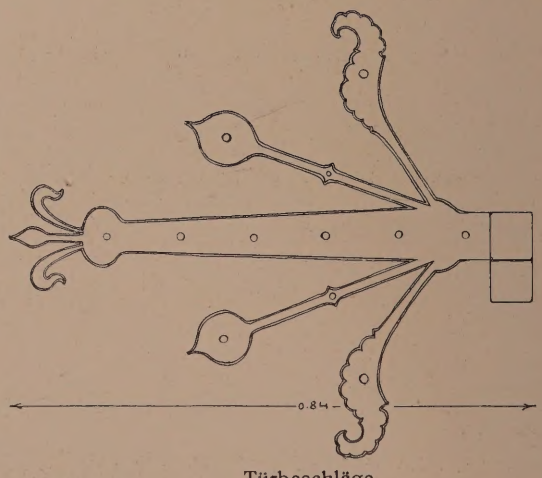


Fensterpfosten im Ratssaal





Detail des Getäfers im Ratssaal

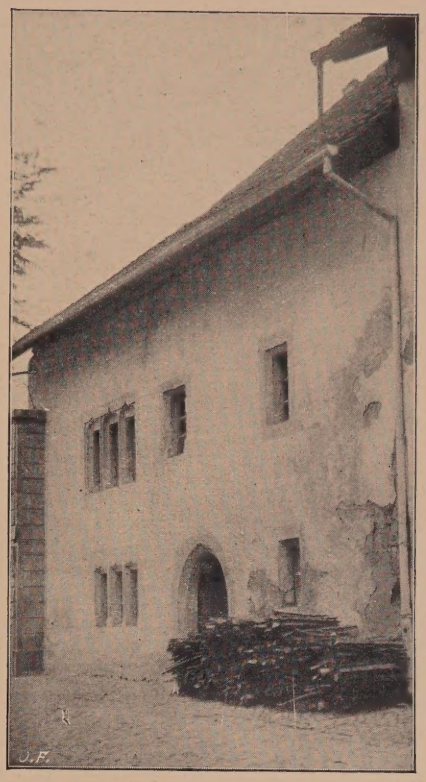


Türbeschläge

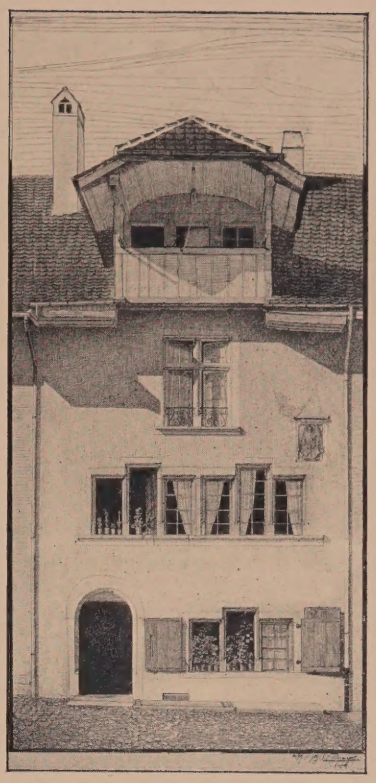
Büren a. A., *das Rathaus*

Strassenansicht des Hauses No. 119 an der Hauptgasse

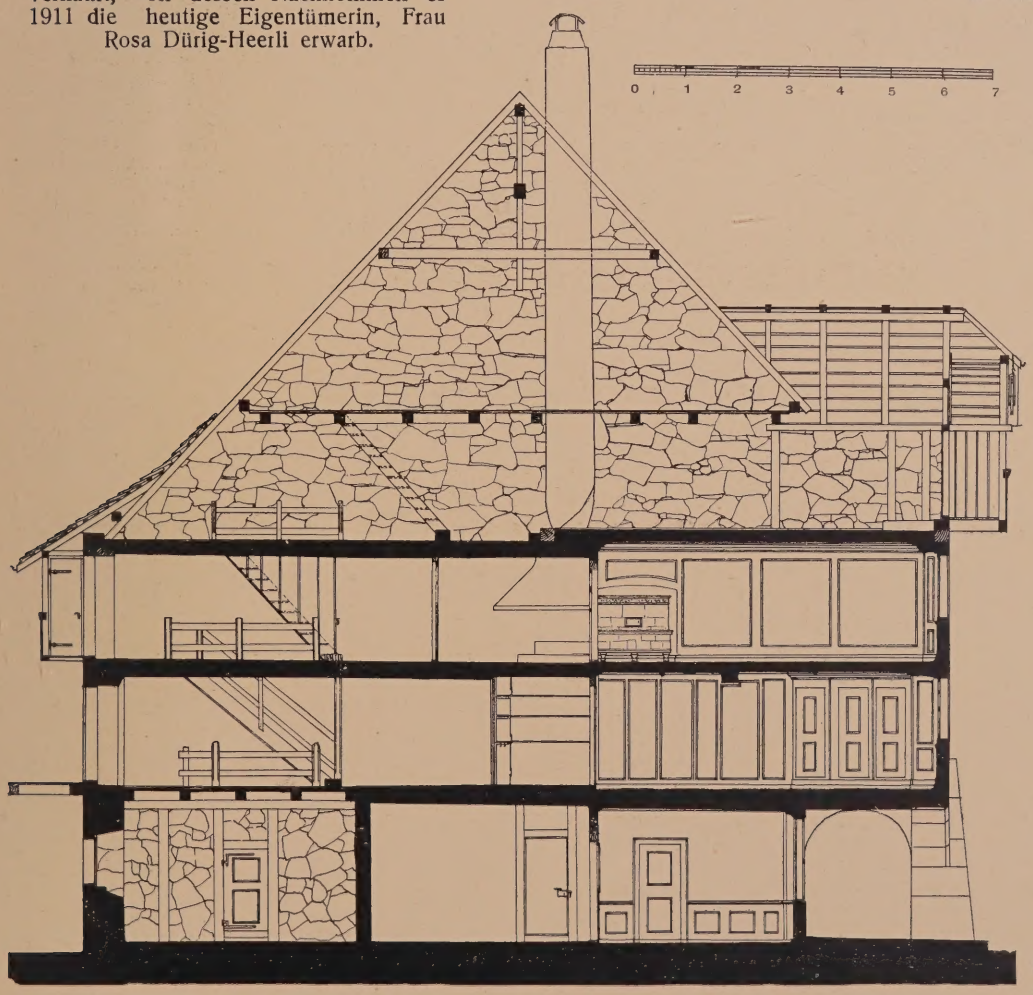
Bis 1824 im Besitz der Familie Kohler, dann dem Schuhmachermeister Kocher verkauft, von dessen Nachkommen es 1911 die heutige Eigentümerin, Frau Rosa Dürig-Heerli erwarb.



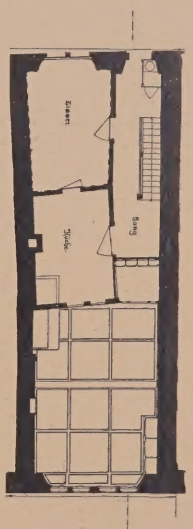
Der alte „Spittel"
beim ehemaligen Solothurntor



Haus Sutter an der Kreuzgasse
früher im Besitz der Familie Kocher, 1856 dem Buchbindermeister Anton Friedr. Wälti verkauft, dessen Witwe es 1895 dem heutigen Besitzer abtrat.



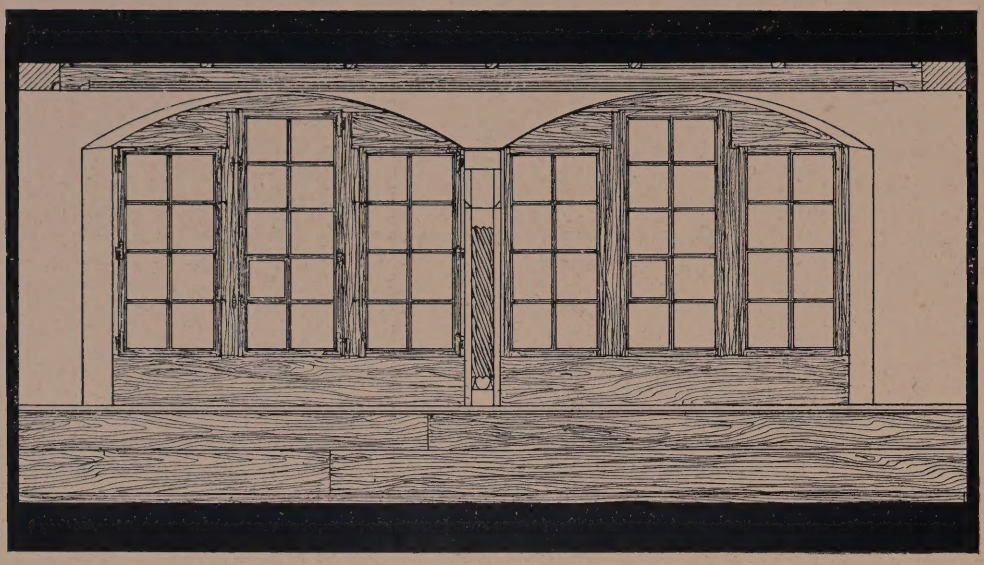
Querschnitt des Hauses No. 119 an der Hauptgasse

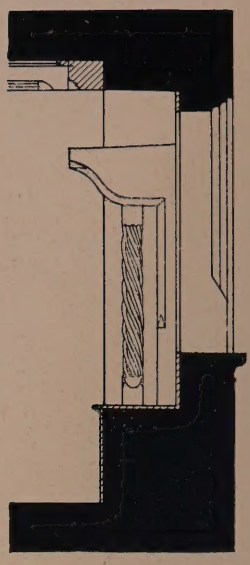


Grundriss des ersten Stockwerkes des nebenstehenden Hauses

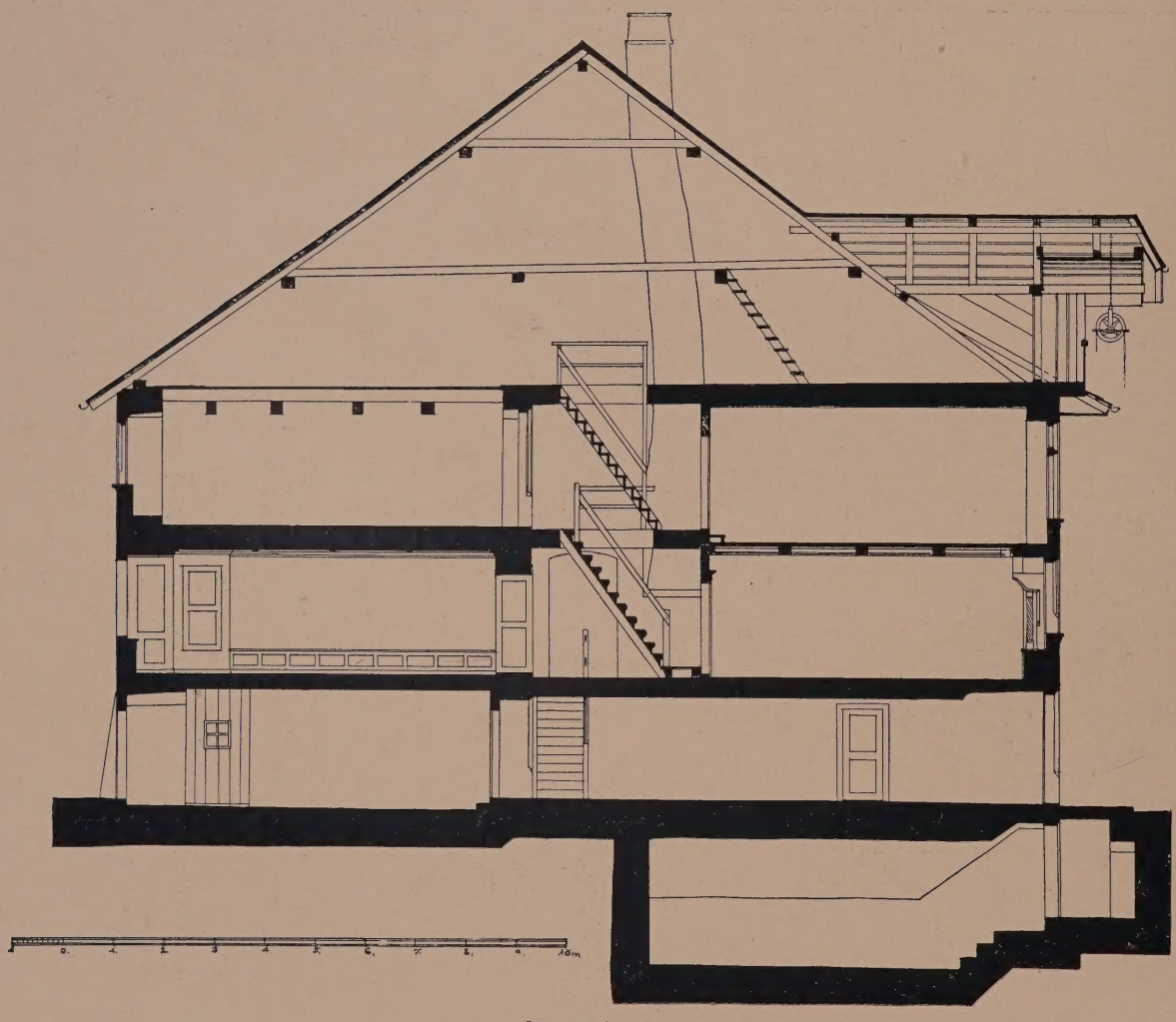
Grundriss des Erdgeschosses des nebenstehenden Hauses

Büren a. A.



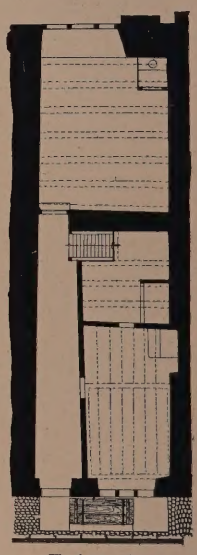


Innenansicht des Fensters im Zimmer des ersten Stockwerks gegen die Kreuzgasse



Längsschnitt

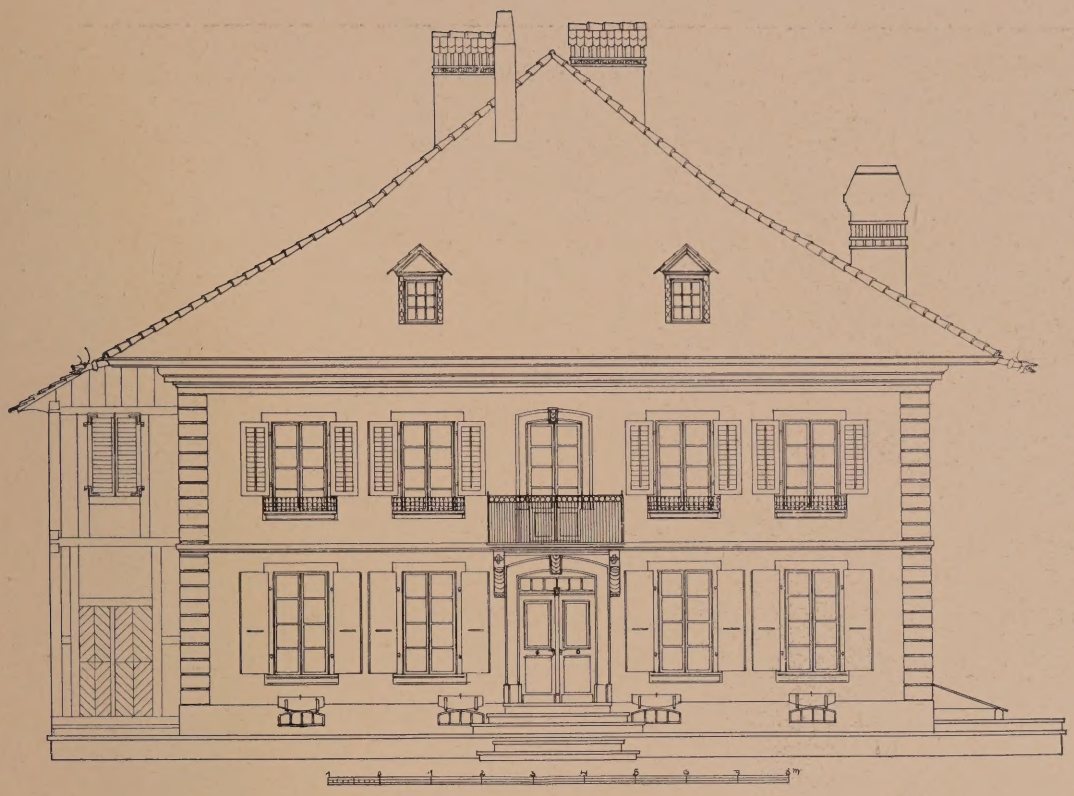
Erstes Stockwerk



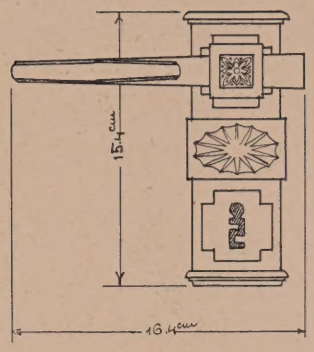
Erdgeschoss

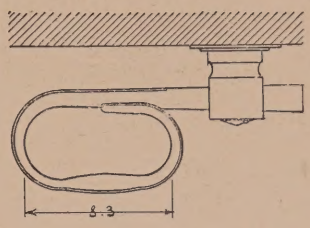
Grundrisse

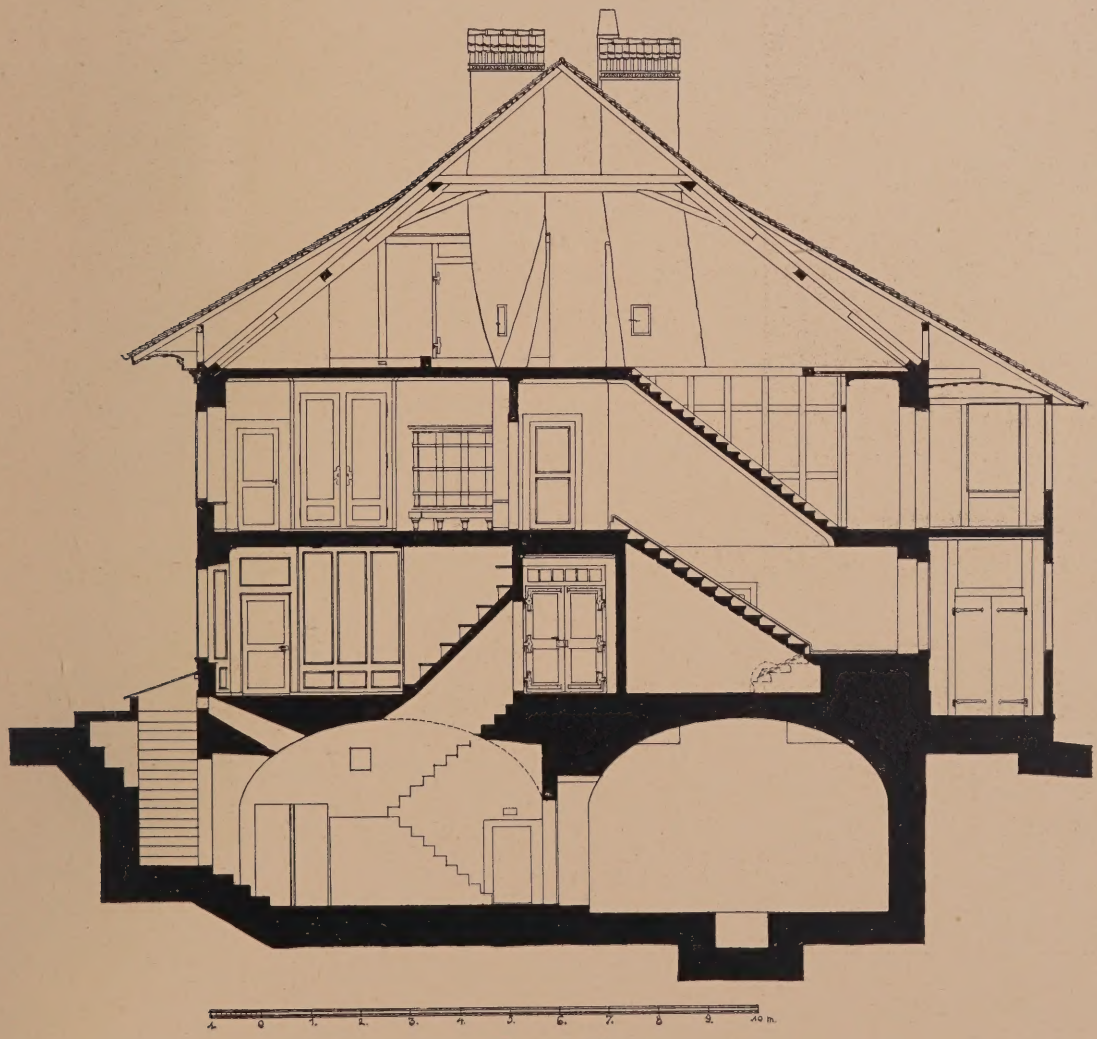
Büren a. A., *Haus Sutter an der Kreuzgasse*
Ansicht siehe Tafel 45



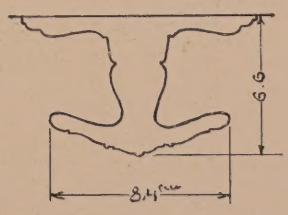
Aufriss der Nordseite







Querschnitt



Beschläge der Haustüre

Büren a. A., *der Lindenhof*

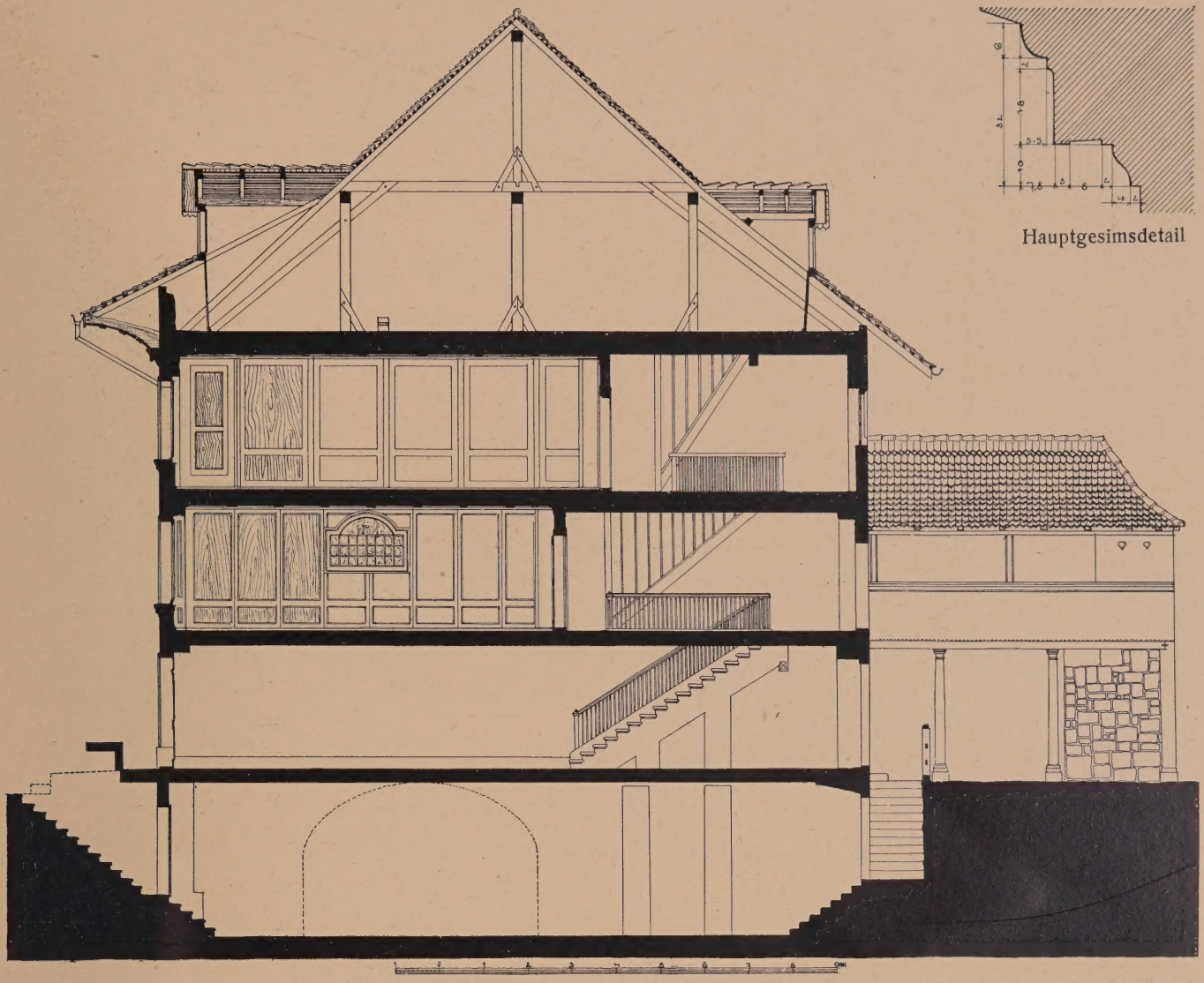
Strassenbild mit Rathaus

Rathaus, Ansicht der Fassade

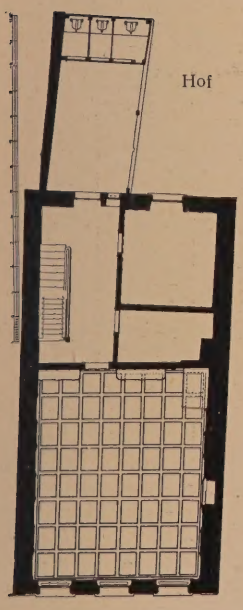
Stadtplan

Aarberg

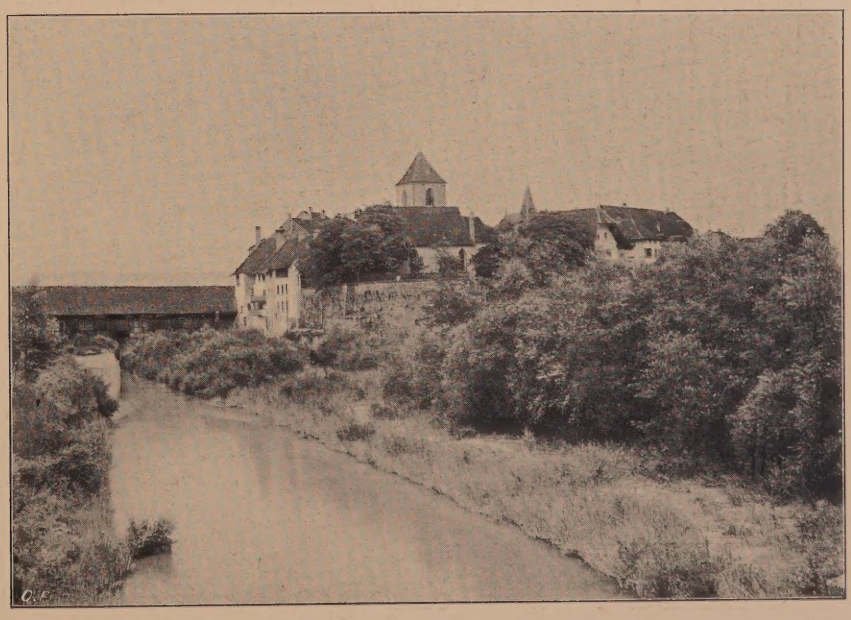
Hauptgesimsdetail



Rathaus, Längsschnitt

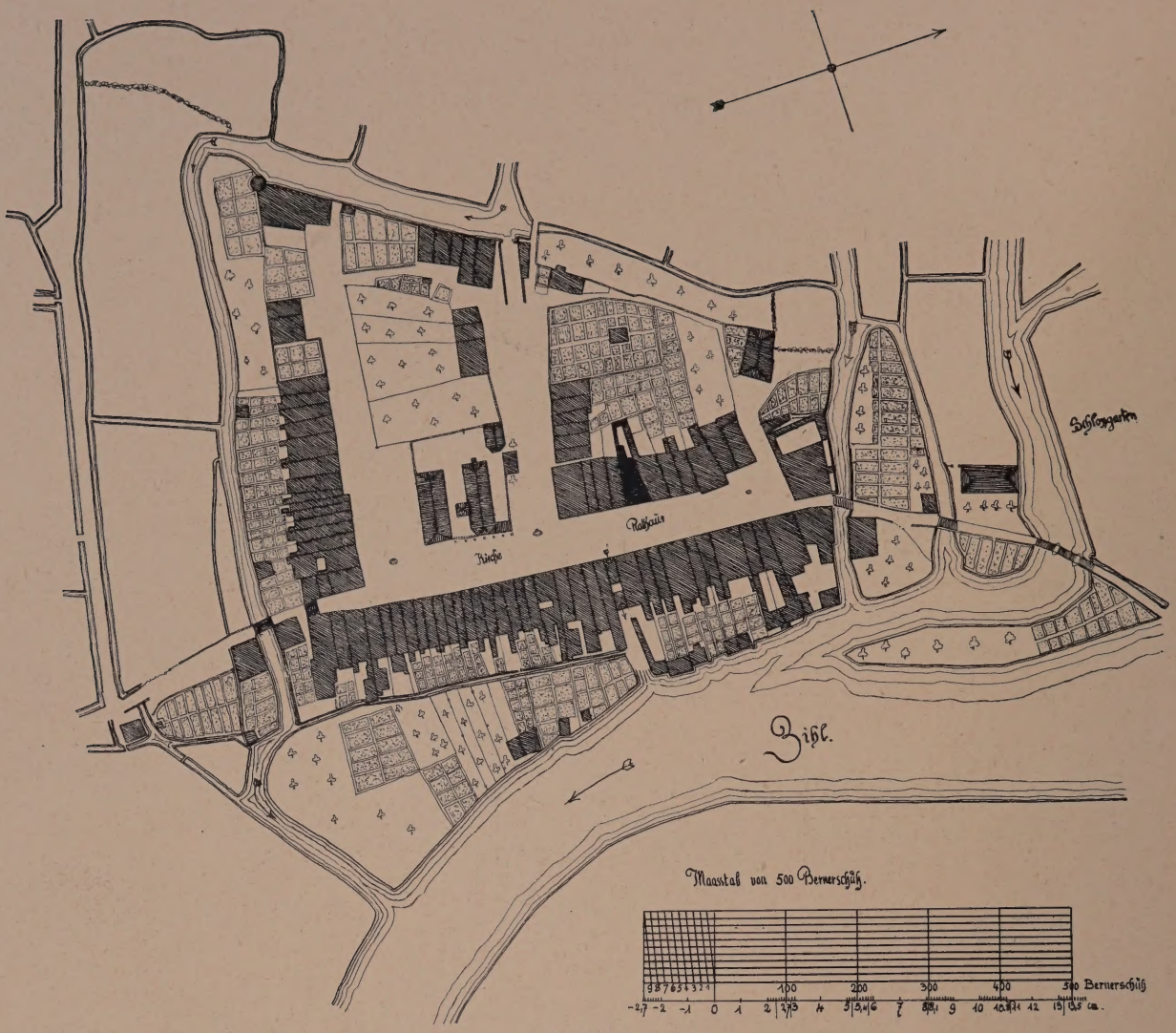


Rathaus
Grundriss des ersten Stockwerks

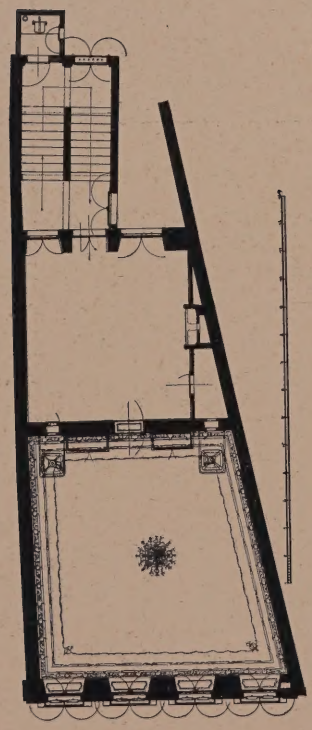


Ansicht des Städtchens von Süden
mit der alten Aare

Aarberg



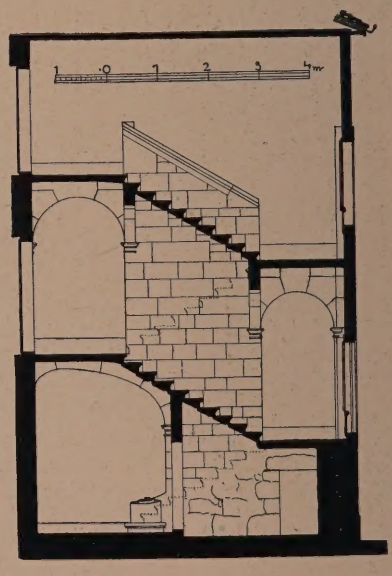
Stadtplan



Grundriss des ersten Stockwerks

Photographische Ansicht der Fassade

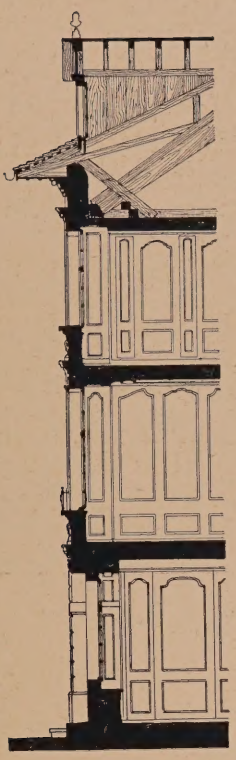
Die Fassade und Treppe sind in allen Teilen in gelbem Hauterive-Stein ausgeführt.

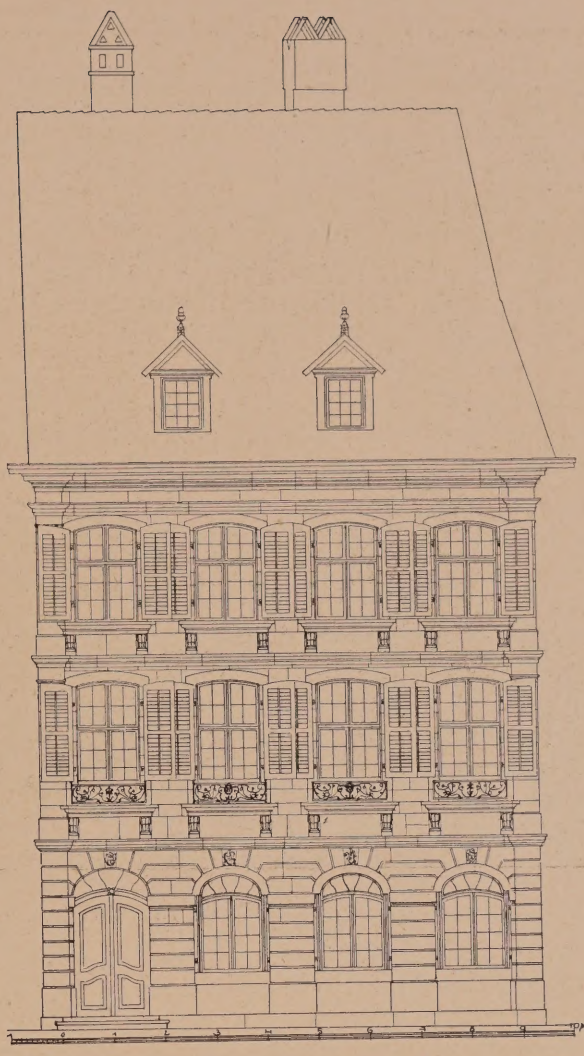


Schnitt durch die Treppe

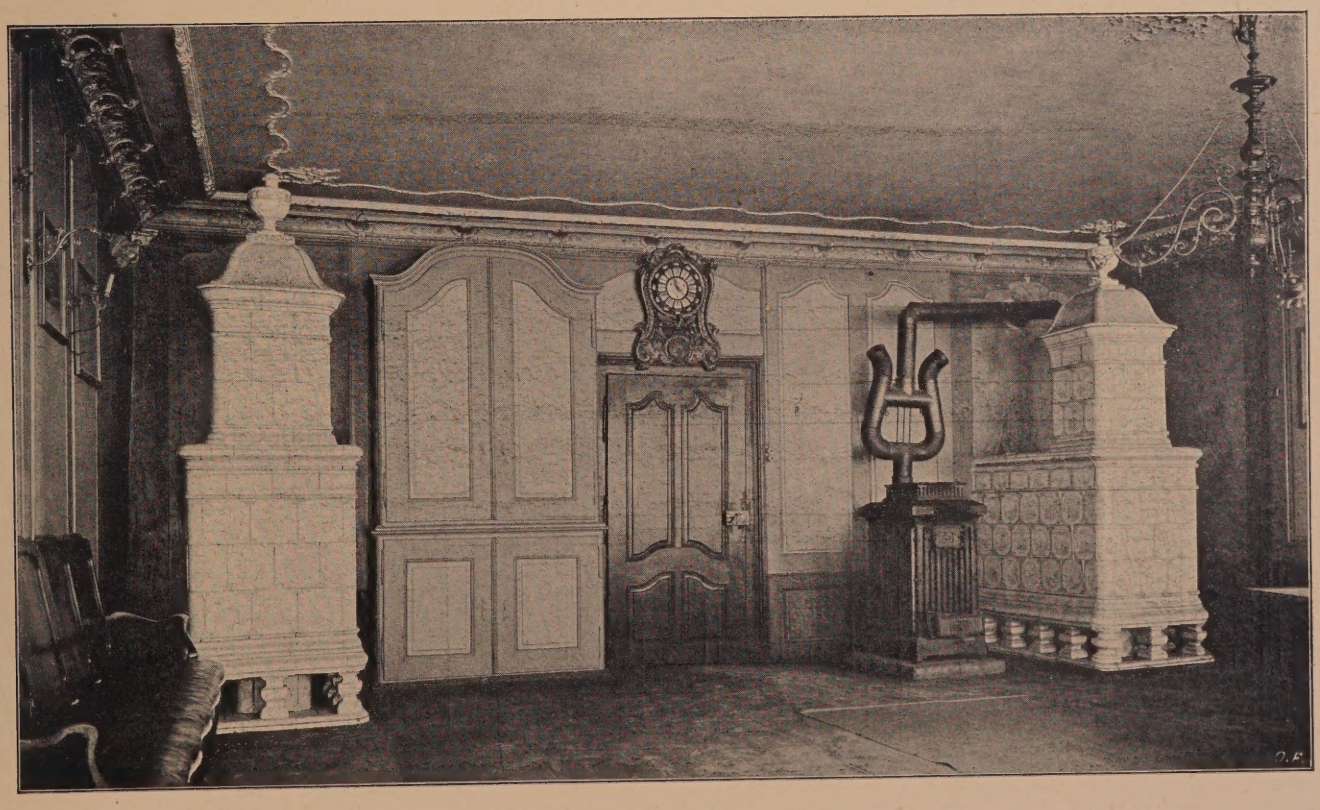
Nidau, *das Rathaus*

Schnitt der Fassade





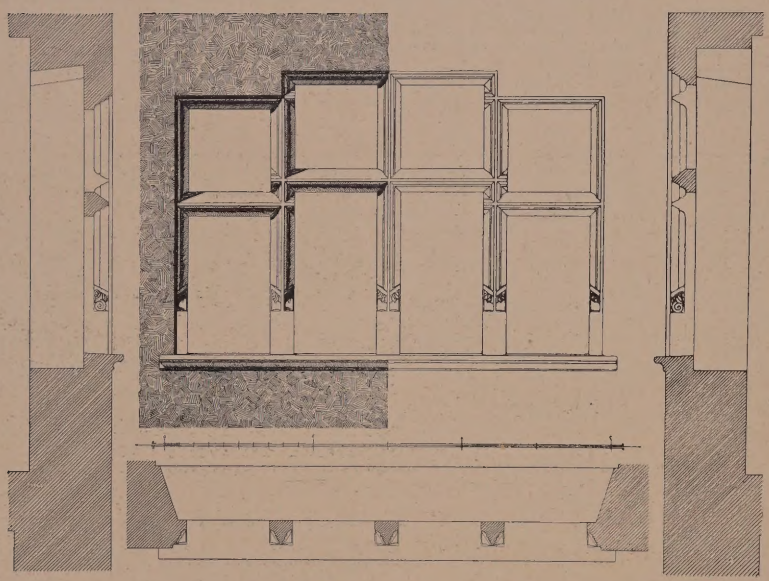
Aufriss der Fassade
Haustüre und Fenster
rekonstruiert



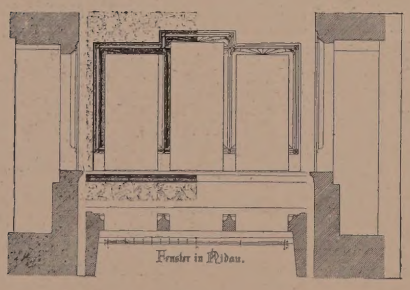
Der Ratssaal im ersten Stockwerk mit blaubemalten Kachelöfen von Georg Schmid von Neuenburg

Nidau, *das Rathaus*

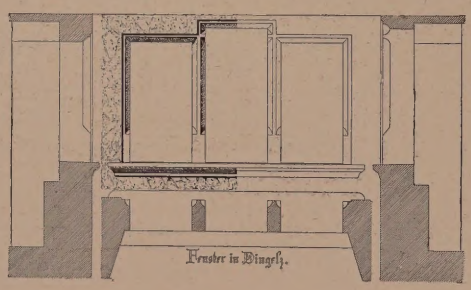
Erlach Altstadt Nr. 18, erstes Stockwerk



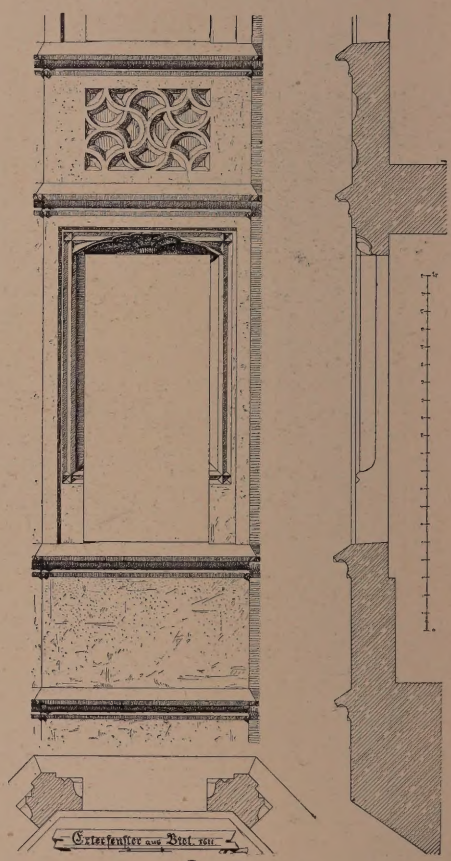
Biel, Schmiedegasse Nr. 14



Nidau



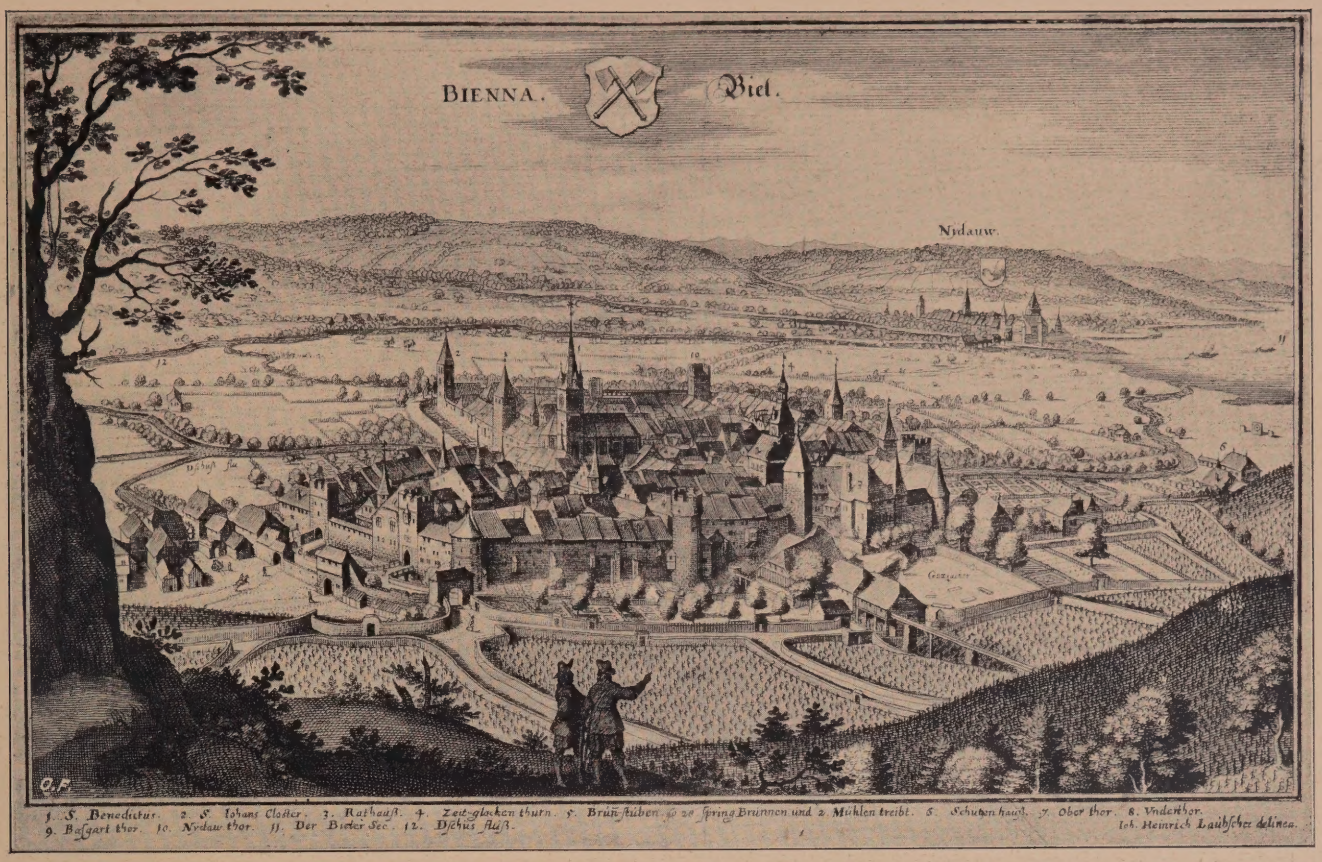
Vingelz



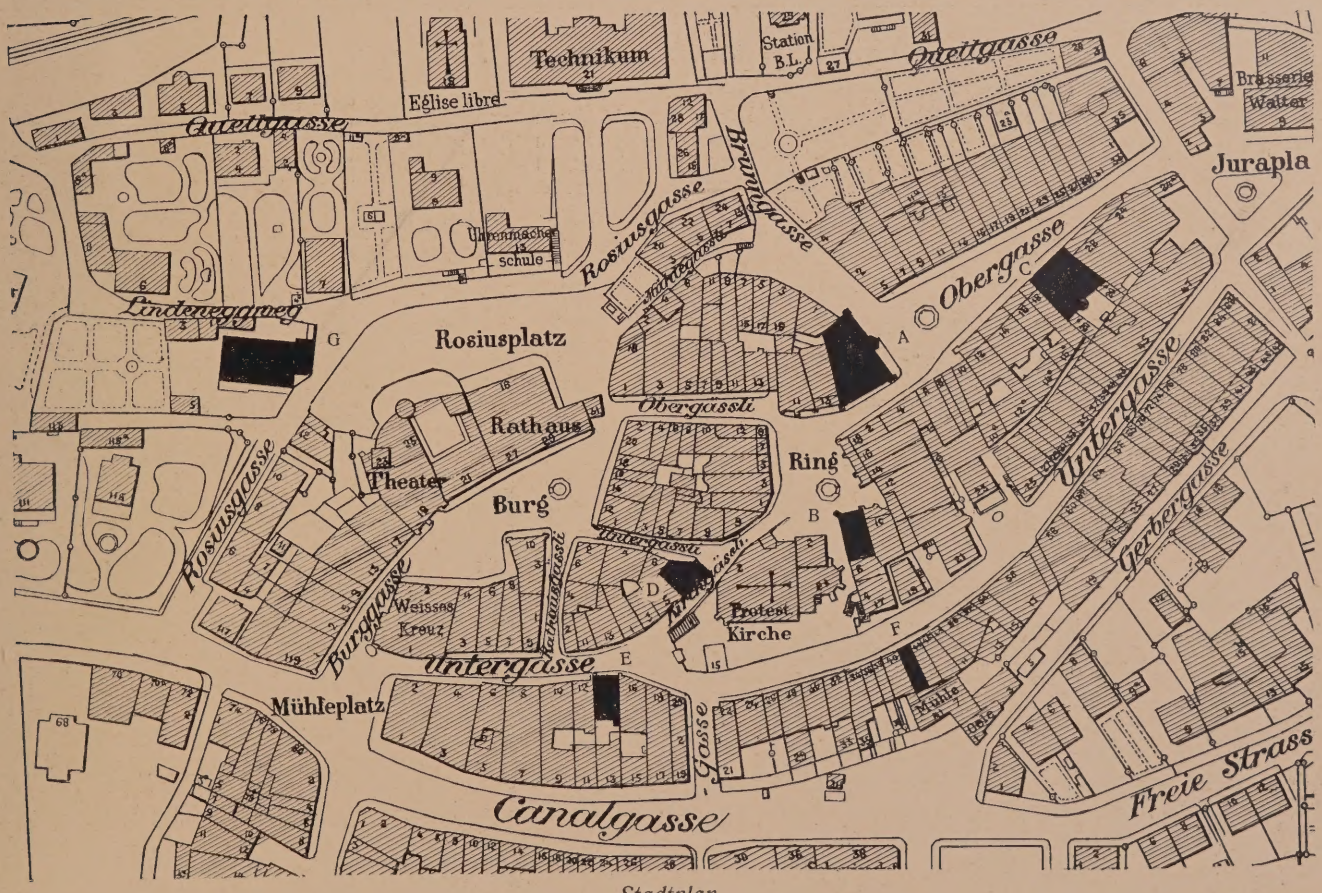
Biel, von der Zunft zu den Waldleuten

Aufnahmen von Arch. Propper 1900

Seeland, *Fensterformen*



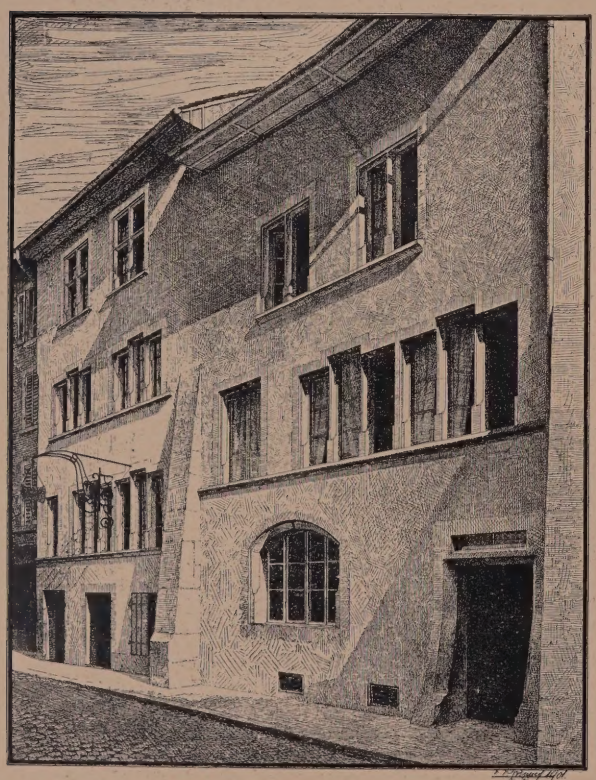
Ansicht der Stadt von Joh. Heinrich Laubscher
in der Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valleriae des Matthaeus Merian 1642



Stadtplan
A Gasthaus zur alten Krone, B Zunfthaus zu den Waldleuten, C Thellunghaus, D Eckhaus Kirchgässli Nr. 8
E Haus Schmiedengasse Nr. 16, F Haus Untergasse Nr. 42, G Bifang

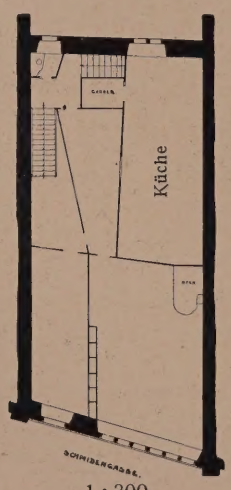
Biel — Bienne

Der Ring, mit dem Zunfthaus zu den Waldleuten



Häuser Nr. 18 und 16 an der Schmiedengasse
Nach einer Zeichnung von Architekt E. J. Propper
(mit rekonstruiertem Erdgeschoss-Fenster)

Der Brunnen 1546 von Meister Peter Pagan aus Nidau errichtet mit Standbild von Michel Woumard



1 : 300

Grundriss des ersten Stockwerks des Hauses Schmiedengasse Nr. 16

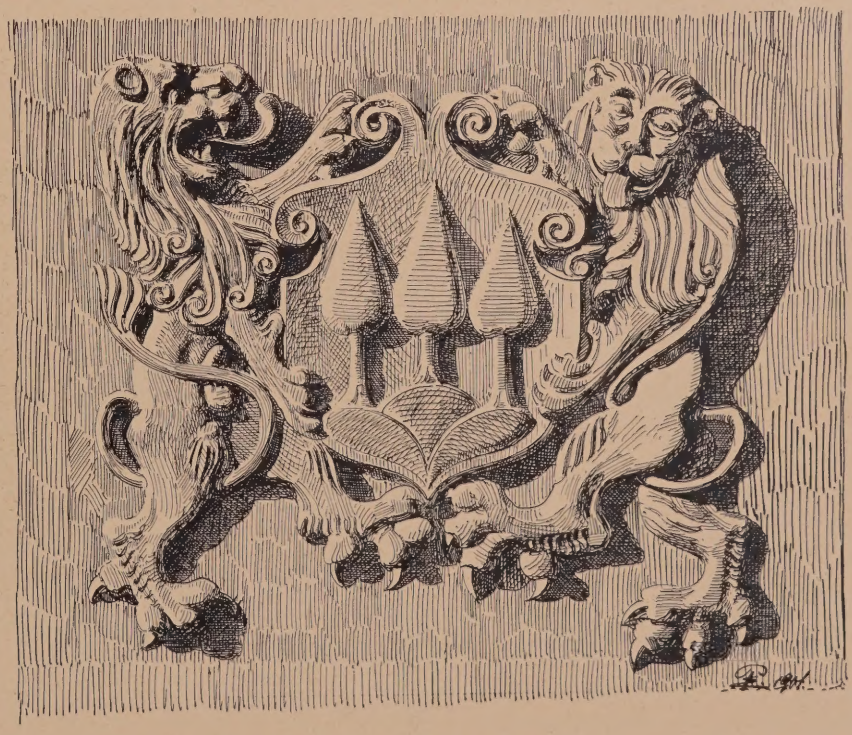
Nordöstliche Ansicht des Rings mit Südfassade der alten Krone
Der seit 1900 mit einem Spitzhelm gekrönte Erker trägt die Jahrzahl 1618

Biel — Bienne

Aufriss der restaurierten Fassade des Zunfthauses zu Waldleuten im Ring

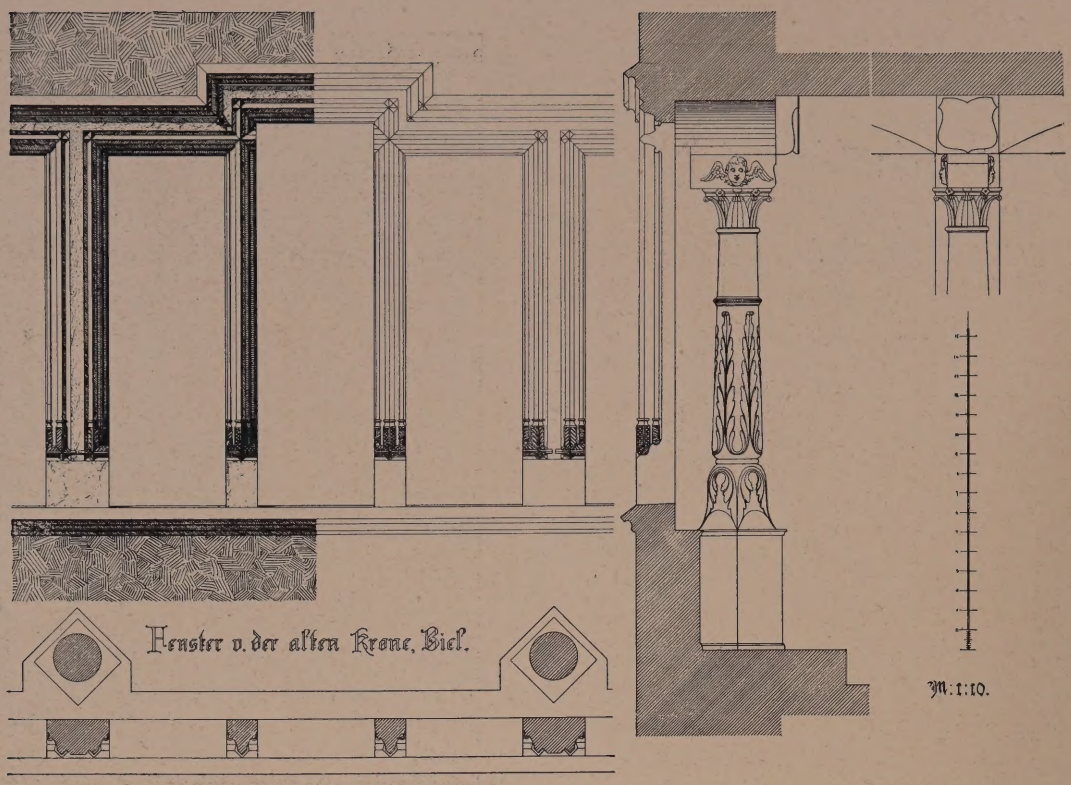
Eingang des Pfarrhauses bei der Stadtkirche 1549

Eingang zur „Alten Krone“ an der Obergasse

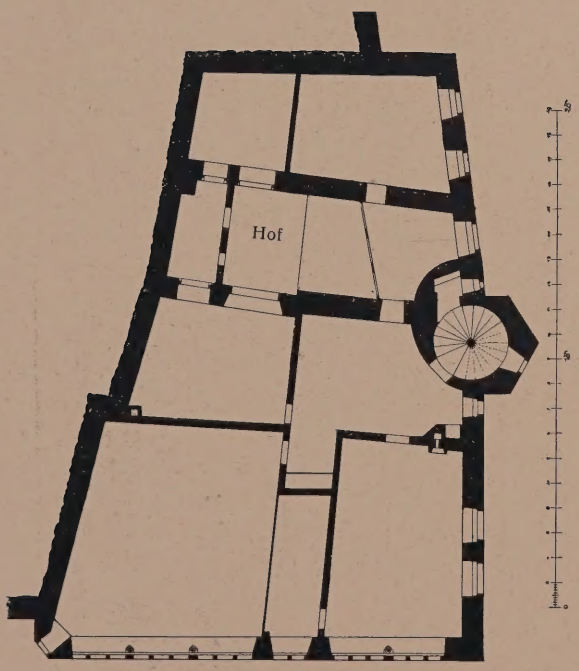


Wappen der Zunft zu Waldleuten auf dem Zunfthause im Ring

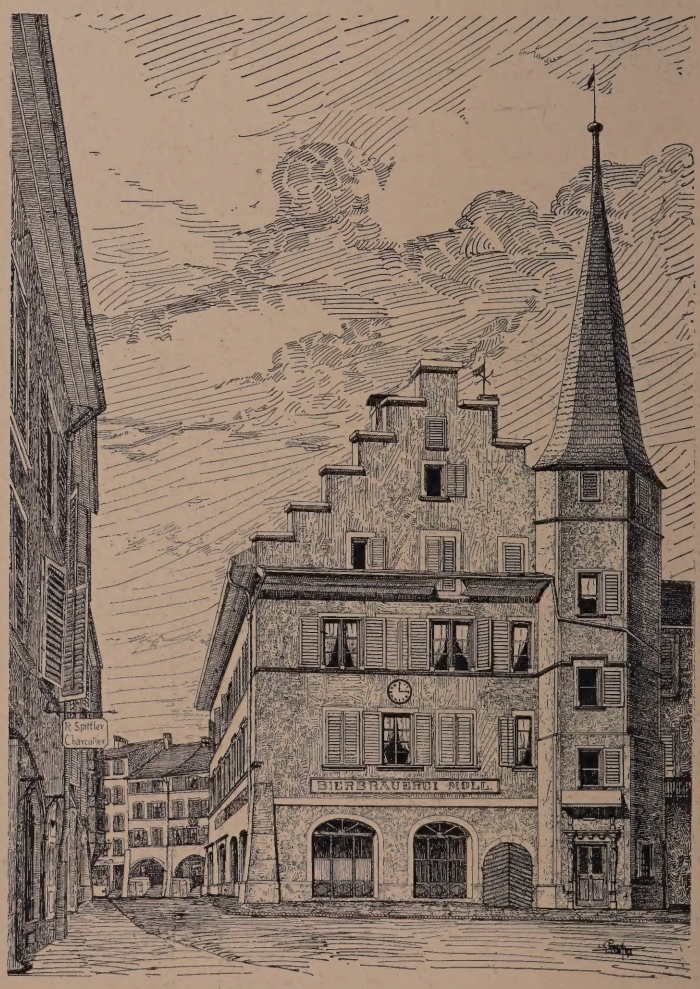
Biel — Bienne



Fensterdetail der Südostfassade — Aufnahme von E. J. Propper 1901

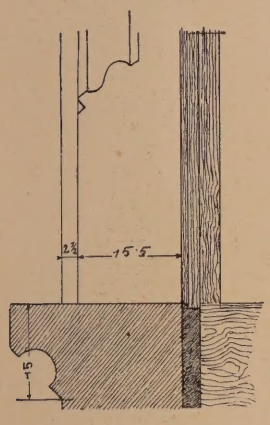


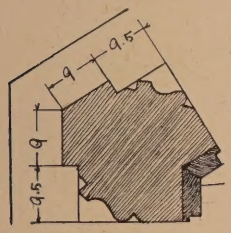
Grundriss des ersten Stockwerks



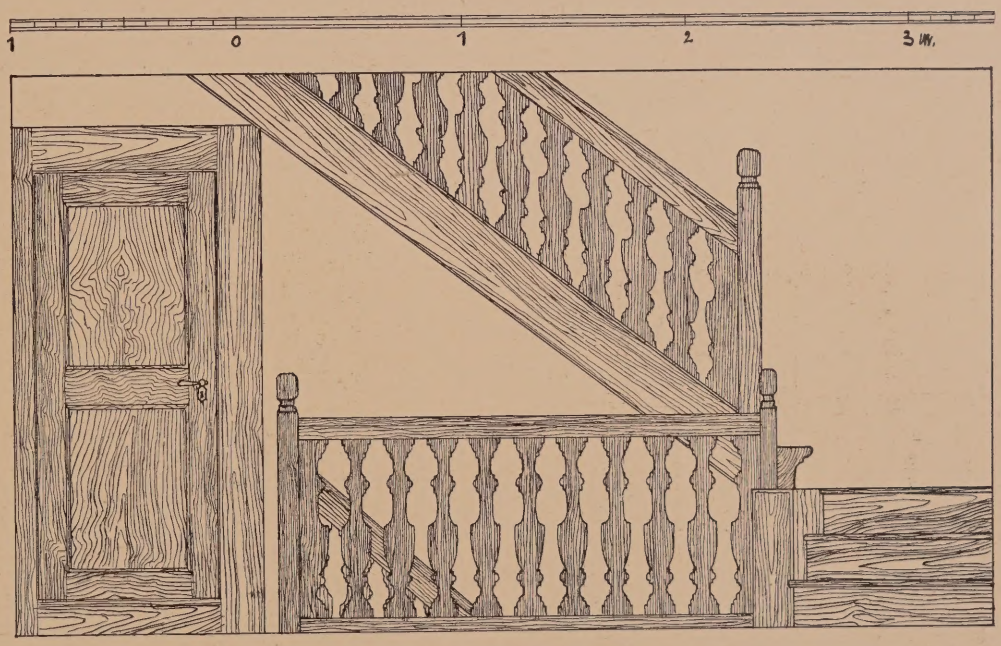
Ansicht der Fassade gegen die Obergasse
nach Zeichnung von Architekt E. J. Propper

Biel — Bienne, *Alte Krone, erbaut 1578/1582*

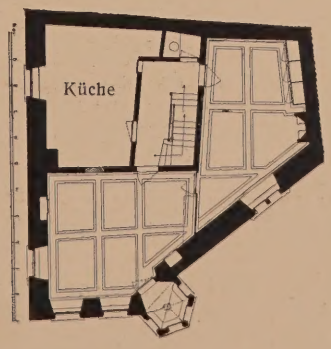




Detail des Fenstergewändes
im Erker



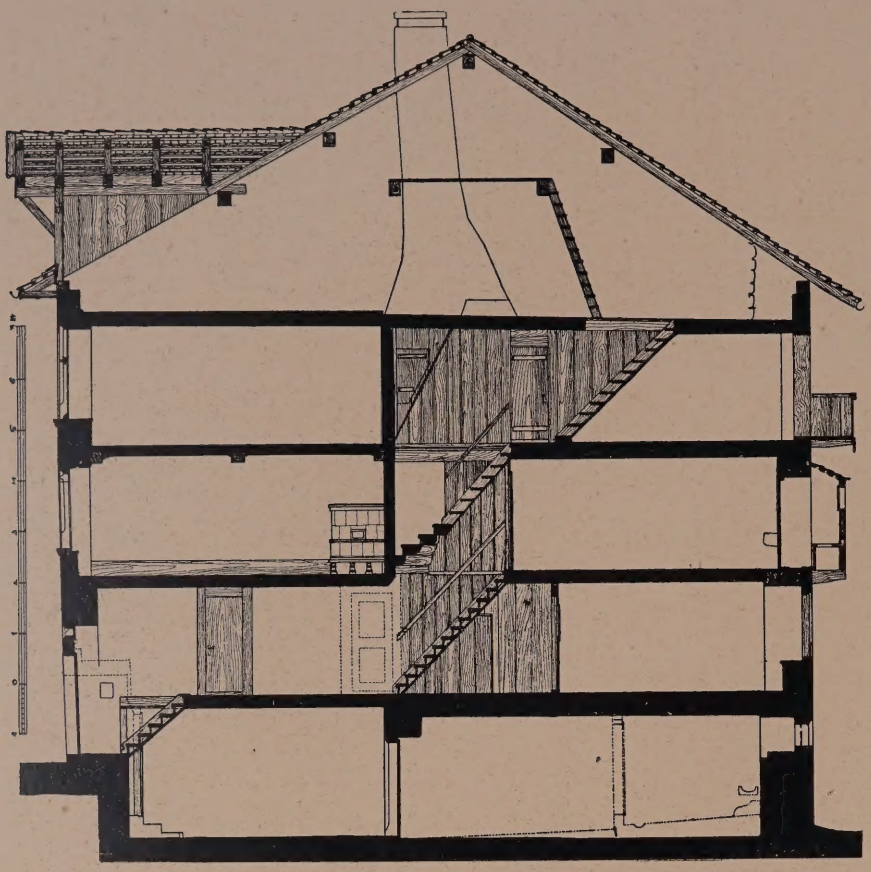
Treppengeländer (XVIII. Jahrhundert)



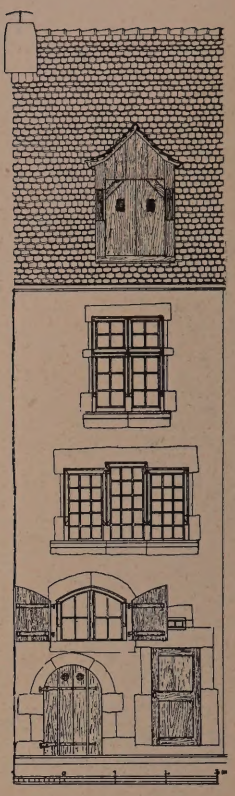
Grundriss des
zweiten Stockwerks

Biel — Bienne

Eckhaus Kirchgässli Nr. 8, von 1597



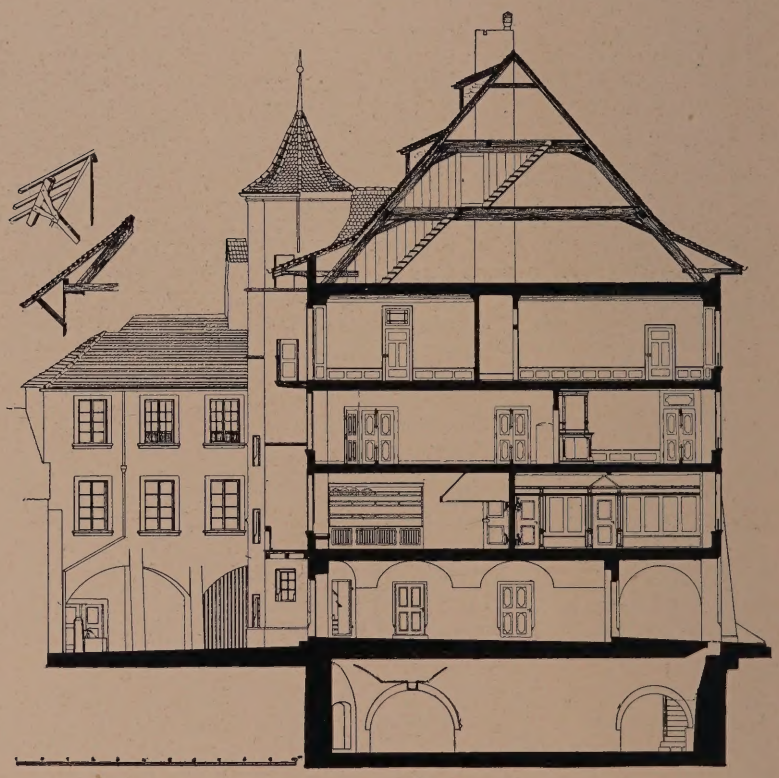
Längsschnitt



Aufriss der Fassade

Haus Untergasse Nr. 42

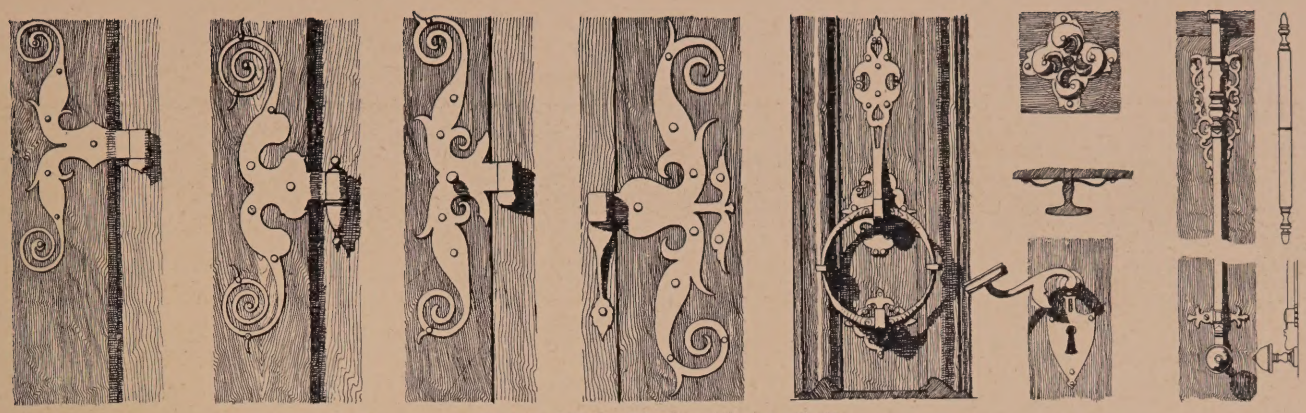
Grundriss des zweiten Stockwerks
(im Saal ist der Fussboden eingezeichnet)



Längsschnitt

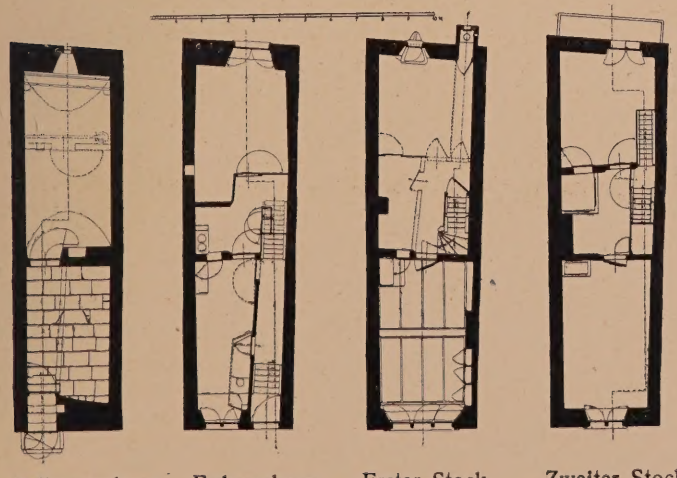
Thellunghaus an der Obergasse

Biel — Bienne



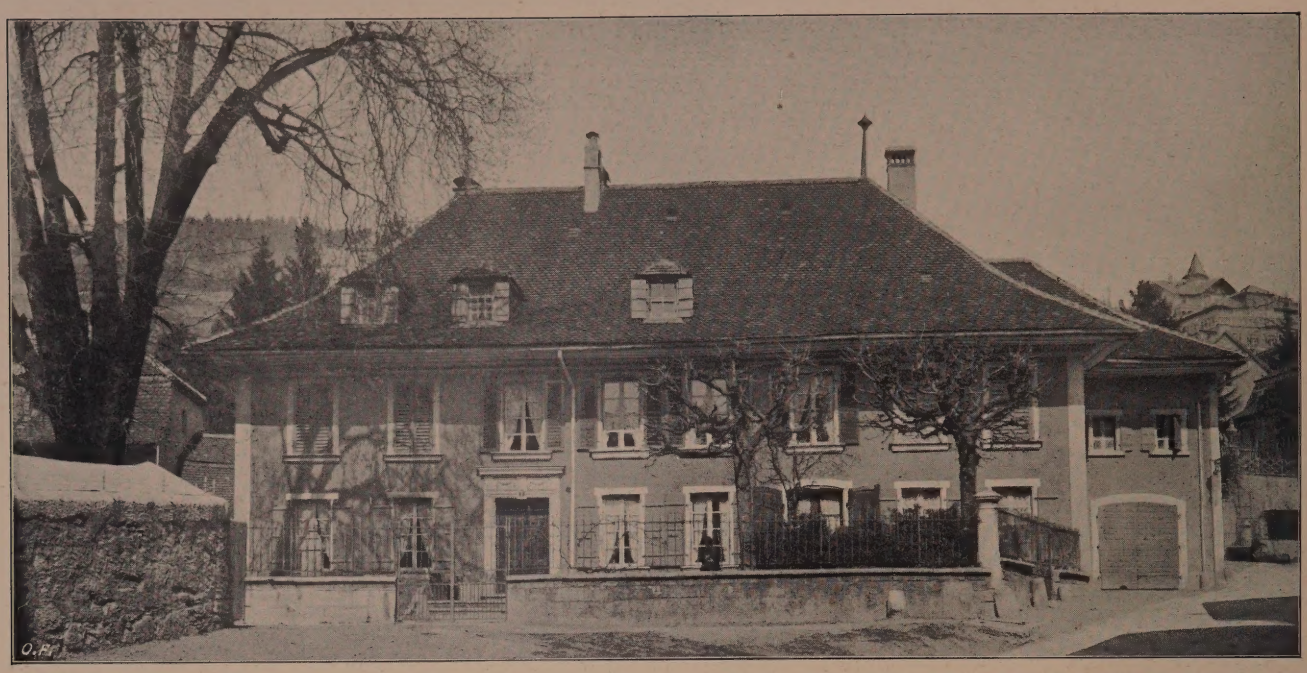
Türbeschläge, Bänder, Riegel, Griffe

Gipsrelief an der Decke des Saales im zweiten Stockwerk mit Wappen des Joseph Maximilian Thellung und seiner Gemahlin Salome von Diesbach, um 1725
Thellunghaus an der Obergasse

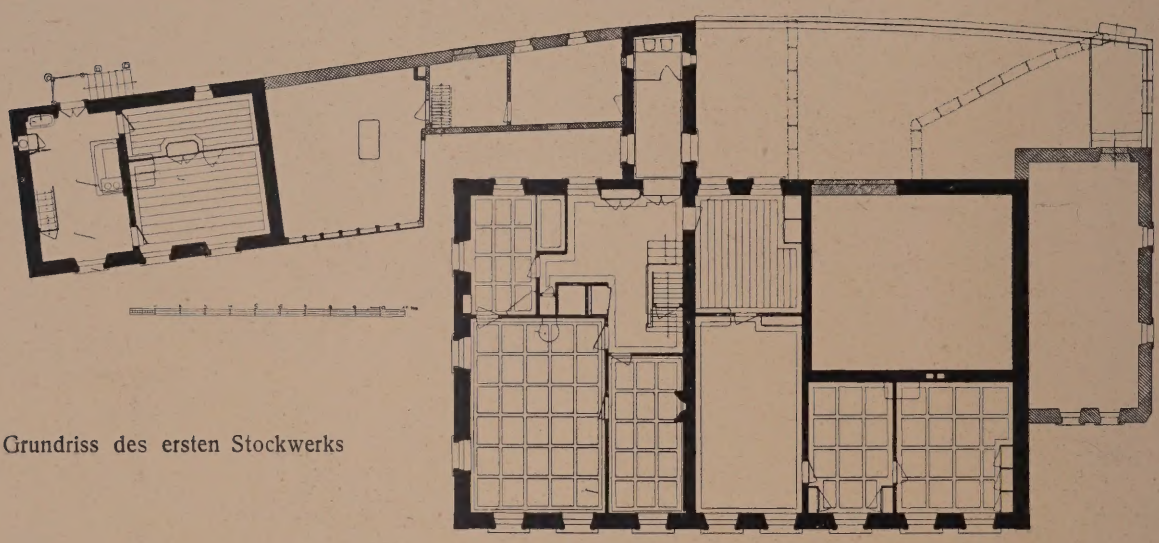


Kellergeschoss Erdgeschoss Erster Stock Zweiter Stock
Haus Untergasse Nr. 42

Thellunghaus an der Obergasse
Strassenansicht, mit neuem Dachgeschoss

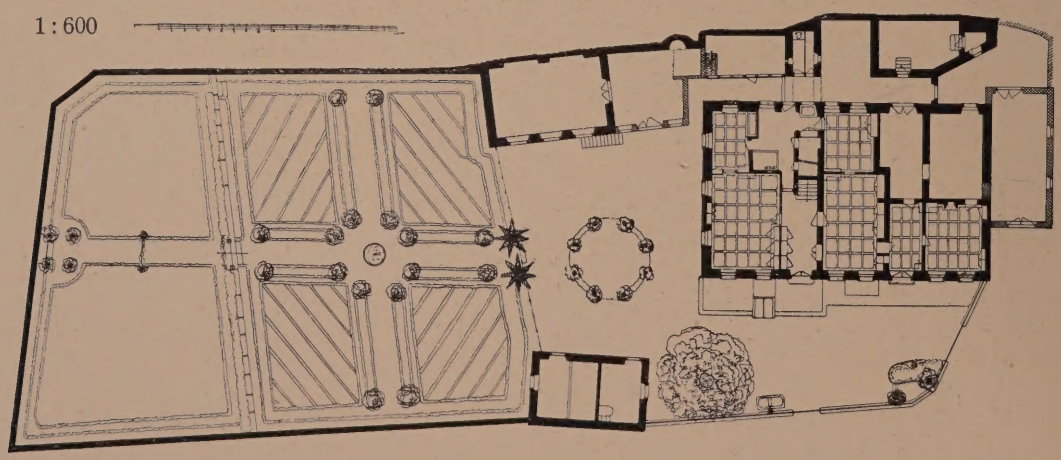


Ansicht der Fassade



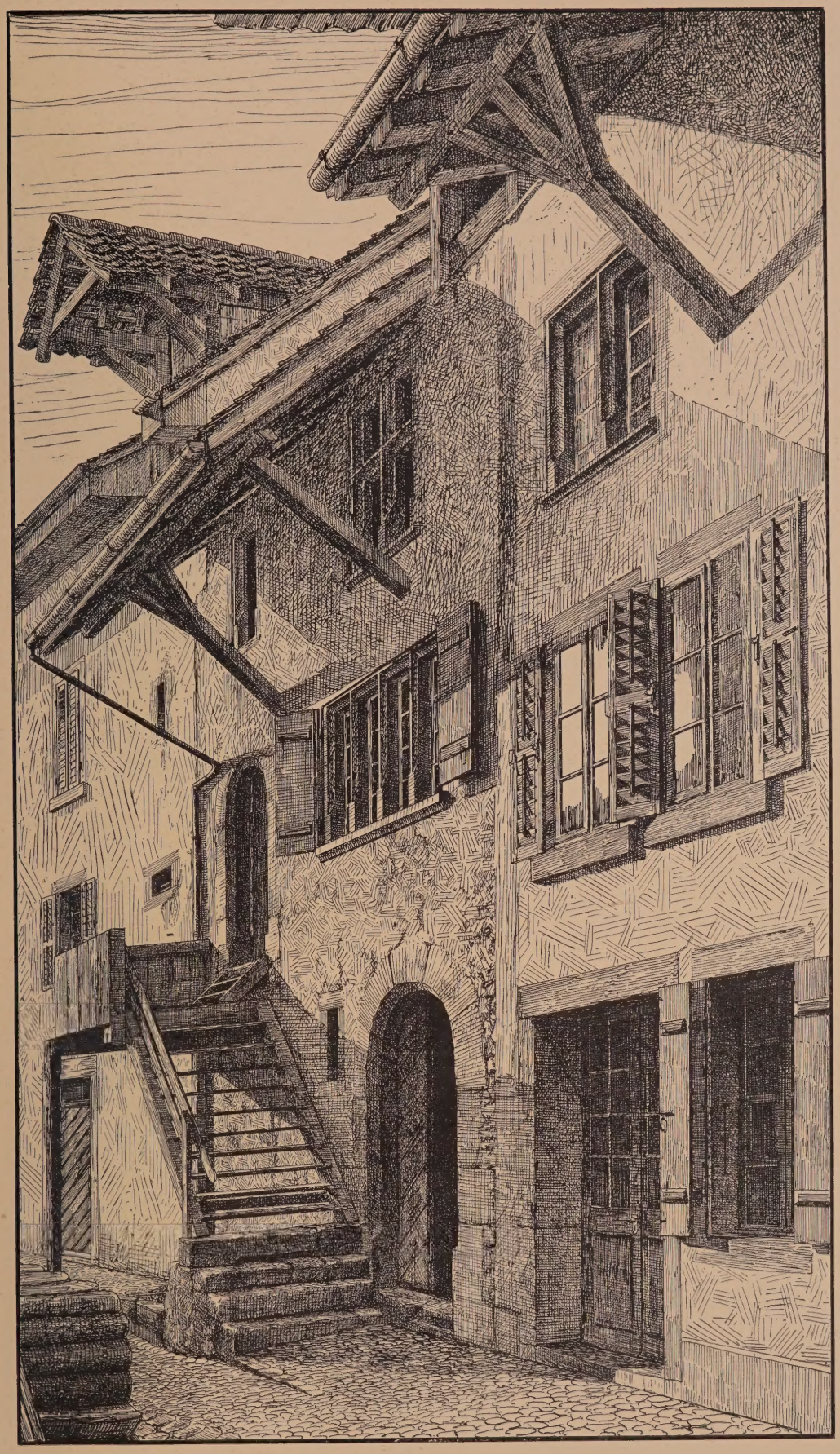
Grundriss des ersten Stockwerks

In den letzten Jahren des XVIII. Jahrhunderts vom Weinhändler Sigmund Moser erbaut und bis 1914 im Besitz seiner Nachkommen. Von den Erben der am 24. Nov. 1914 verstorbenen Fräulein Fanny Moser erwarb 1916 Herr Dr. med. Heinrich Neuhaus die Besitzung

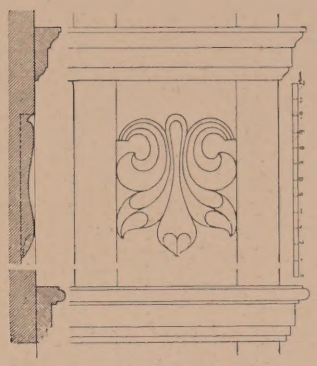


Situationsplan mit Gartenanlage und Erdgeschoss

Biel — Bienne, *der Mosersche „Bifang" an der Rosiusgasse*

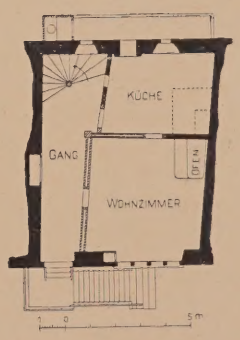


Ansicht von der Kreuzgasse nach Zeichnung von Architekt E. J. Propper



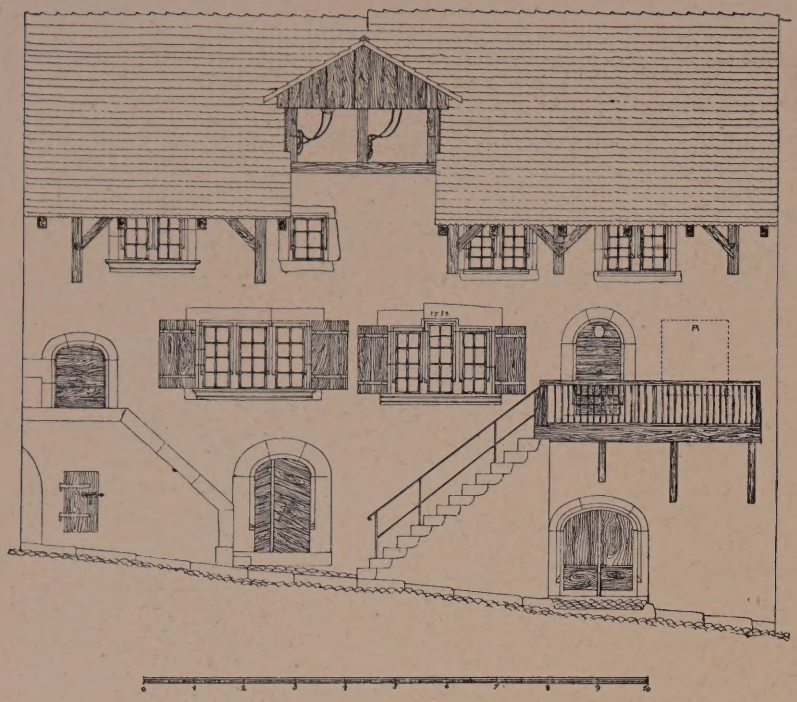
Aus dem Hause Gaberel in Ligerz

Plan von Twann



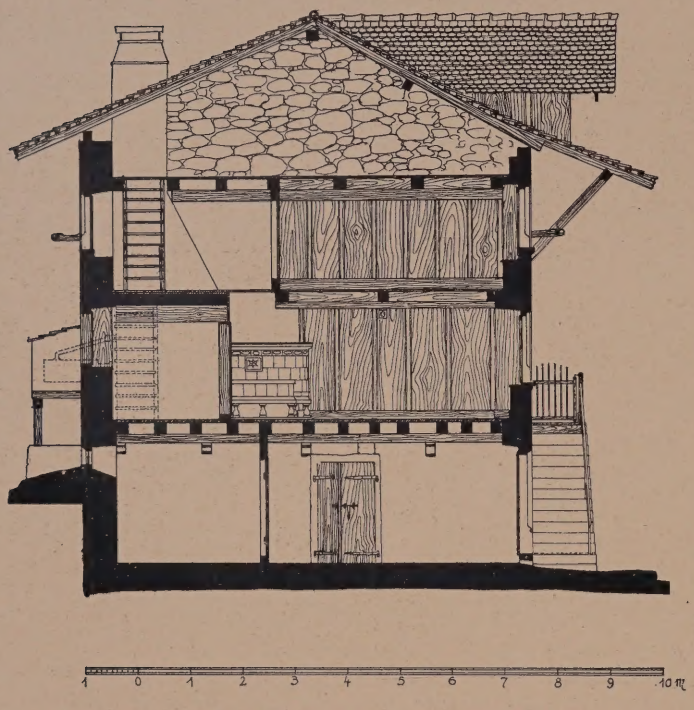
Grundriss des ersten Stockwerks

Haus der Frau Engel an der Kreuzgasse (früher der Familie Mürset zugehörig), *mit Jahrzahl 1662*

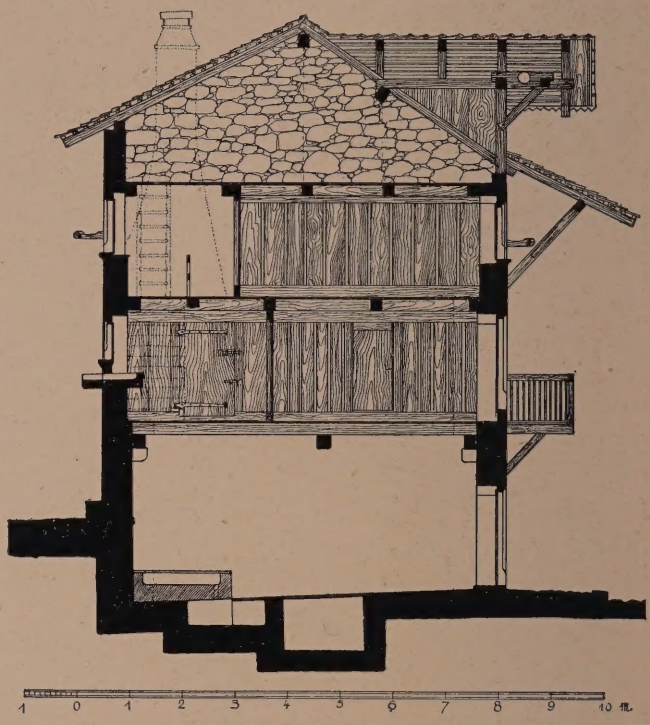


Aufriss der Westseite gegen das Burggässli
(bei A ein Fenster ausgebrochen)

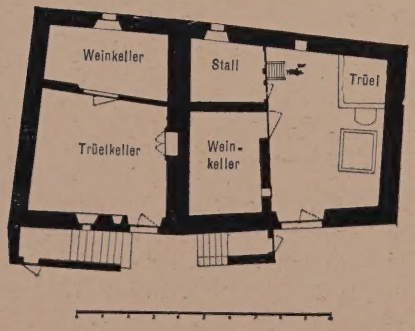
Ansicht gegen das Burggässli



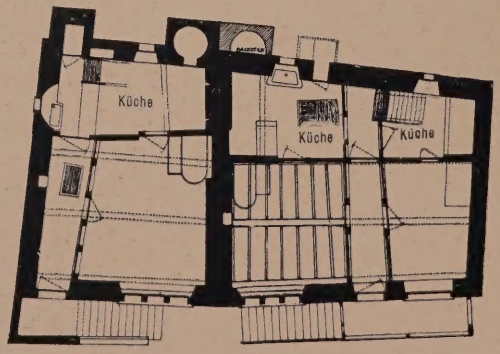
Längsschnitt des Hauses 108



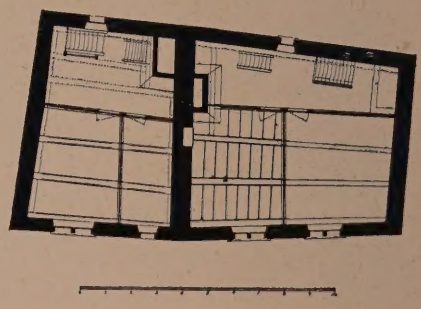
Längsschnitt des Hauses 109



Kellergeschoss



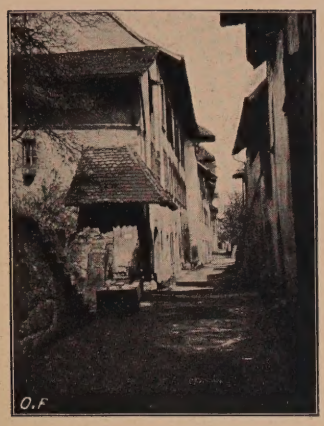
Erstes Stockwerk



Zweites Stockwerk

Twann — Douanne

Doppelhäuser Nr. 108 und 109 am Burggässli, von 1539, heutige Eigentümer Karl Hubler und Wagner Ernst Ruf



Partie aus der Hauptgasse
mit Brunnen

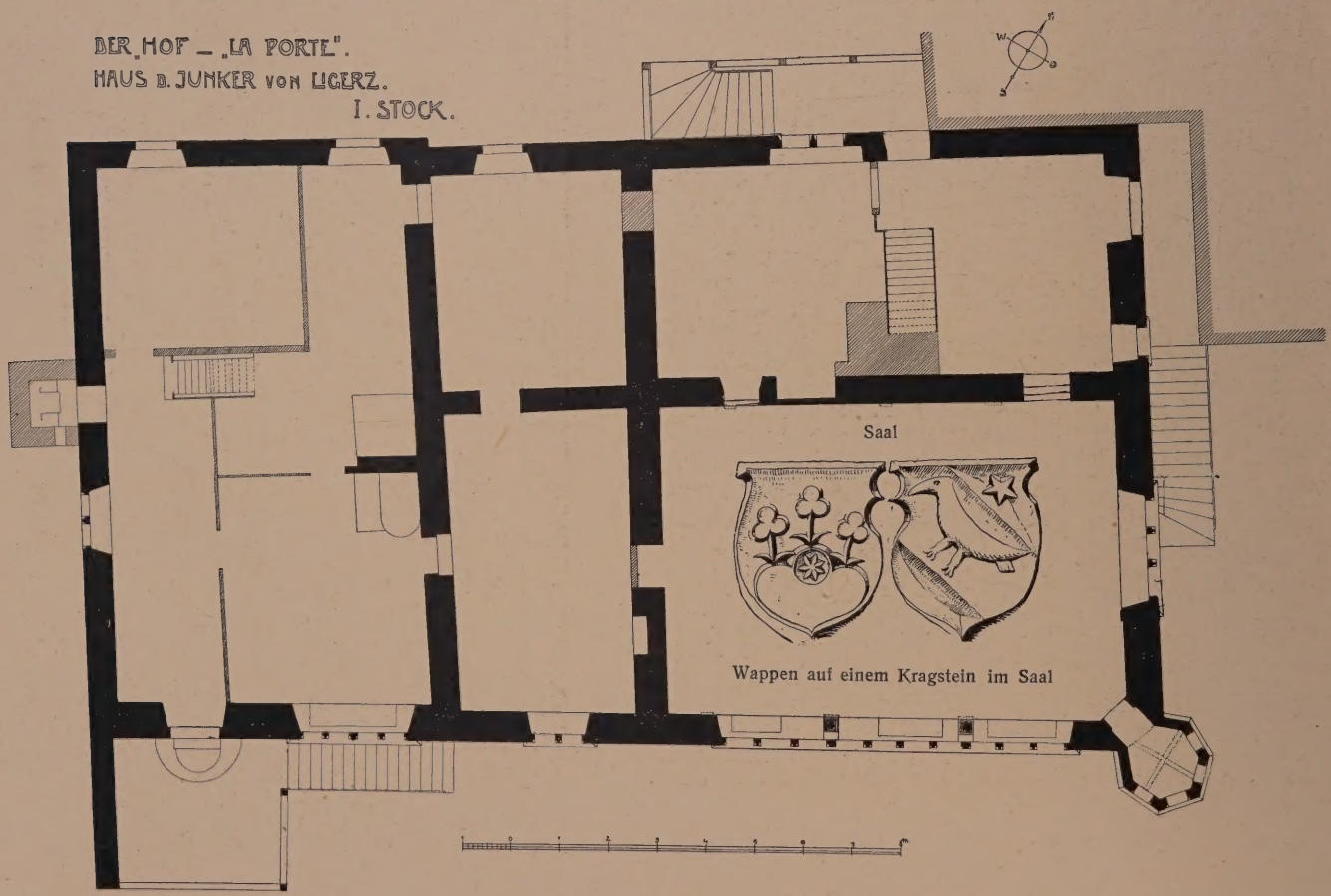
Ansicht von der Seeseite
mit der Kirche

Situationsplan
A der „Hof", B „Spittel", C Gaberelhaus

Der „Spittel", Nr. 15 an der Hauptgasse
nach Zeichnung von Architekt E. J. Propper

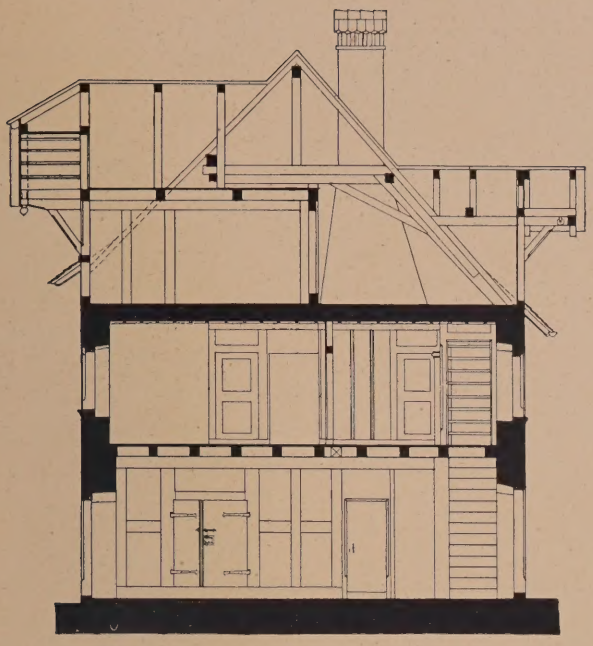
Ligerz — Gleresse

Der „Hof“ Südostansicht

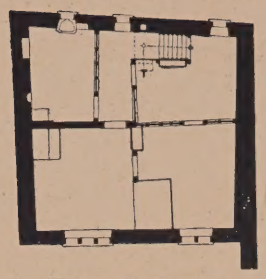


Grundriss des ersten Stockwerks

Ligerz — Gleresse, *der „Hof“ — „la porte“ 1545*

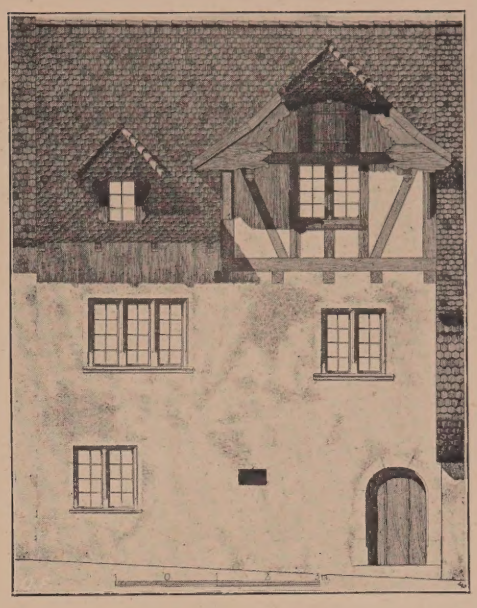


Schnitt

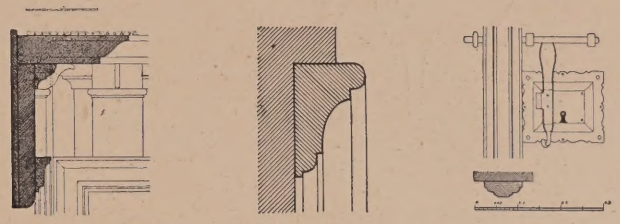


Erstes Stockwerk

Erdgeschoss



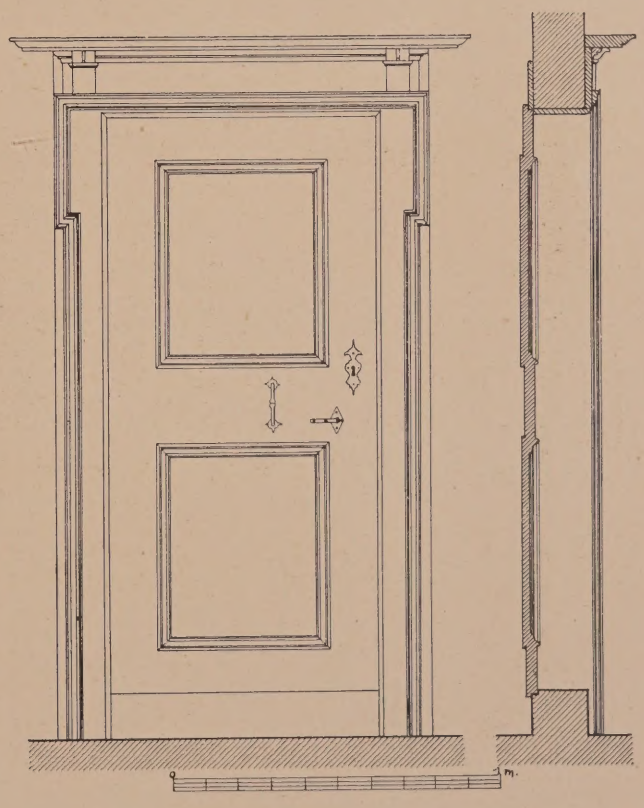
Aufriss gegen den See



Türprofilie

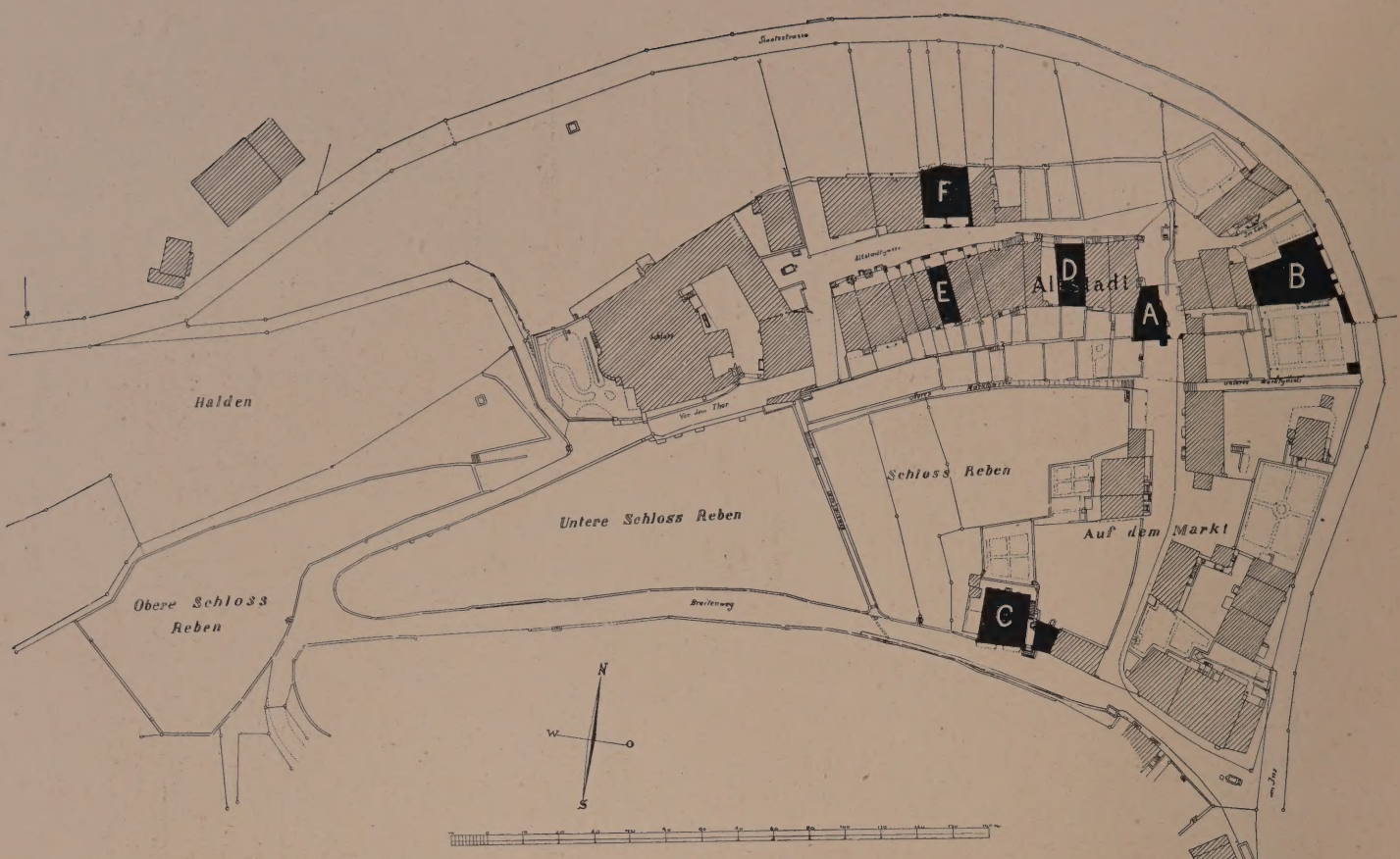
Schloss

Ansicht gegen den See, Südseite



Zimmertüre im ersten Stockwerk

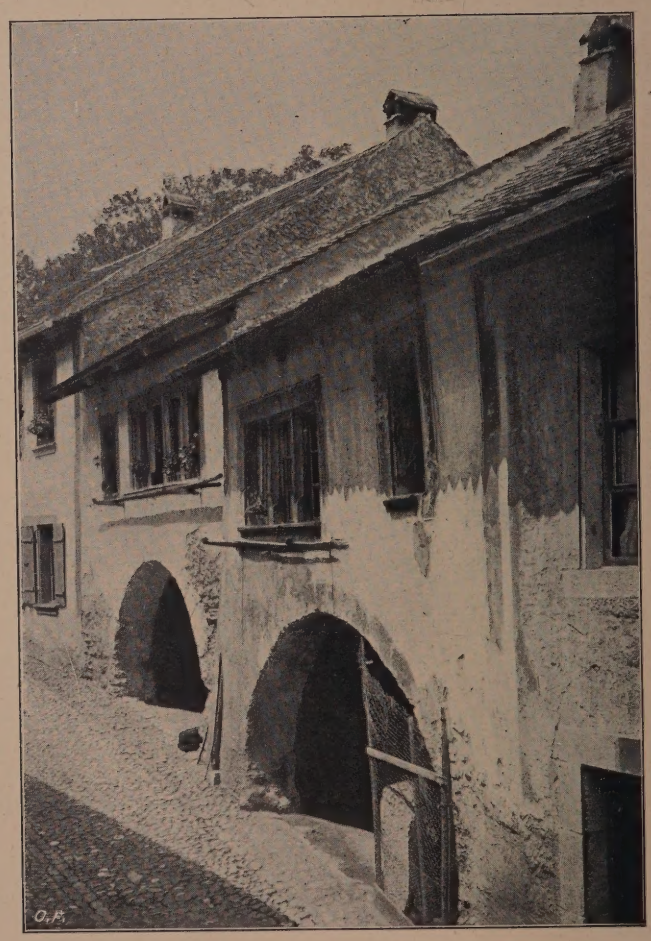
Ligerz — Gléresse, *Haus Gaberel*



Plan der Altstadt

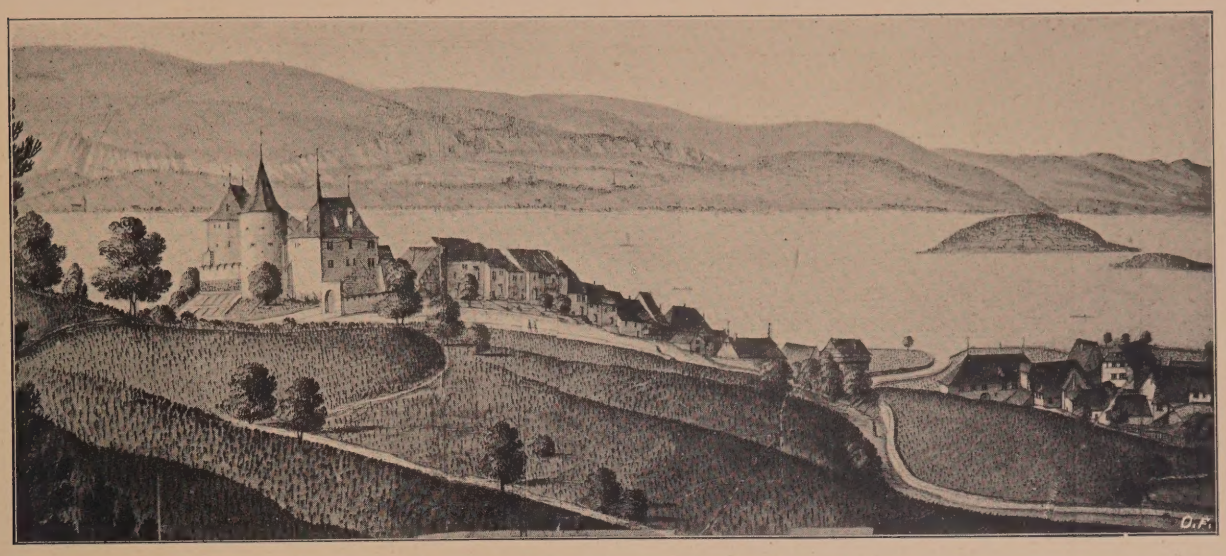
A Rathaus, B Mayhaus, C Schaufelbergerhaus, D Nr. 21, E Nr. 15, F Nr. 10 u. 12

Ansicht gegen Osten

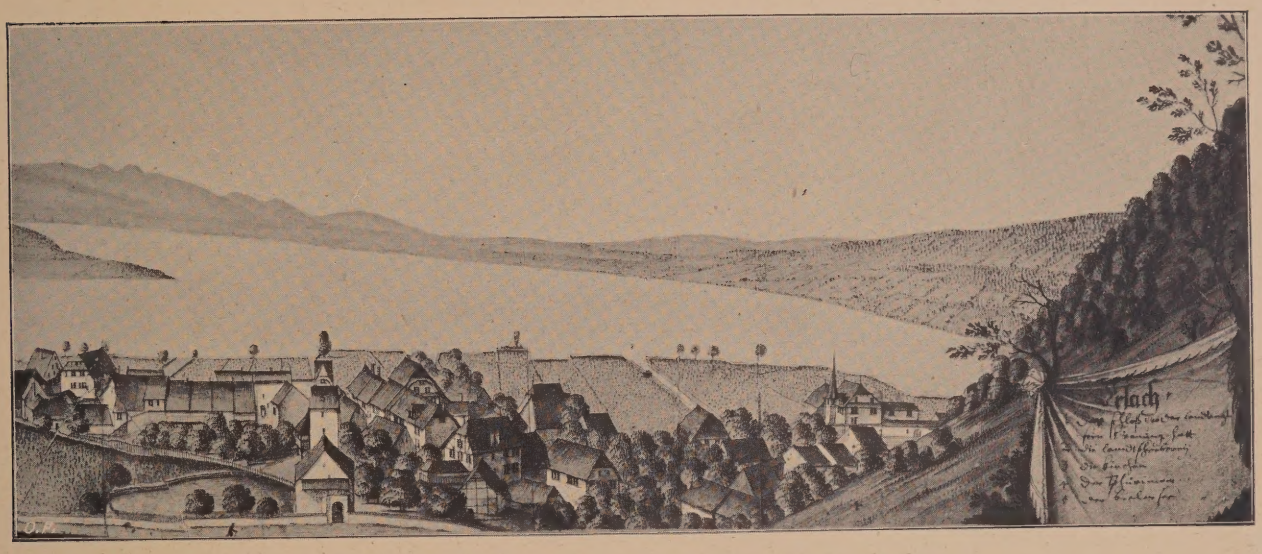


Nordseite

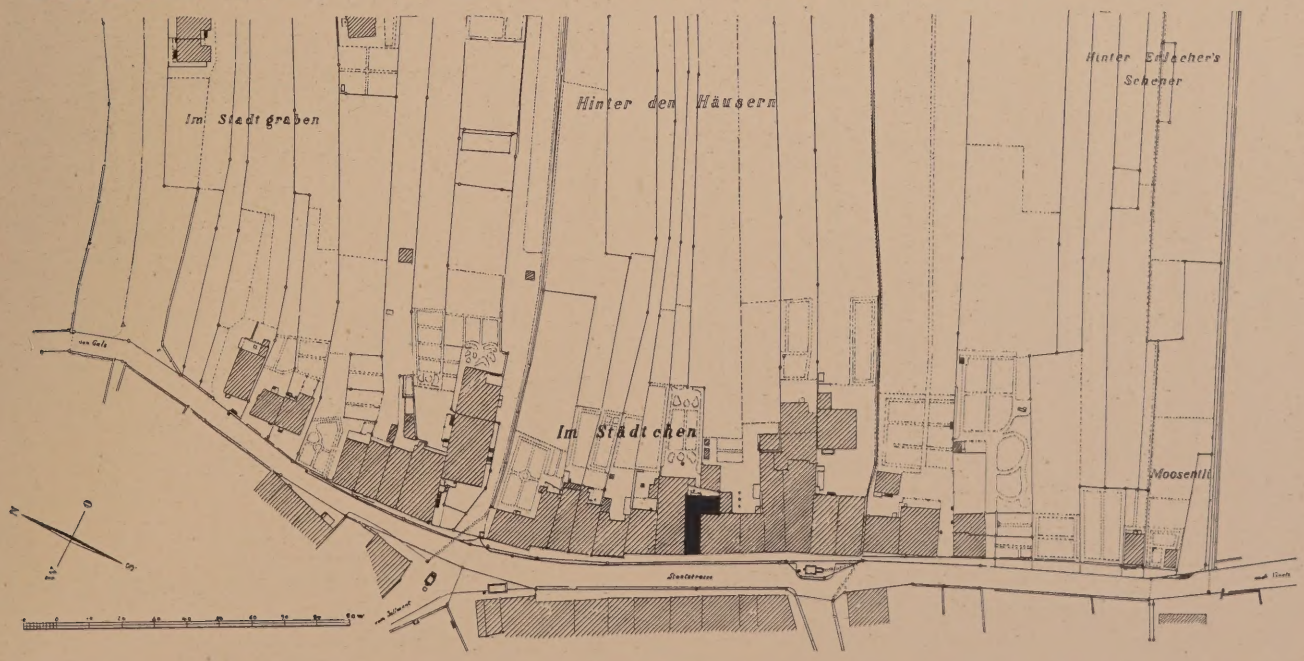
Erlach — Cerlier, *Altstadt*



Ansicht von Schloss und Altstadt
linke Hälfte eines Aquarells des bernischen Malers Albert Kauso von 1671

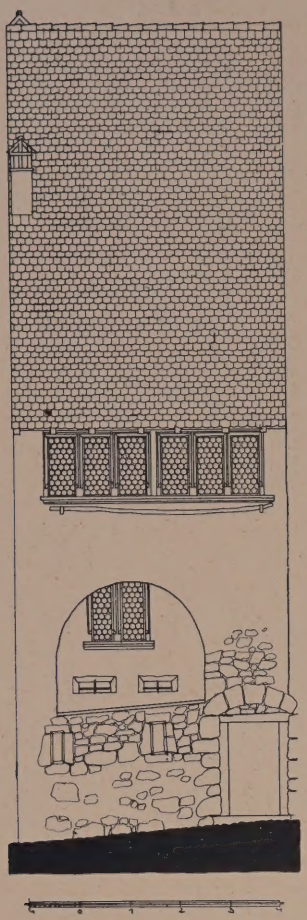


Ansicht der Unterstadt oder „Städtli"
in der Mitte das *Pfarrhaus*, rechts die *„grosse Büri"* — rechte Hälfte des obigen Aquarells von A. Kauso von 1671

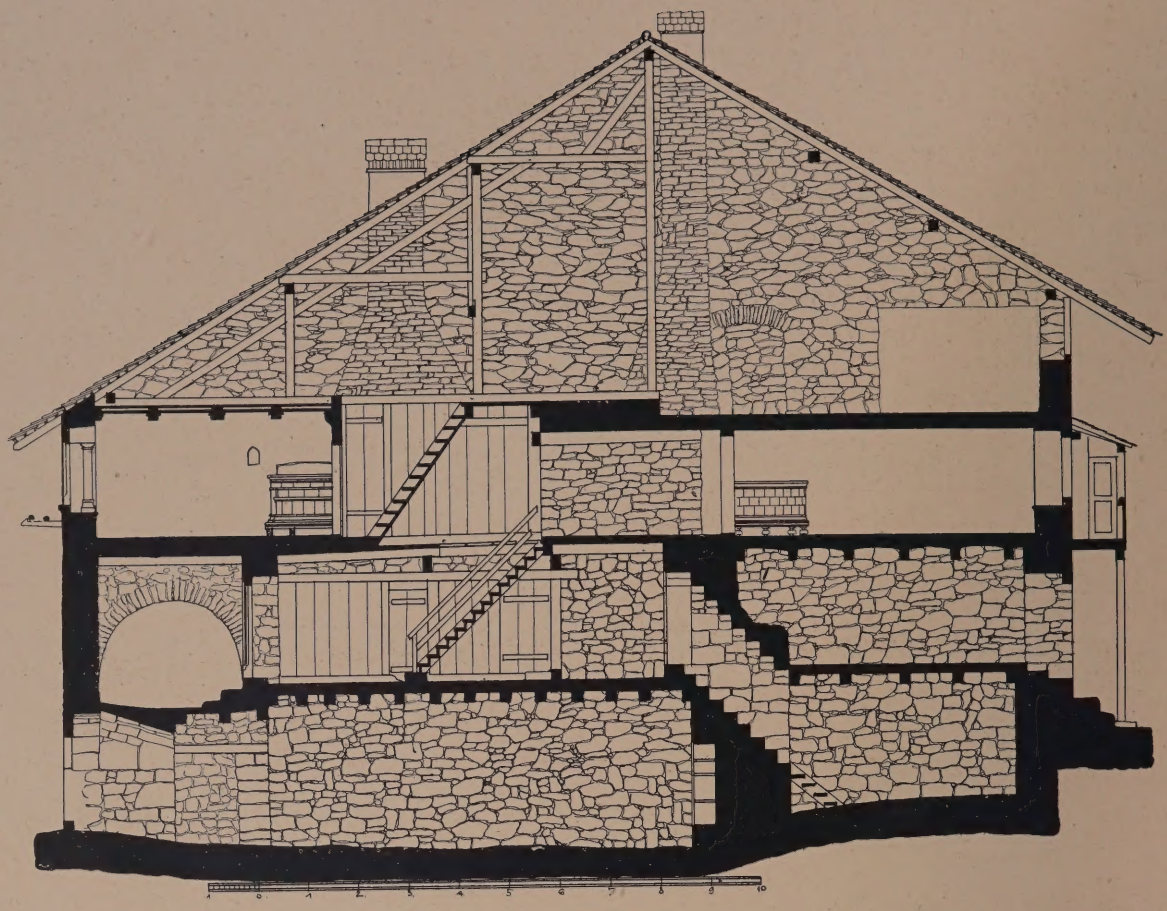


Plan der Unterstadt

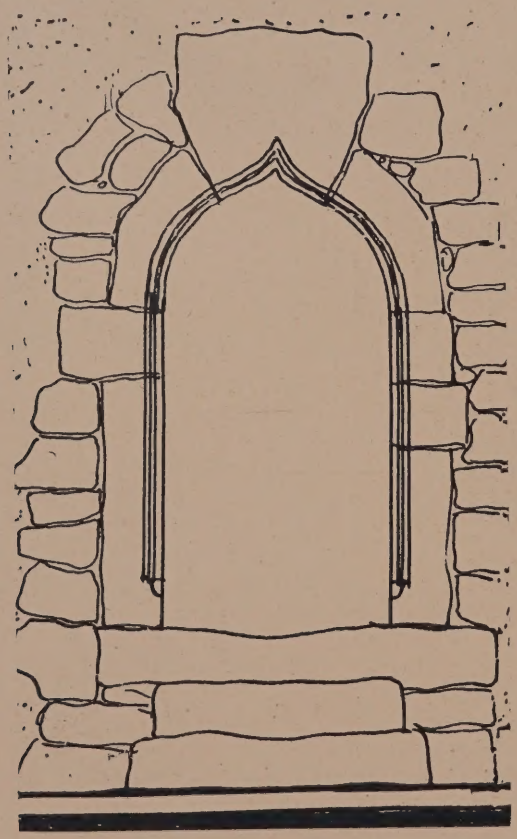
Erlach — Cerlier



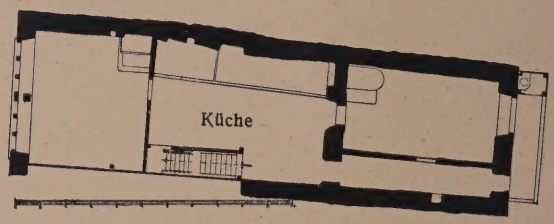
Aufriss der Fassade



Längsschnitt



Eingang unter der Laube

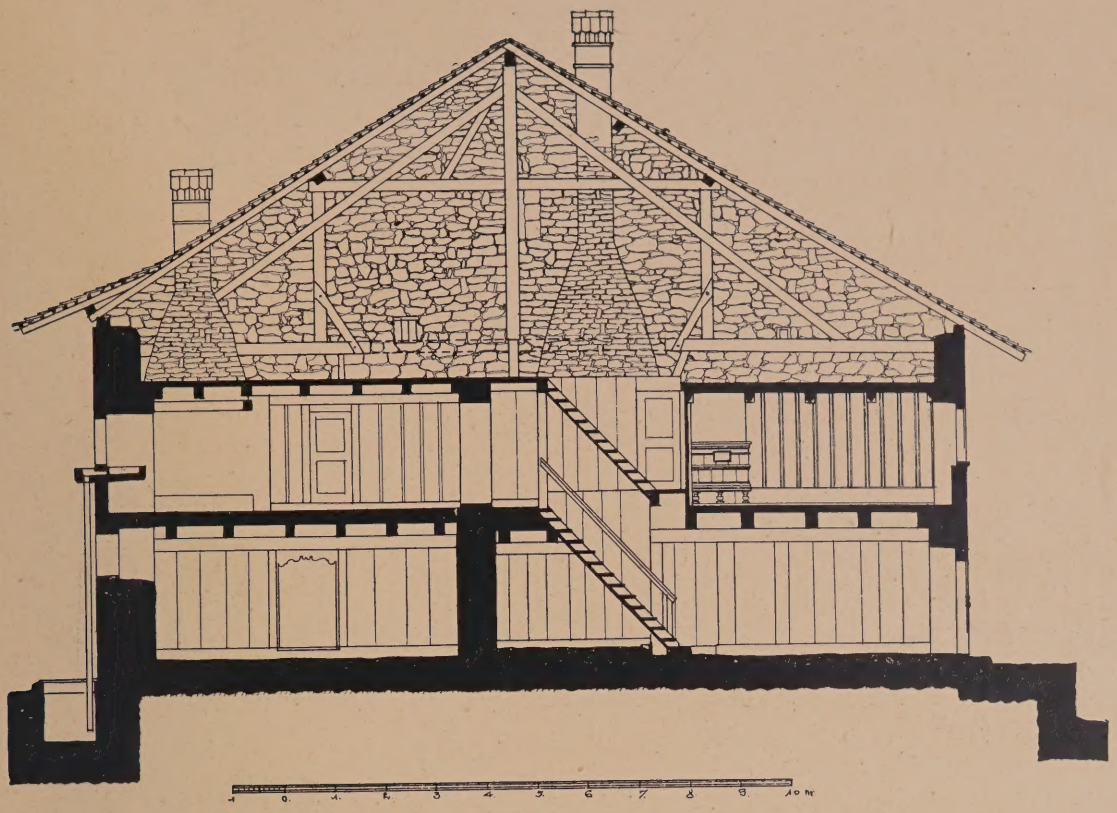


Erstes Stockwerk

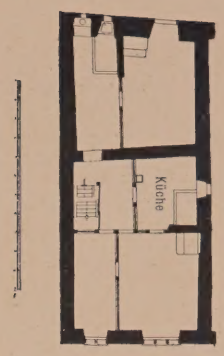
Erdgeschoss

Keller

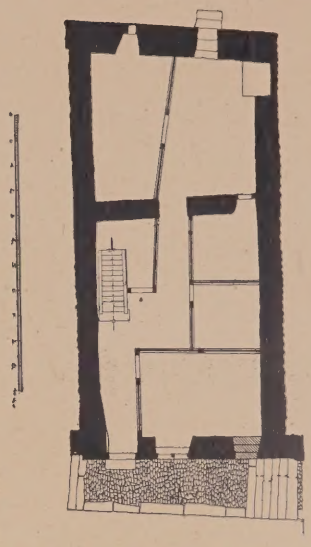
Erlach — Cerlier, *Altstadt Nr. 15*



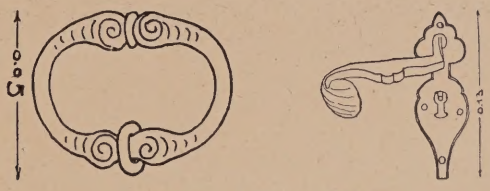
Längsschnitt



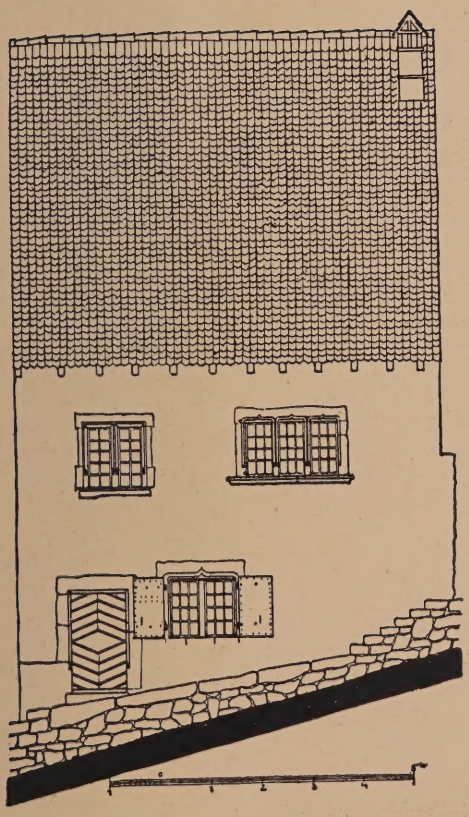
Grundriss
des ersten Stockwerks



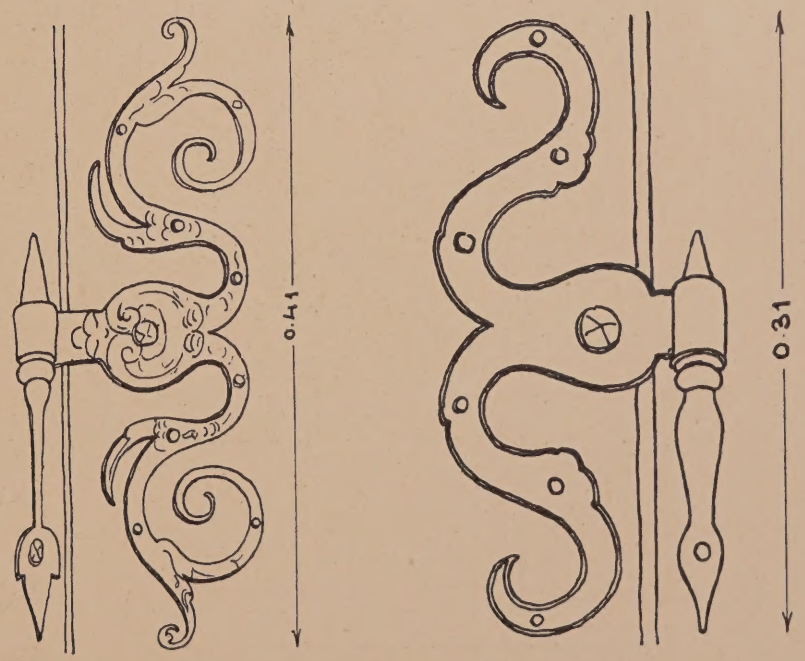
Erdgeschoss



Fenster- und Türbeschläge

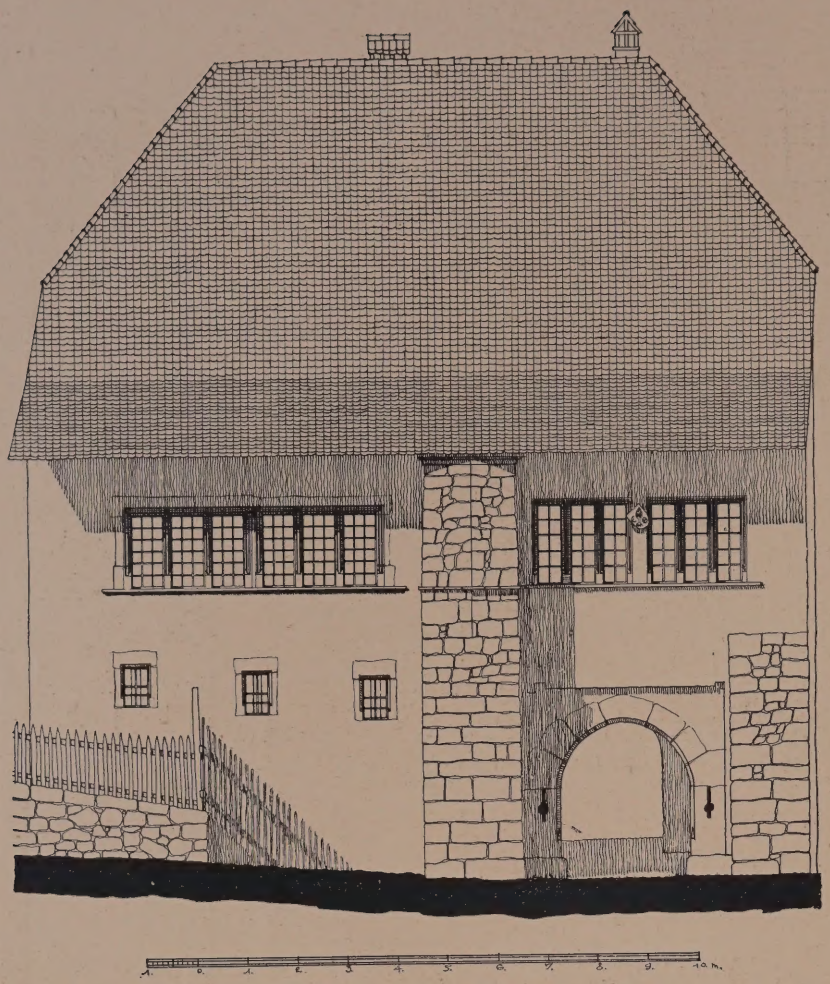


Aufriss der Fassade

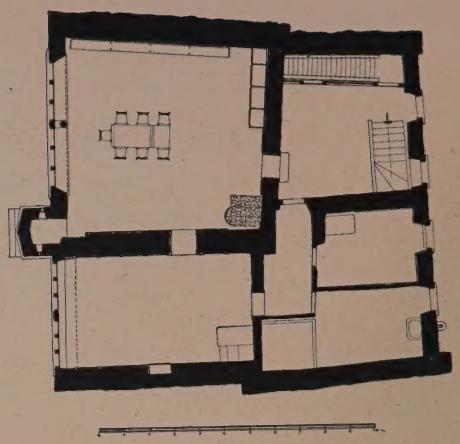


Fensterbeschläge

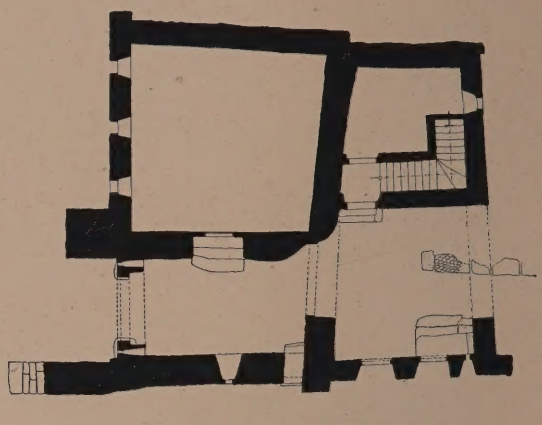
Erlach — Cerlier, *Altstadt Nr. 21*



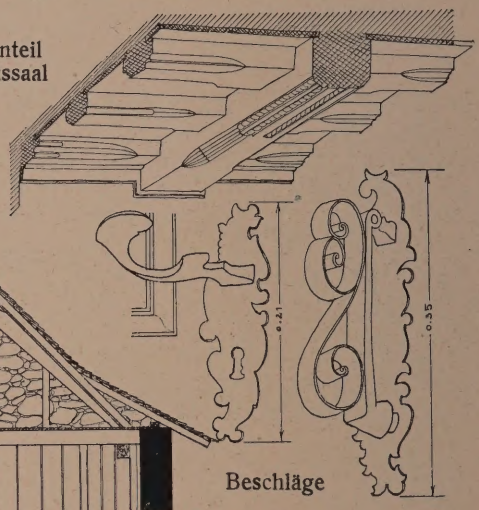
Aufriss der Südfassade mit Stadttor



Grundriss des ersten Stockwerks

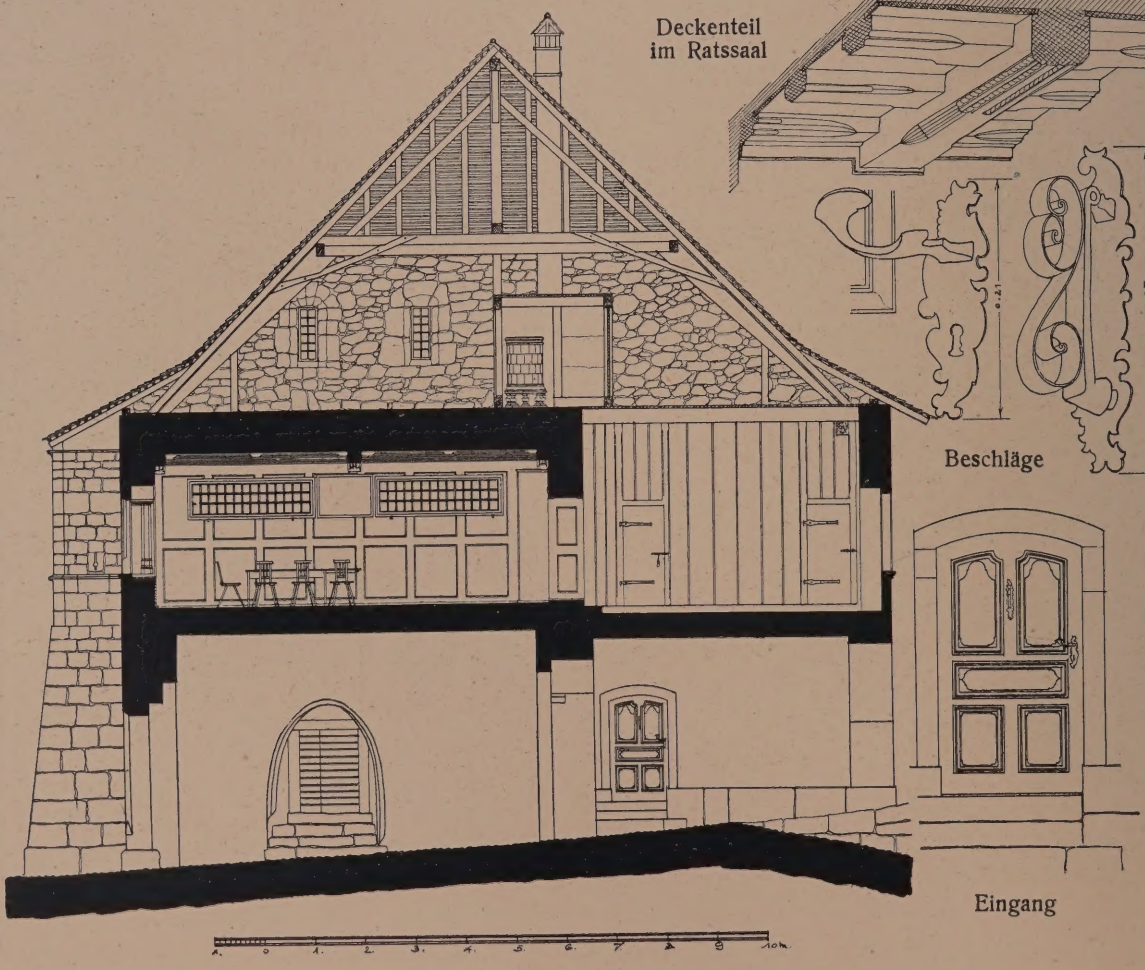


Grundriss des Erdgeschosses



Deckenteil im Ratssaal

Beschläge

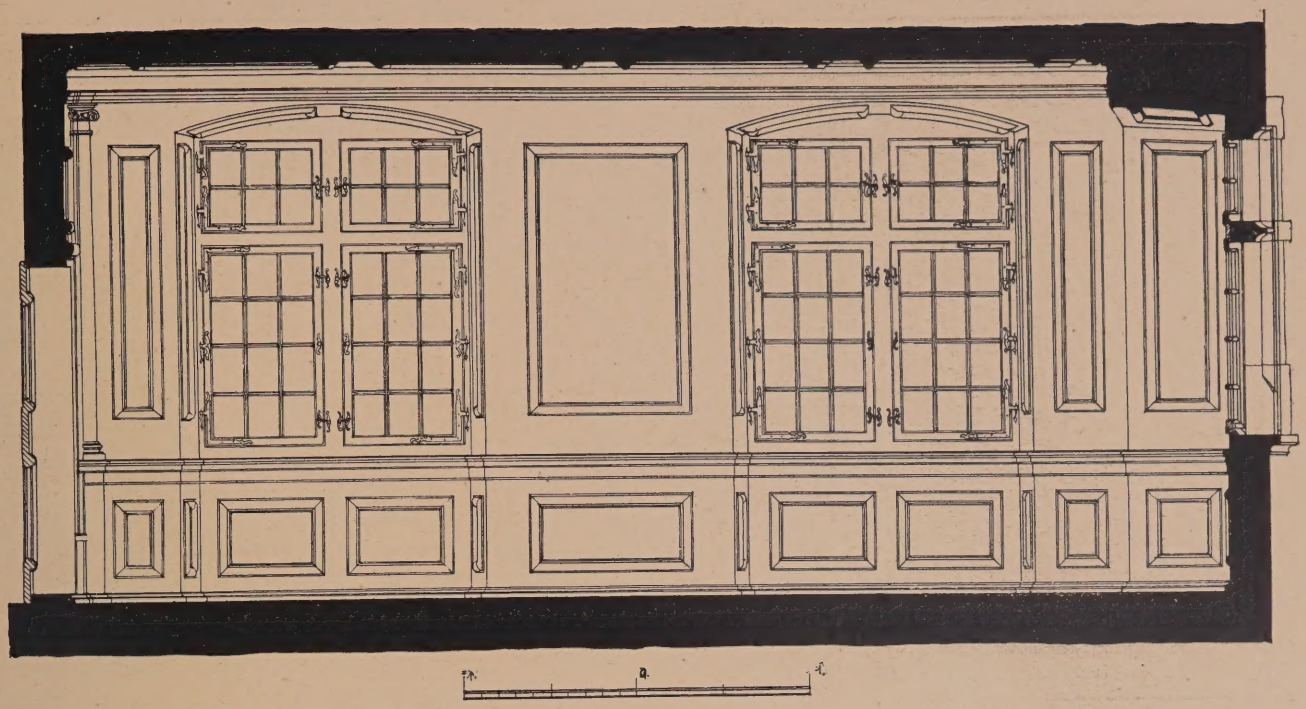


Eingang

Querschnitt der Ratssaaldecke

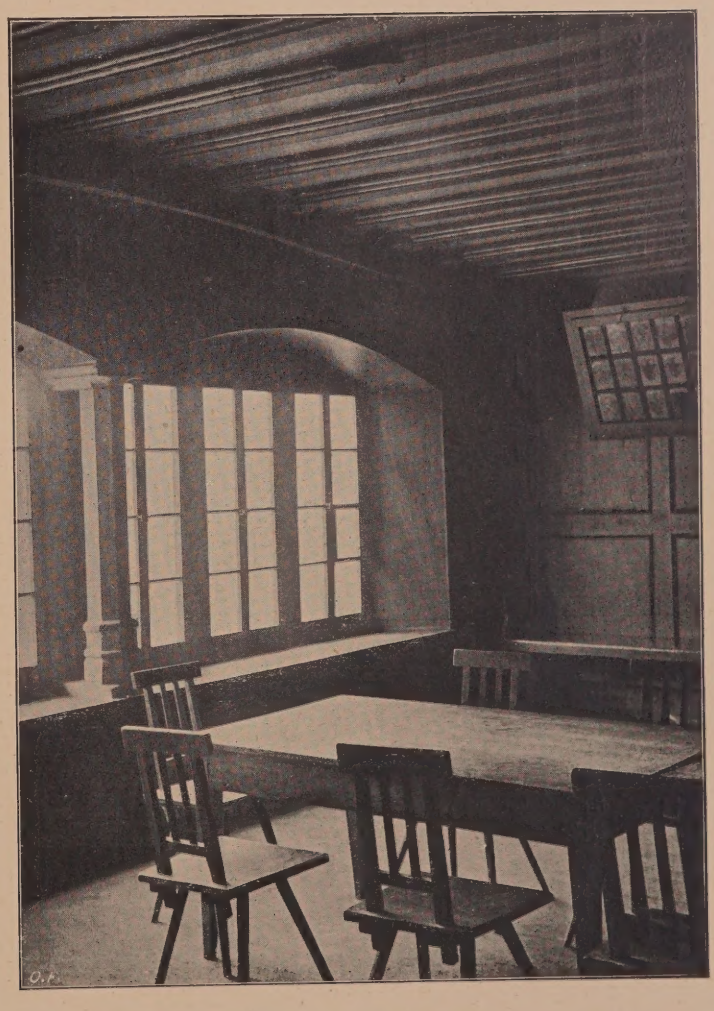
Schnitt durch das Stadttor

Erlach — Cerlier, *Rathaus*



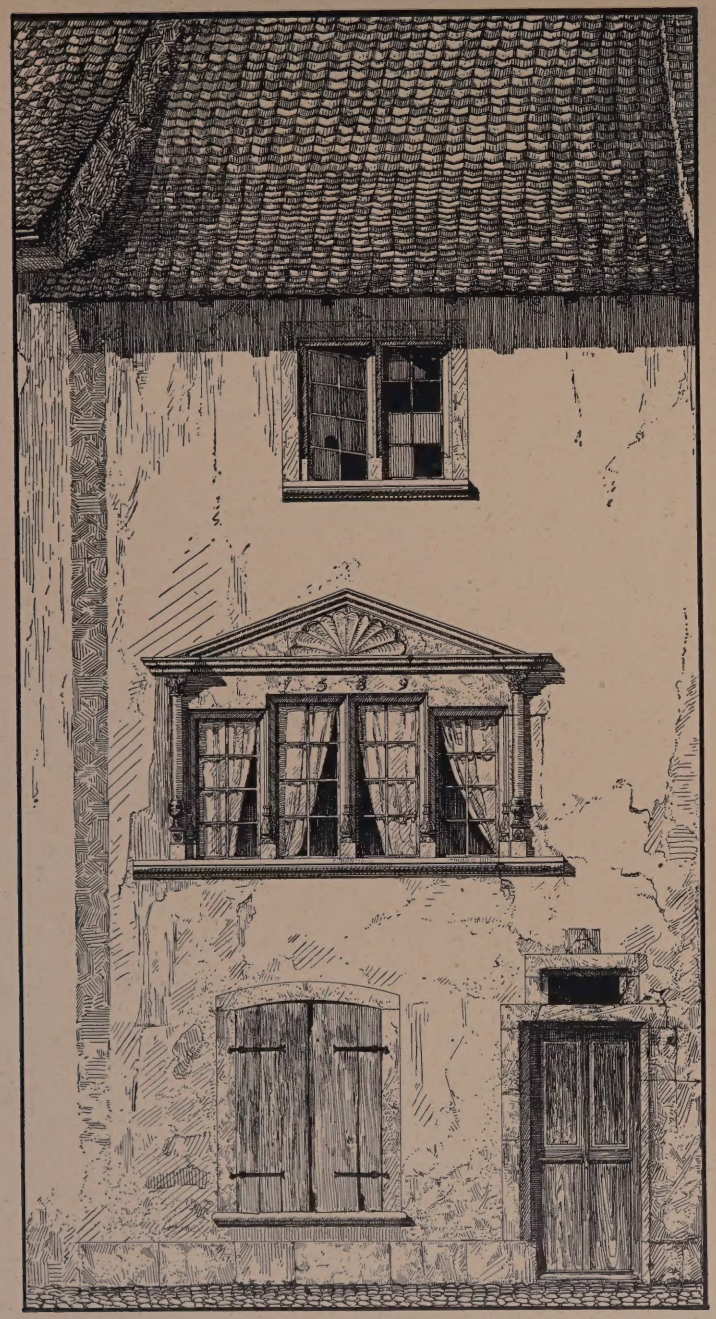
Mayhaus oder alte Krone
Fensterwand gegen Osten im ersten Stockwerk

Südansicht

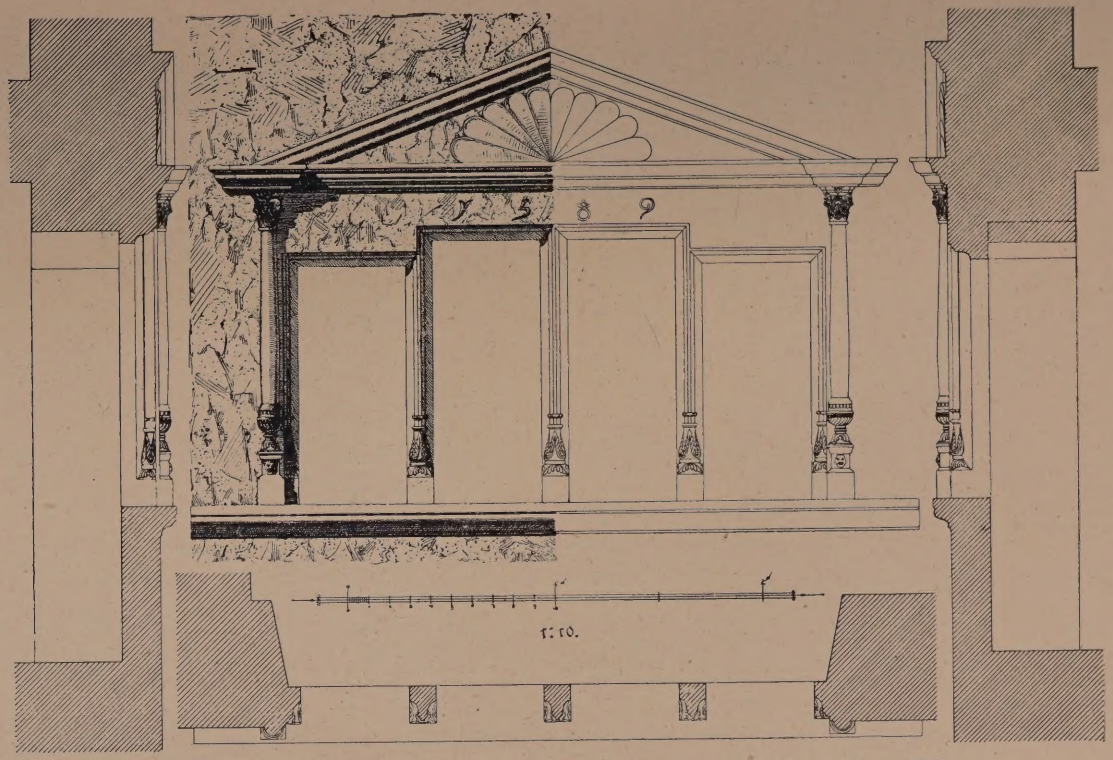


Ratssaal

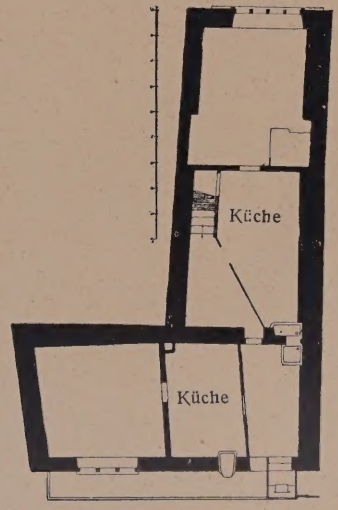
Erlach — Cerlier, *Rathaus*



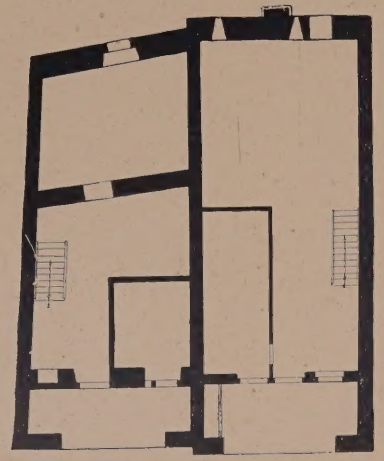
Aufriss des Hauses No. 31 in der unteren Stadt
Aufgenommen von Arch. Propper 1901



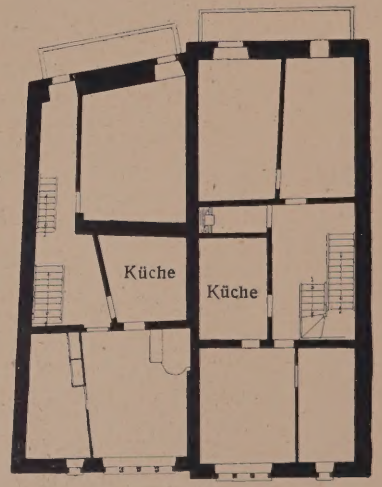
Aufriss des Fensters im ersten Stockwerk. Aufgenommen von Arch. Propper 1901



Erstes Stockwerk von Nr. 31

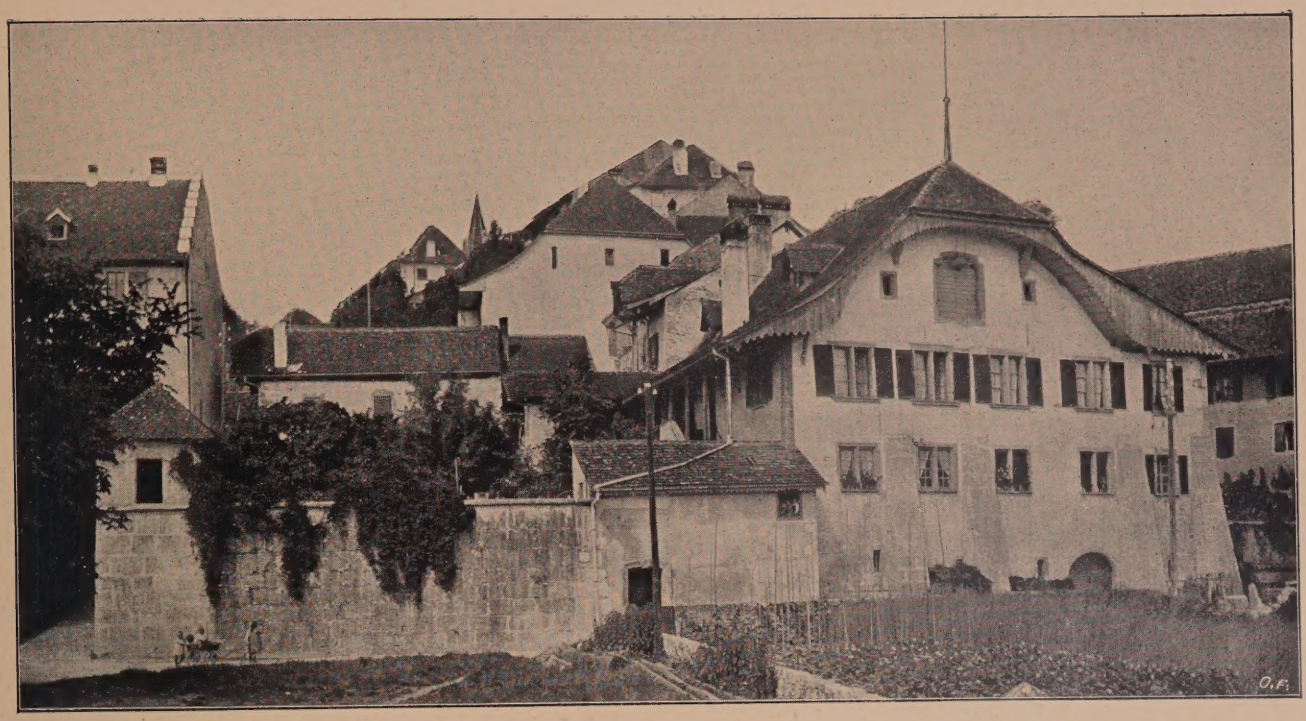


Erdgeschoss

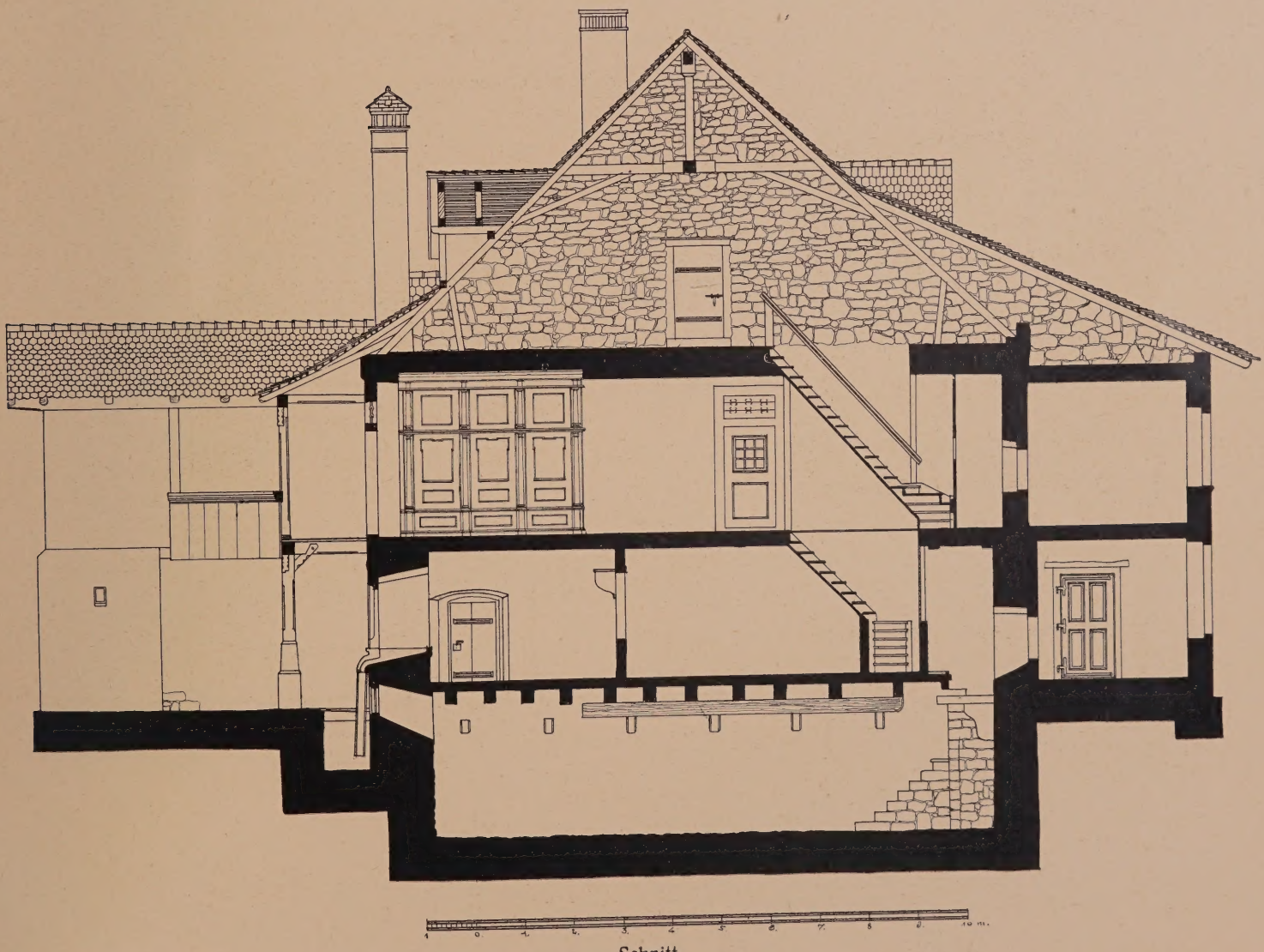


Erstes Stockwerk

Grundrisse der Häuser Nr. 10 und 12 in der Altstadt

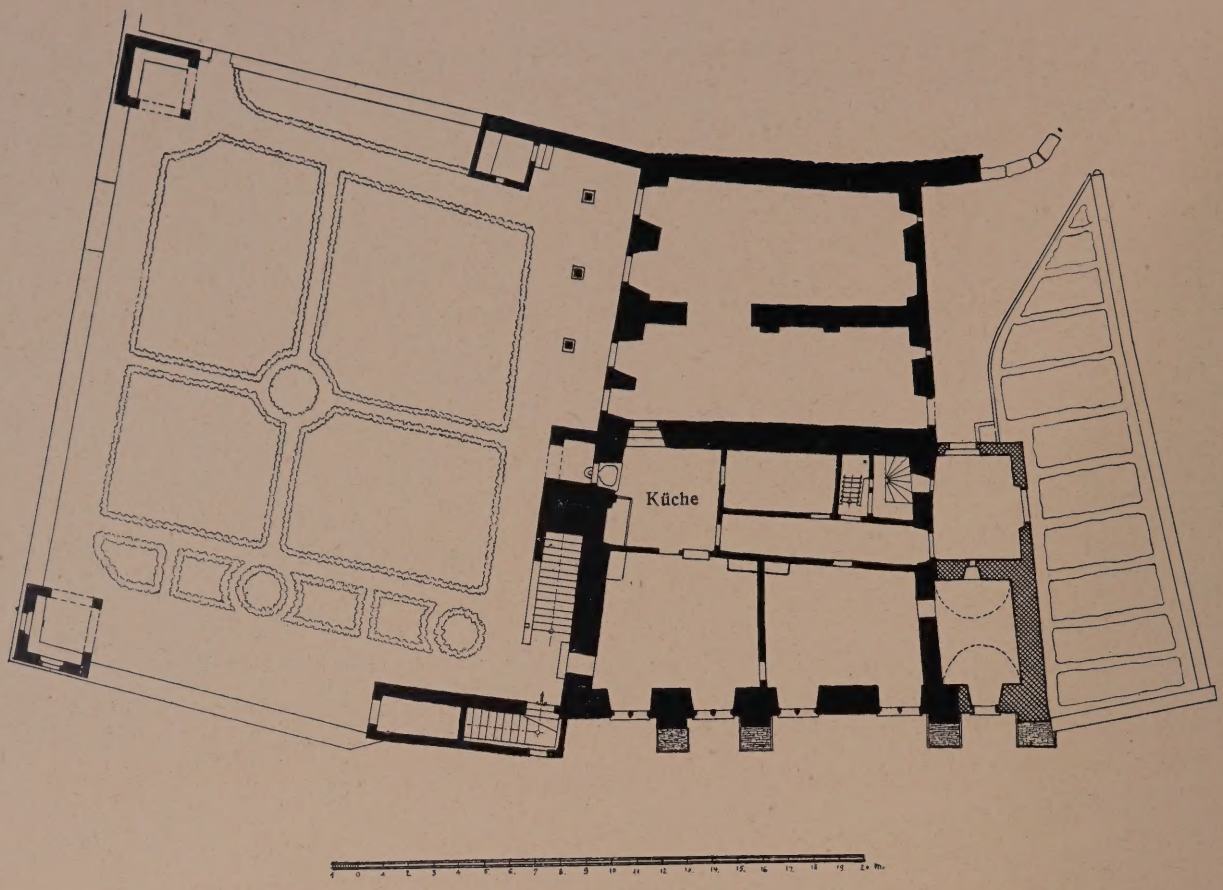


Ansicht gegen den See



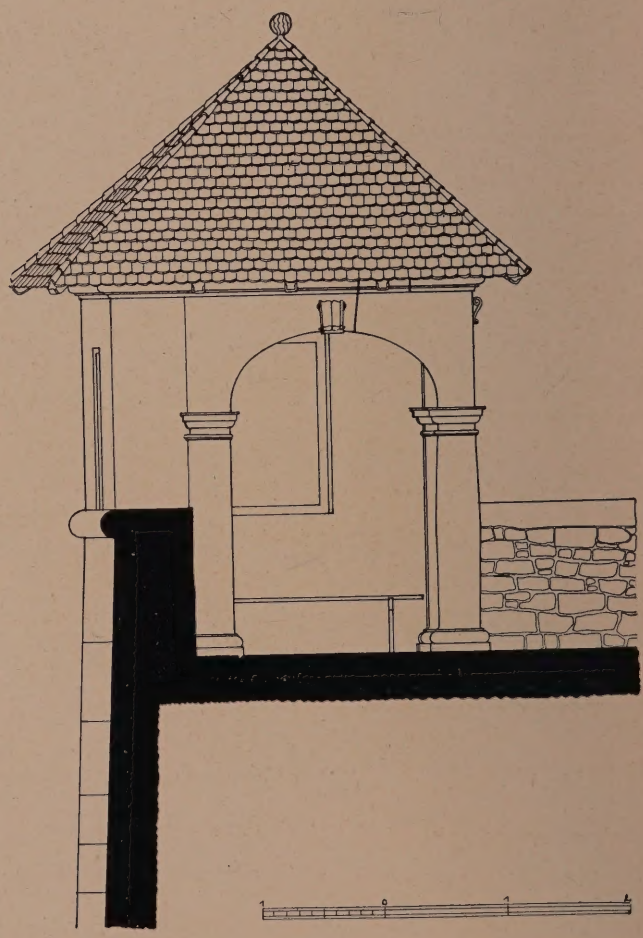
Schnitt

Erlach — Cerlier, *Mayhaus oder alte Krone*



Grundriss des ersten Stockwerks mit Gartenanlage

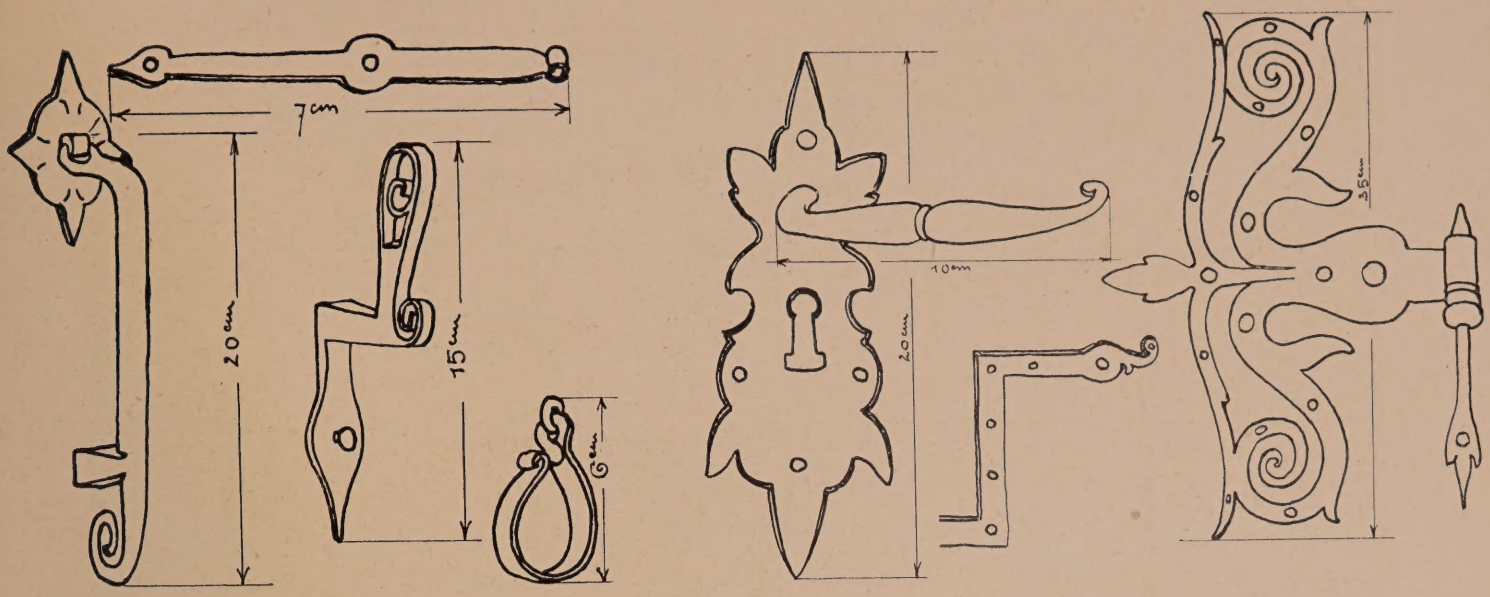
Ansicht



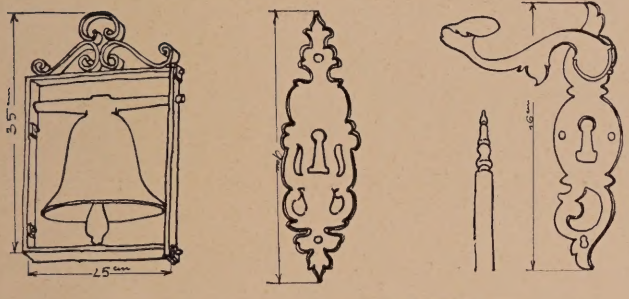
Das östliche Gartenhaus

Aufriss

Erlach — Cerlier, *Mayhaus oder alte Krone*

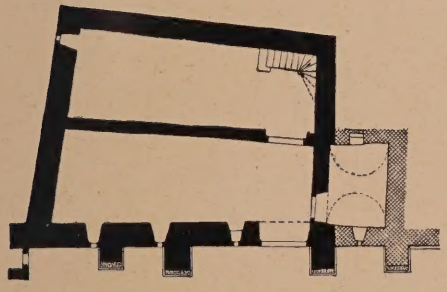


Tür- und Fensterbeschläge



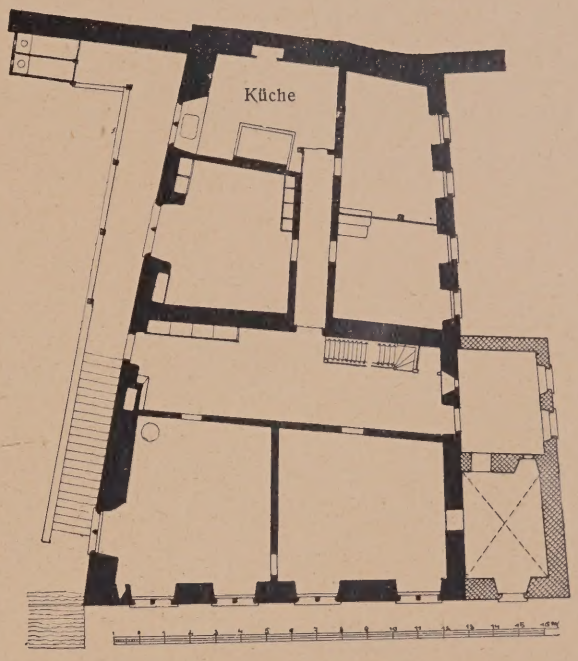
Glocke

Türbeschläge

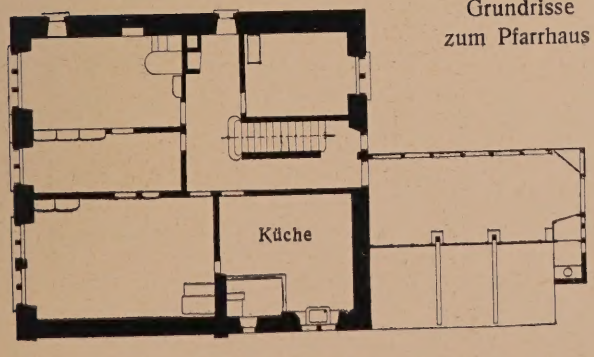


Kellergeschoss

Grundrisse zum Mayhaus oder alte Krone

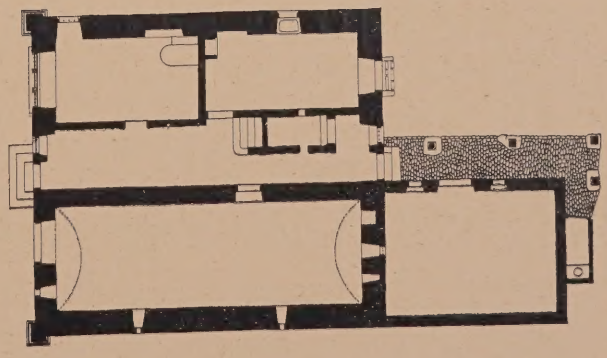


Erstes Stockwerk



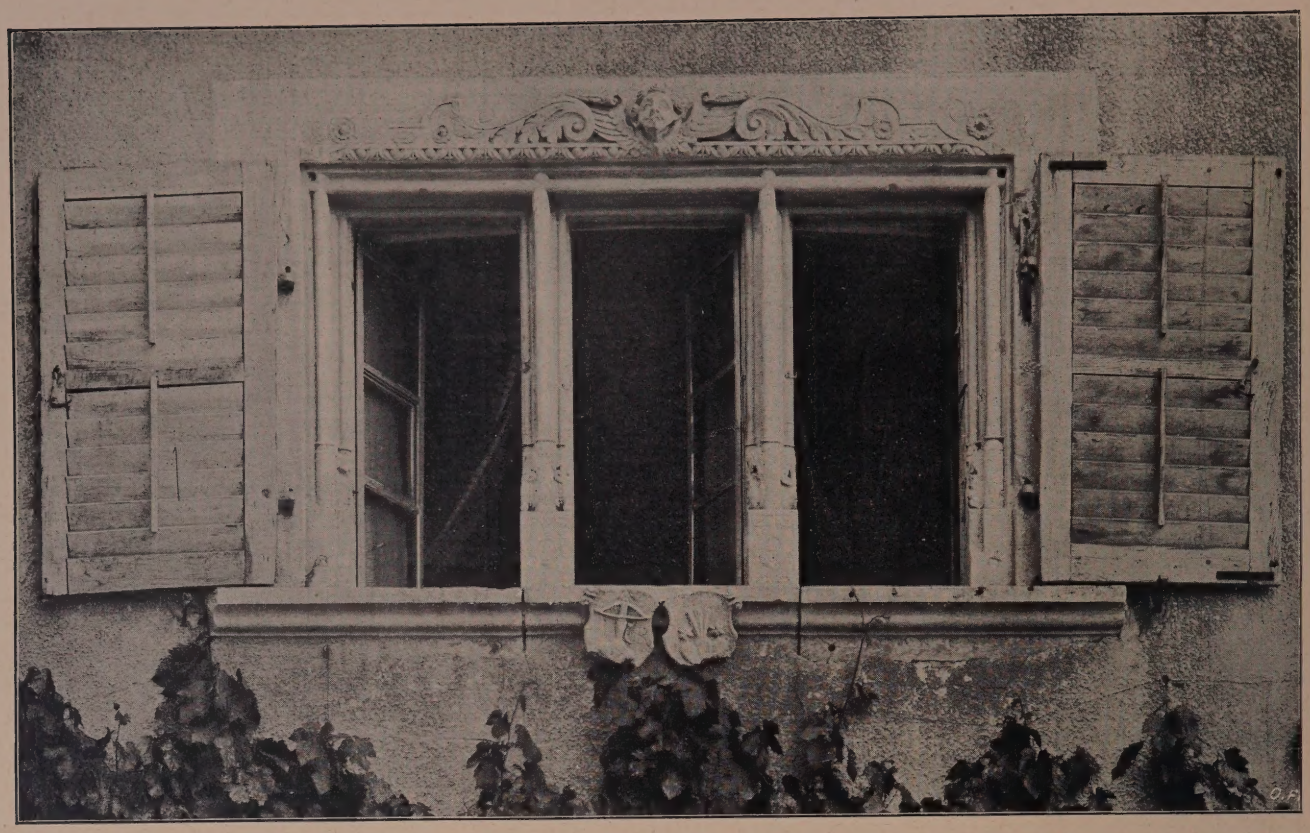
Erstes Stockwerk

Grundrisse zum Pfarrhaus

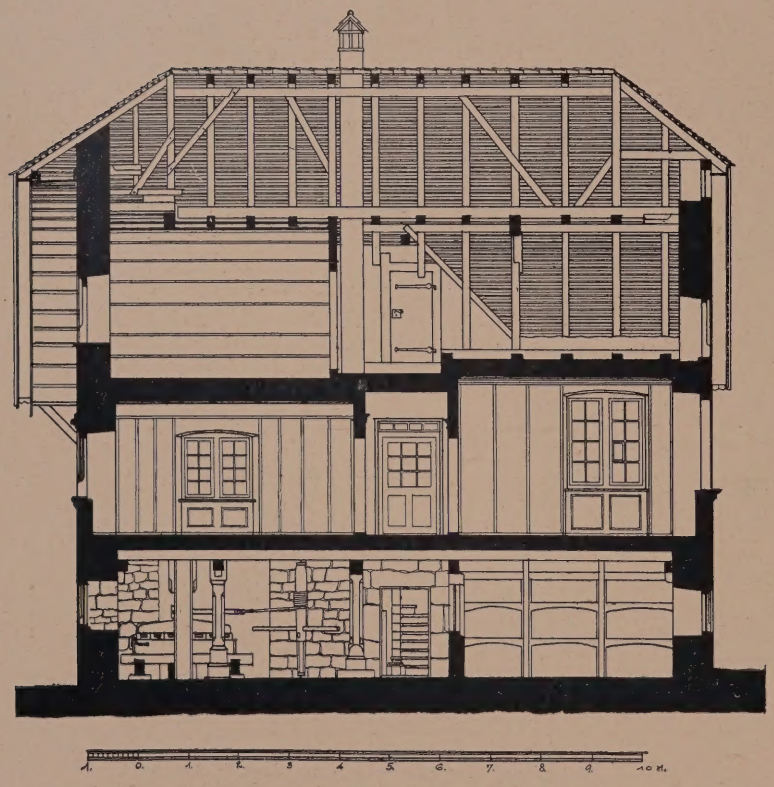


Erdgeschoss

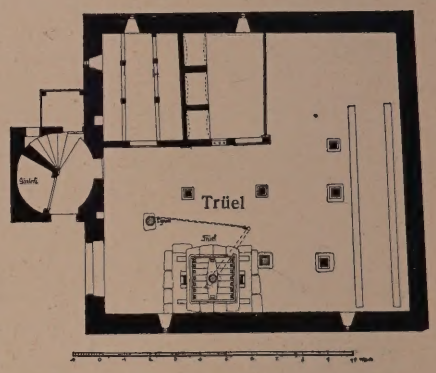
Erlach — Cerlier



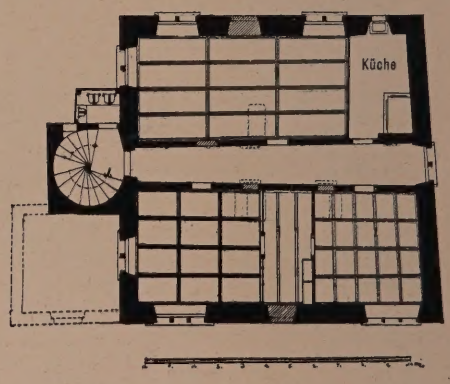
Renaissancefenster mit Wappen des Jakob Risold und seiner Frau Elisabeth Aprell, vermählt 1698



Schnitt



Grundriss des Kellergeschosses

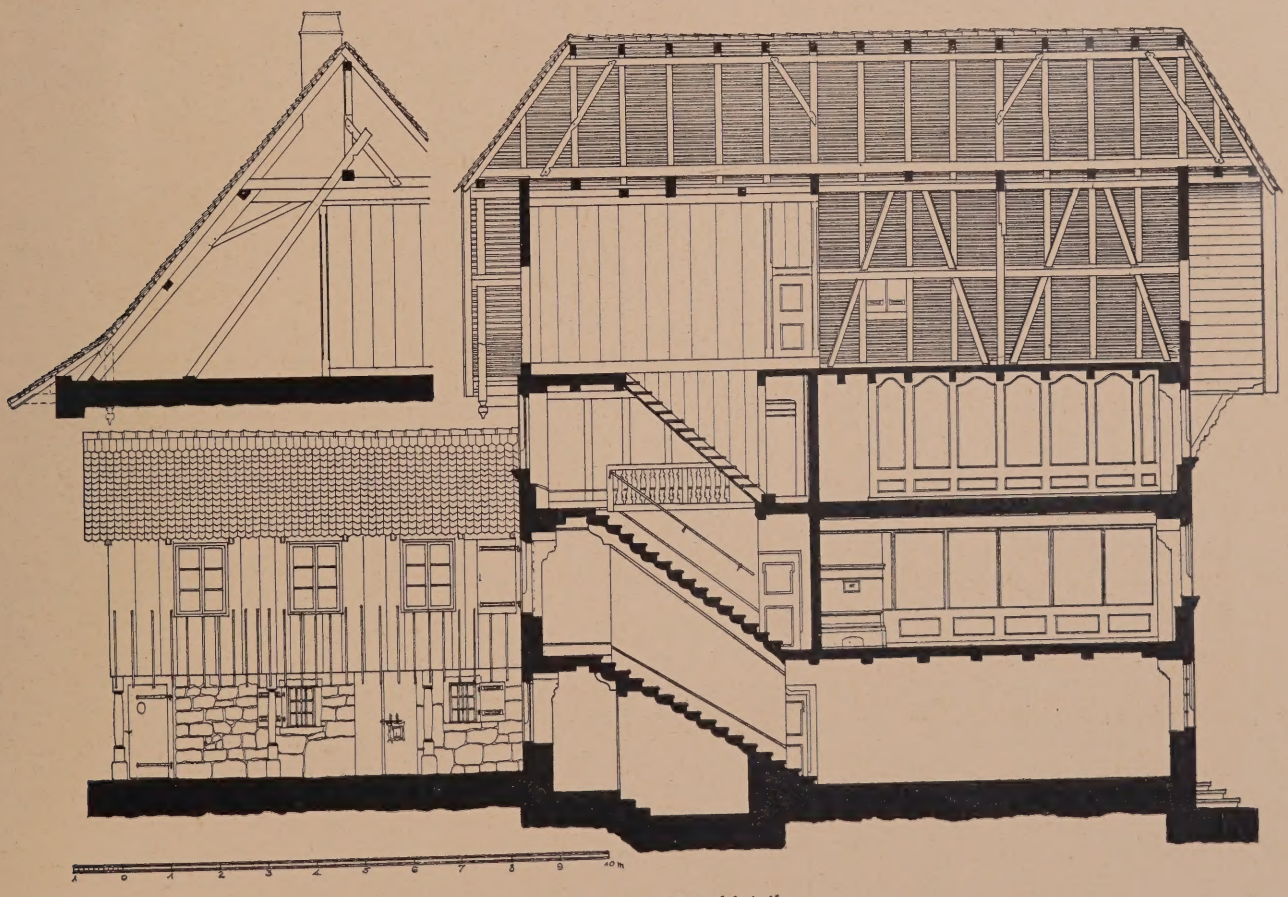


Grundriss des ersten Stockwerks

Erlach — Cerlier, *die „grosse Büri" in der Unterstadt*

Erbaut zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durch Jakob Risold von Bern, zu Ende des gleichen Jahrhunderts von Joh. Anton May zum Teil umgebaut

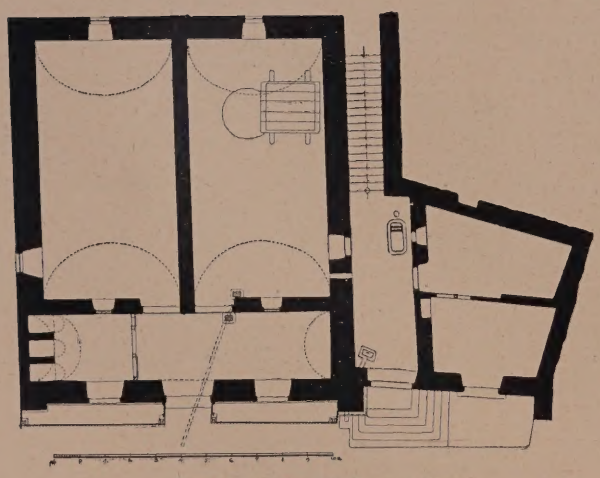
Photographische Ansicht



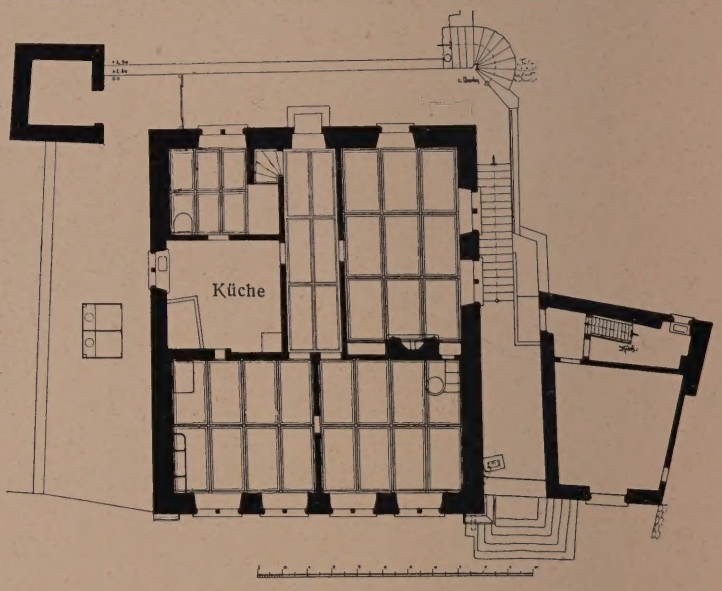
Schnitt und Giebeldetail

Erlach — Cerlier, *Pfarrhaus von 1646*

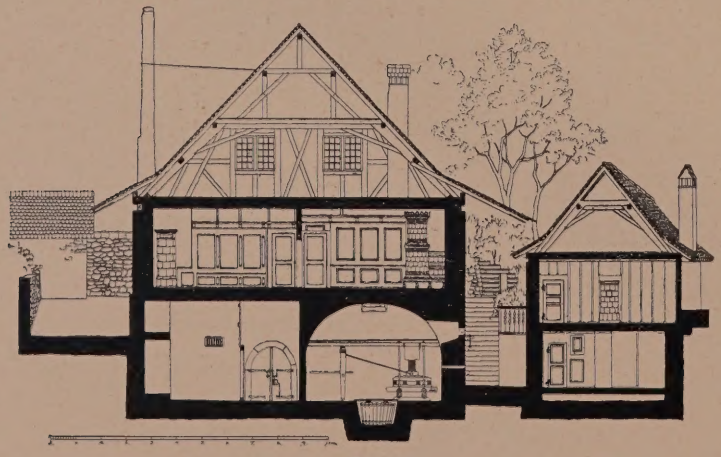
Photographische Ansicht



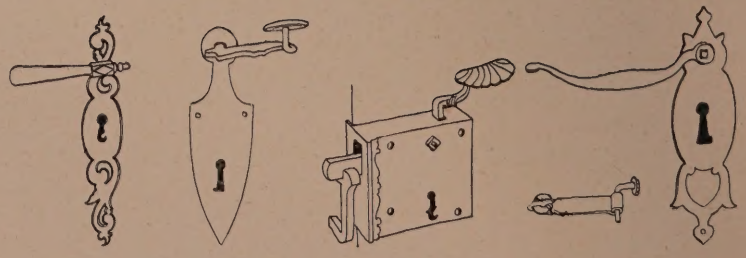
Grundriss des Kellergeschosses



Grundriss des Wohngeschosses

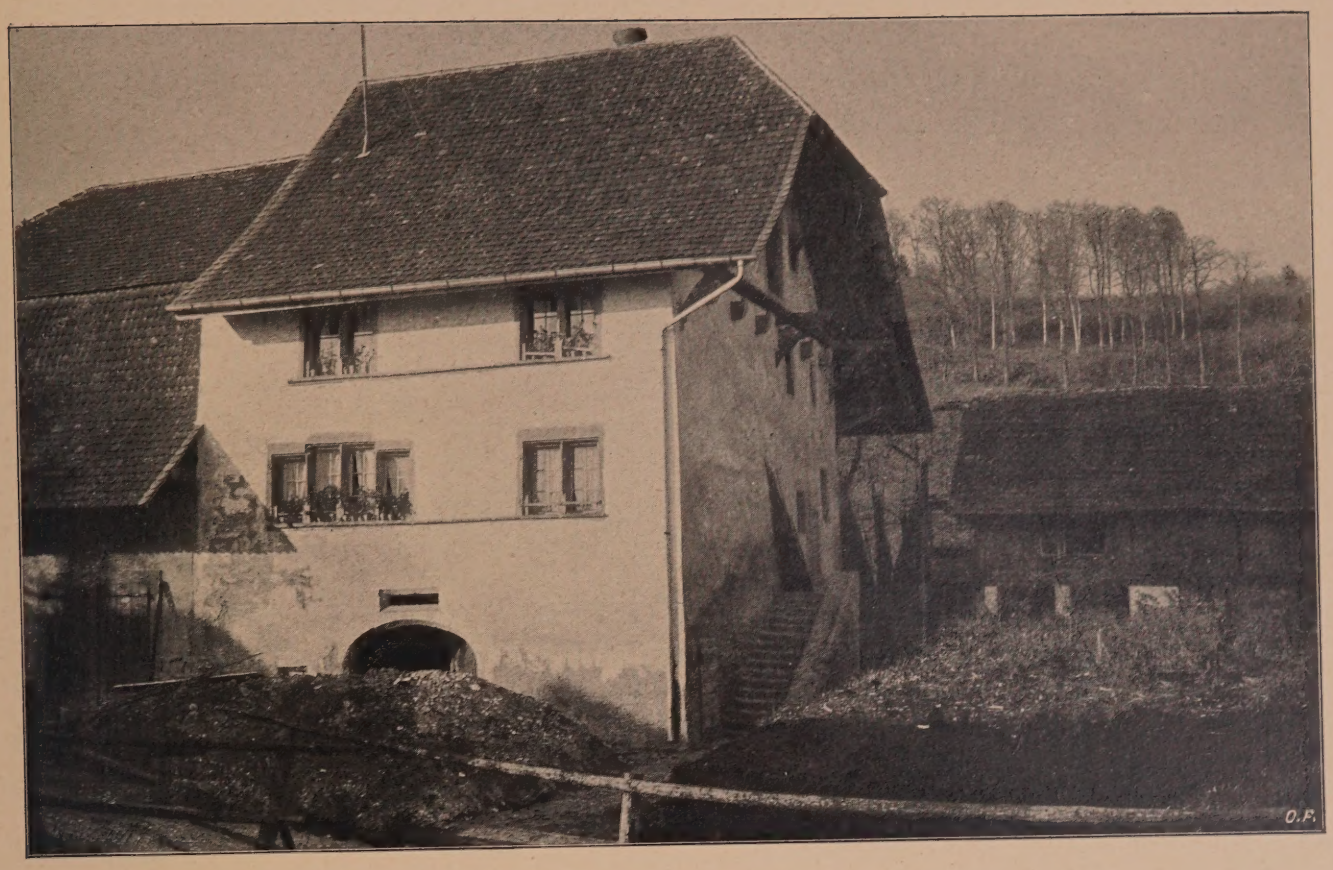


Schnitt

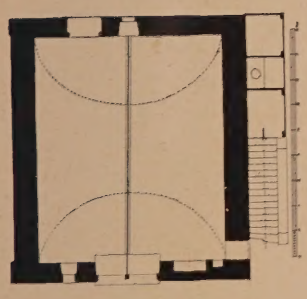


Türgriffe und Schlüsselschilder

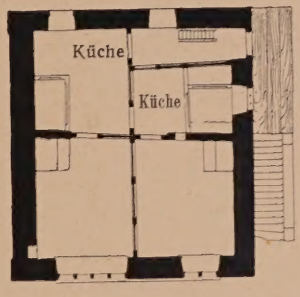
Erlach — Cerlier, *Schaufelbergerhaus von 1686*



Der Stock in Tschugg — Ansicht von der Strasse

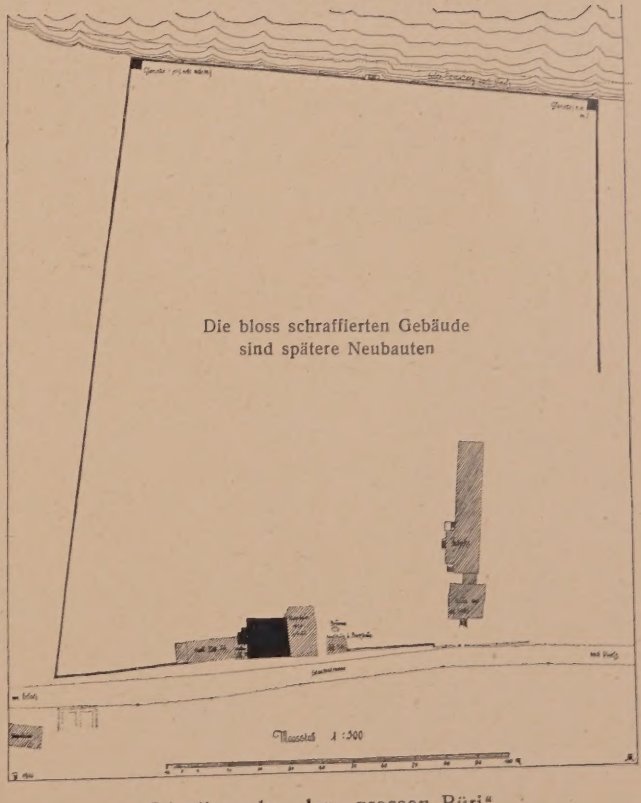


Kellergeschoss



Obergeschoss

zum Stock in Tschugg



Situationsplan der „grossen Büri"
(vergl. Tafel 76)

Situationsplan des Pfarrhauses
Erlach

„Die grosse Büri"
Skizze zur Situation

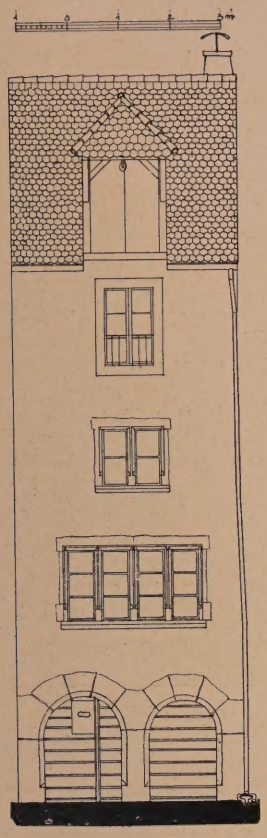
Rue du marché
Das Eckhaus rechts ist das Haus „aux dragons“

Rue du Beauregard

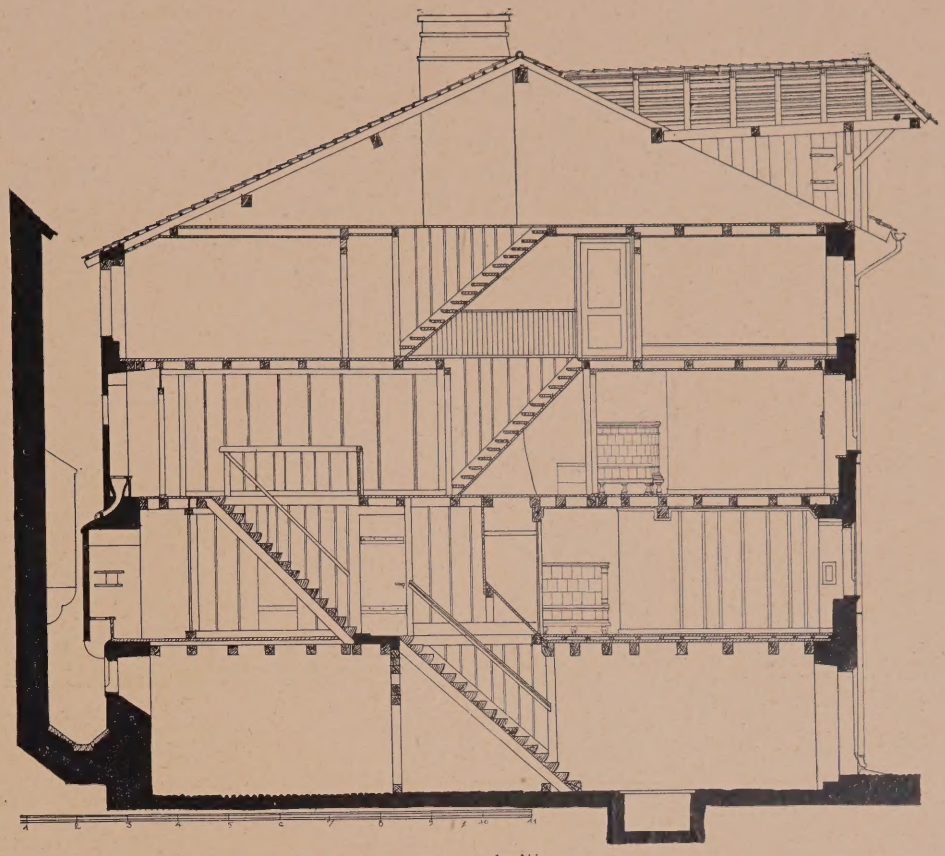
Rue du Faubourg
mit den Häusern Nr. 232 und 233 (Vergl. Tafel 83)

Häuserpartie im Faubourg
an der Ecke der alten Bielstrasse

Neuenstadt — Neuveville, *Strassenansichten*

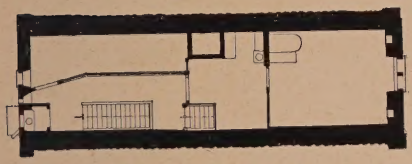


Aufriss der Strassenseite

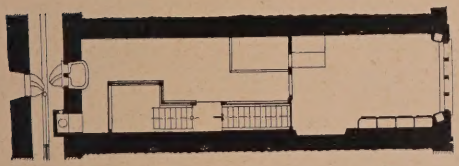


Längsschnitt

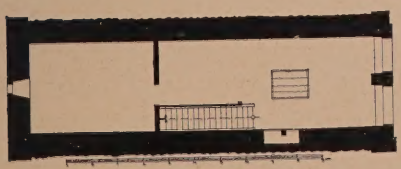
Drittes Stockwerk



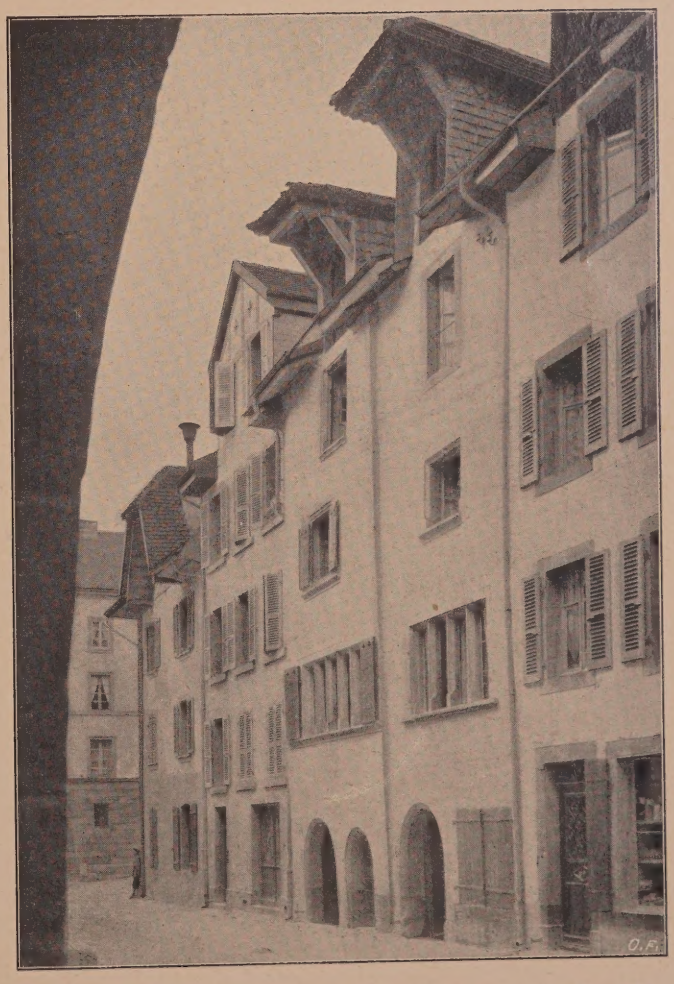
Zweites Stockwerk



Erstes Stockwerk

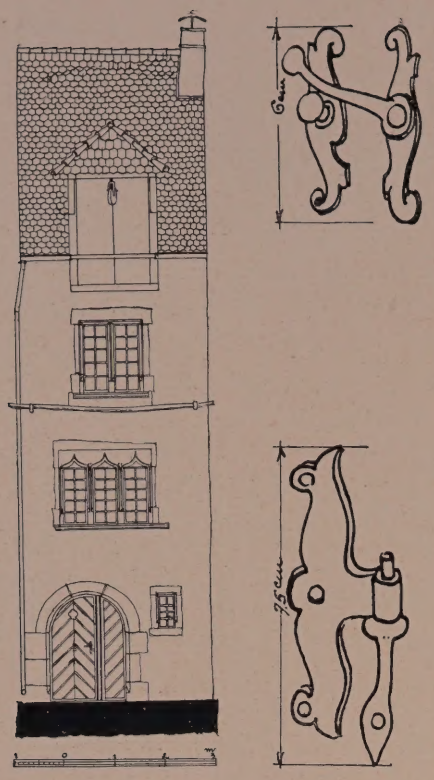


Erdgeschoss

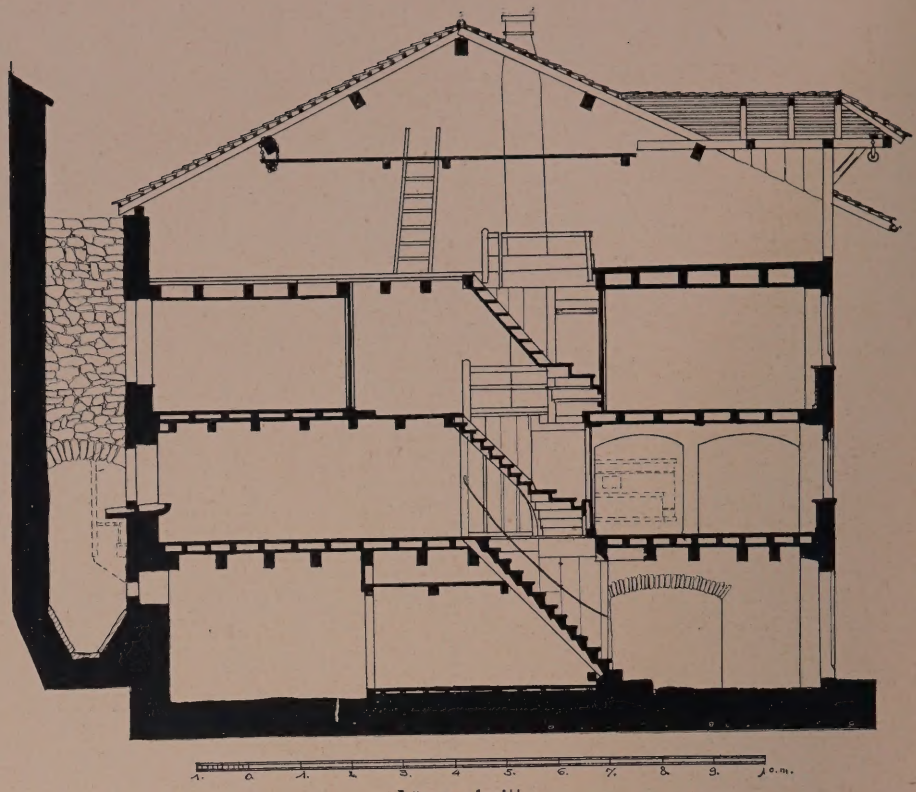


Rue du Collège, Ostseite — das mittelste Haus ist Nr. 119

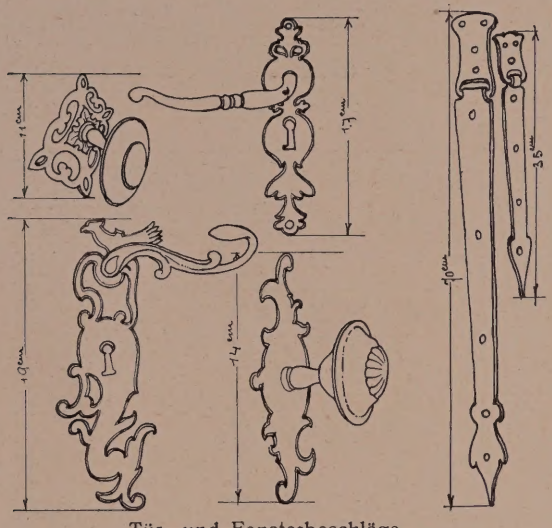
Neuenstadt — Neuveville, *Haus Rue du Collège Nr. 119*



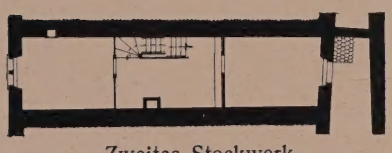
Aufriss der Fassade



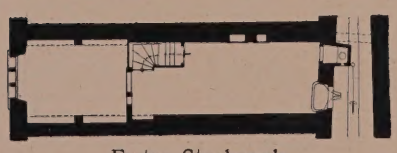
Längsschnitt



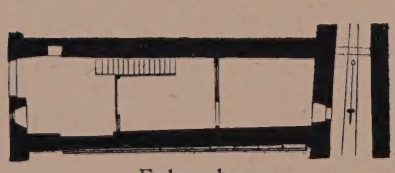
Tür- und Fensterbeschläge



Zweites Stockwerk



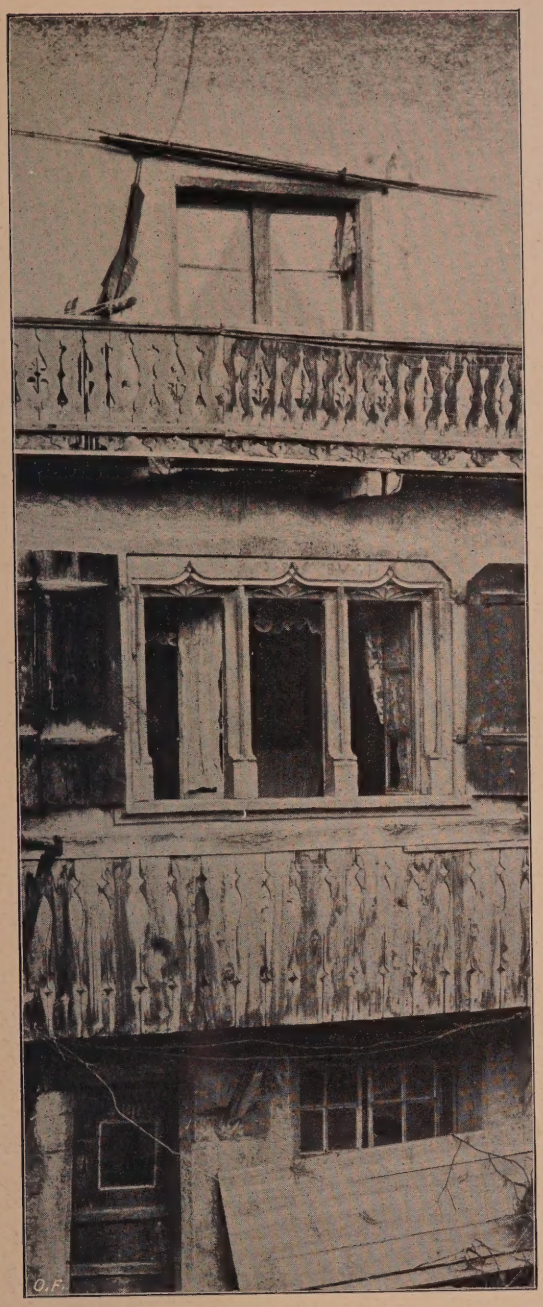
Erstes Stockwerk



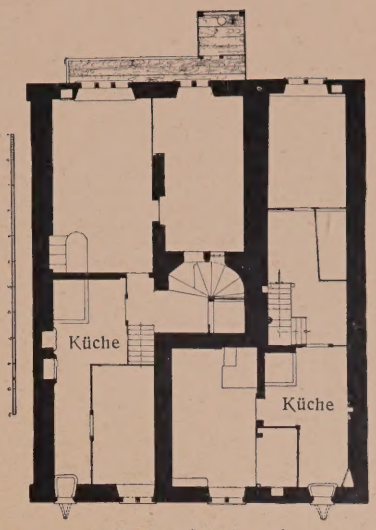
Erdgeschoss

Erdgeschoss und Reihenfenster des ersten Stockwerks

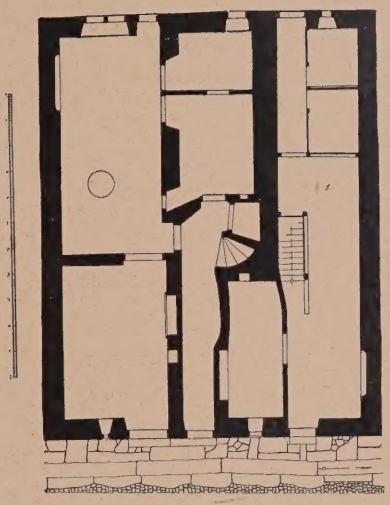
Neuenstadt — Neuveville, *Haus Rue du collège Nr. 55*



Reihenfenster mit Jahrzahl 1568 auf der Hofseite des Hauses Rue du Faubourg 233

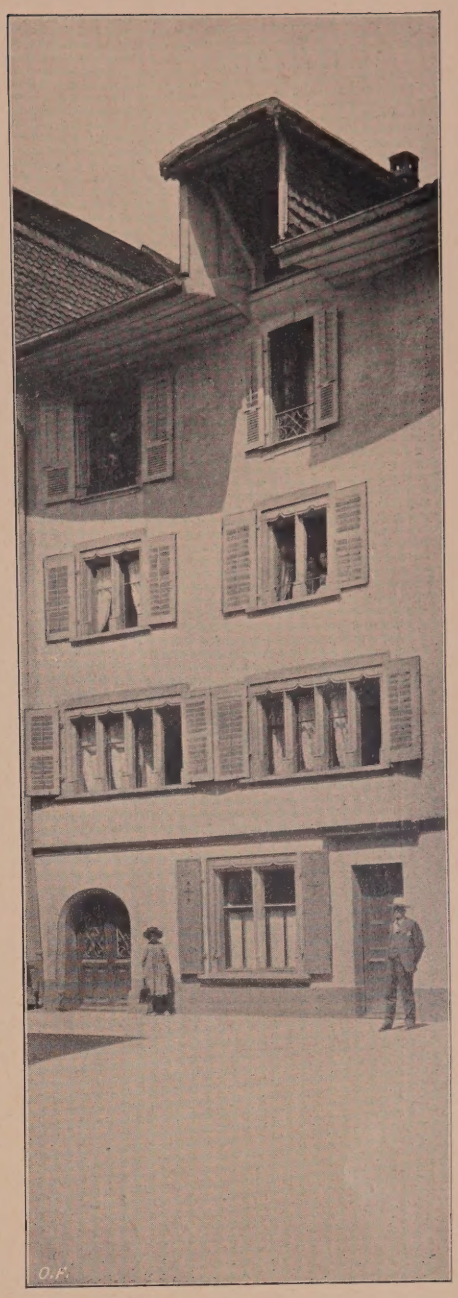


Erstes Stockwerk

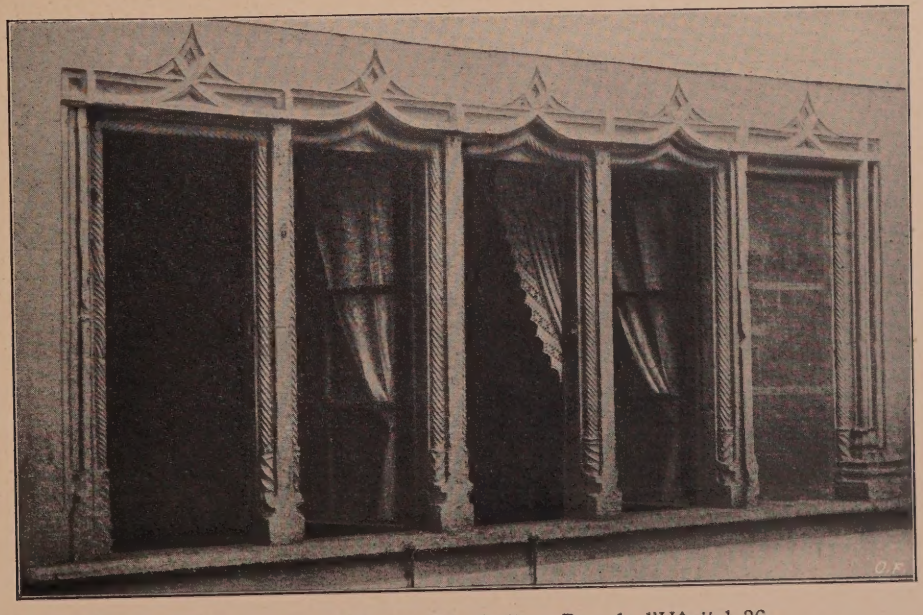


Erdgeschoss

Grundrisse der Häuser Nr. 232 u. 233 Rue du Faubourg
Aussenansicht siehe Tafel 80

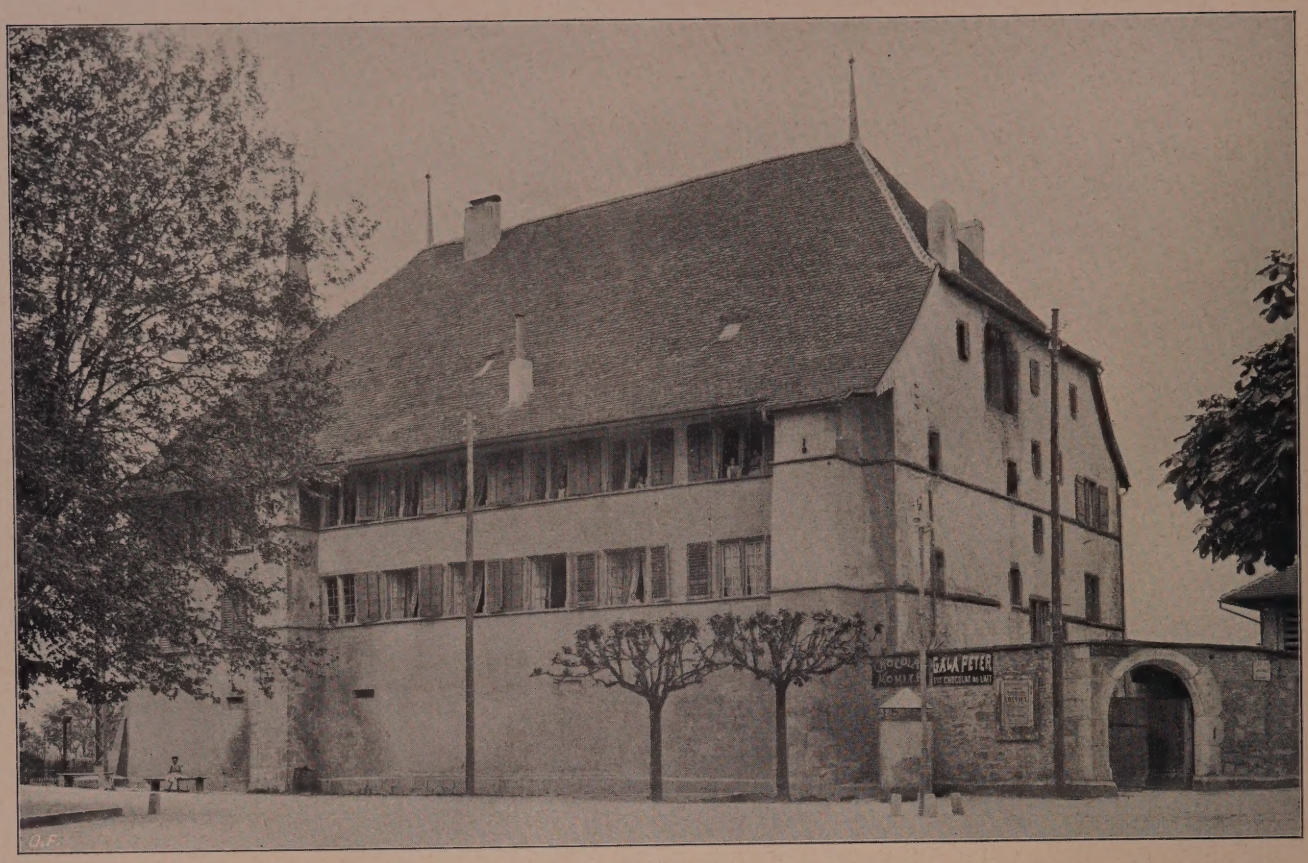


Haus von Herrn Oberförster Schnyder an der Rue du Collège
Ursprünglich 2 Häuser; zu beachten ist die zierliche Profilierung der Reihenfenster

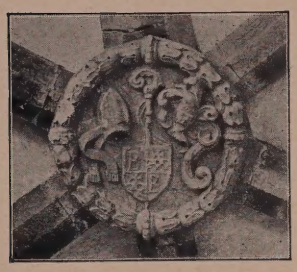


Reihenfenster am Hause Ed. Ceillier, Rue de l'Hôpital 36

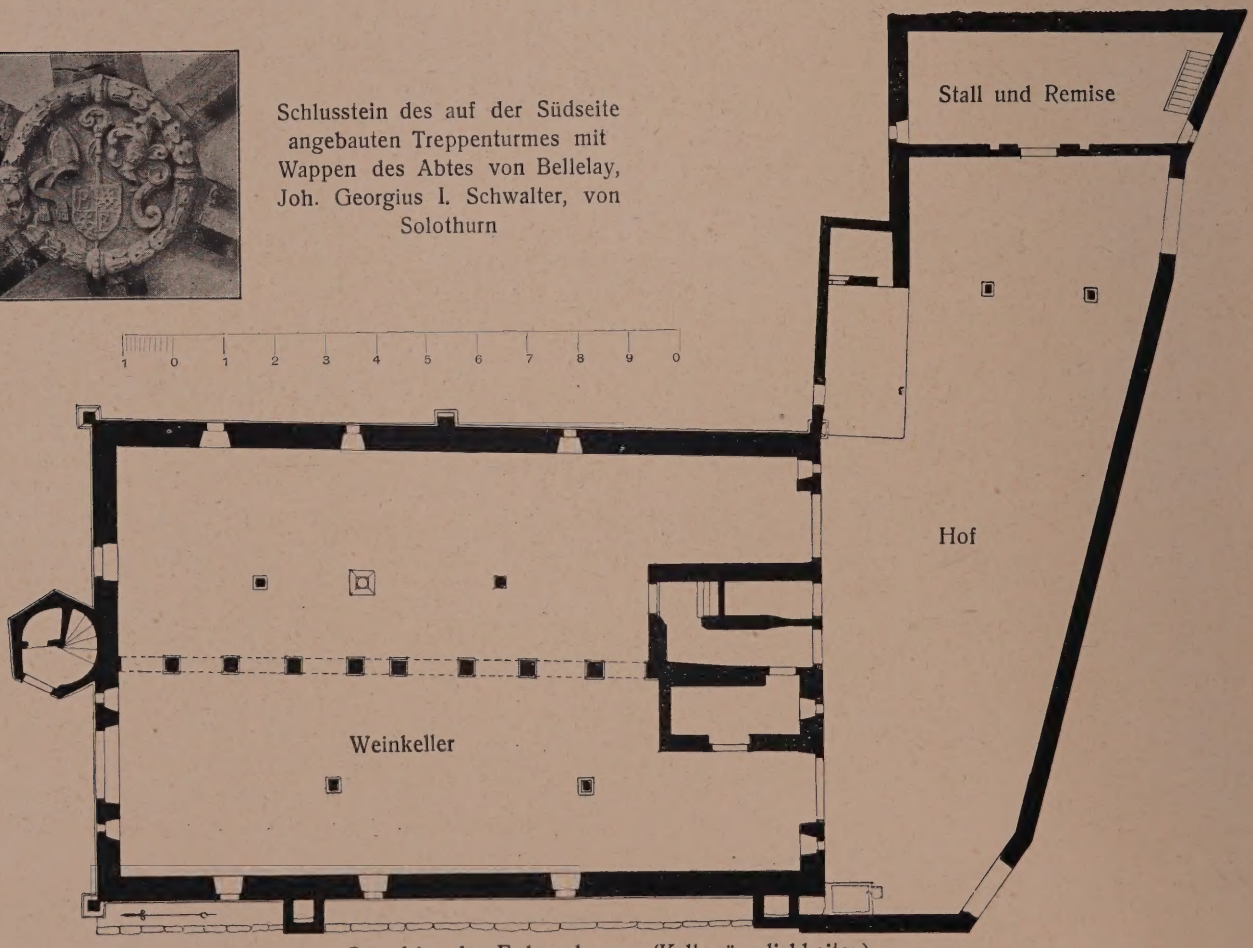
Neuenstadt — Neuveville



Ansicht der Ostseite



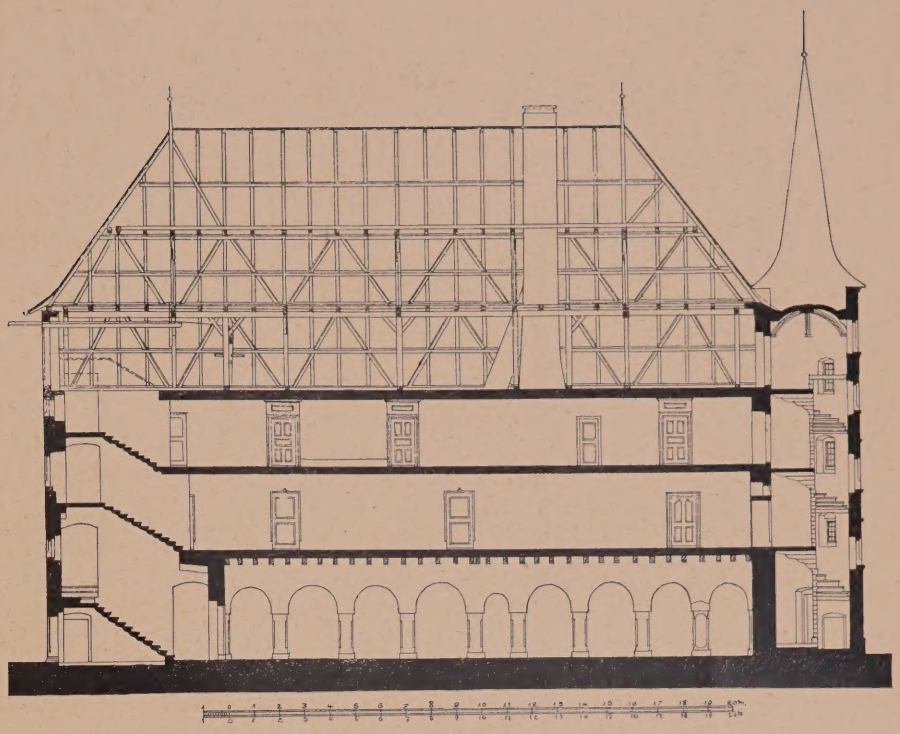
Schlusstein des auf der Südseite angebauten Treppenturmes mit Wappen des Abtes von Bellelay, Joh. Georgius I. Schwalter, von Solothurn



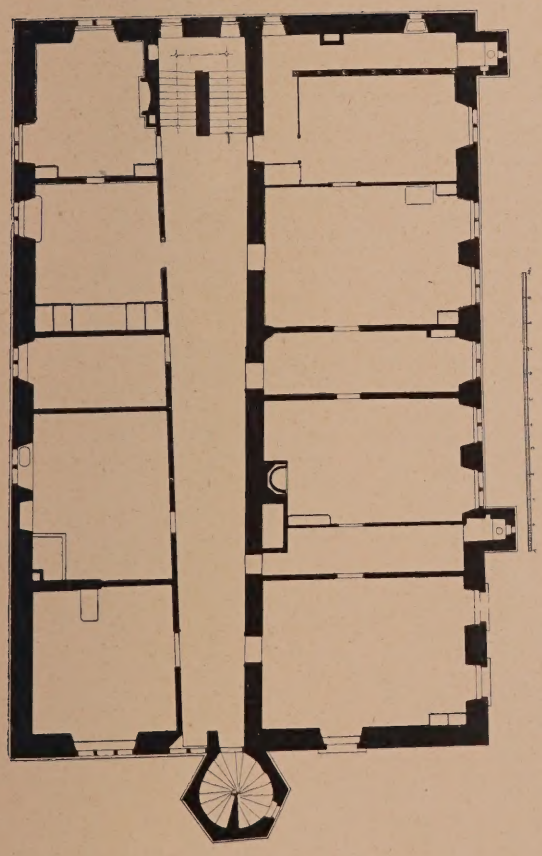
Grundriss des Erdgeschosses (Kellerräumlichkeiten)
Masstab 1 : 150

Neuenstadt — Neuveville, *das „Bernhaus",* früher Herbsthaus der Äbte von Bellelay

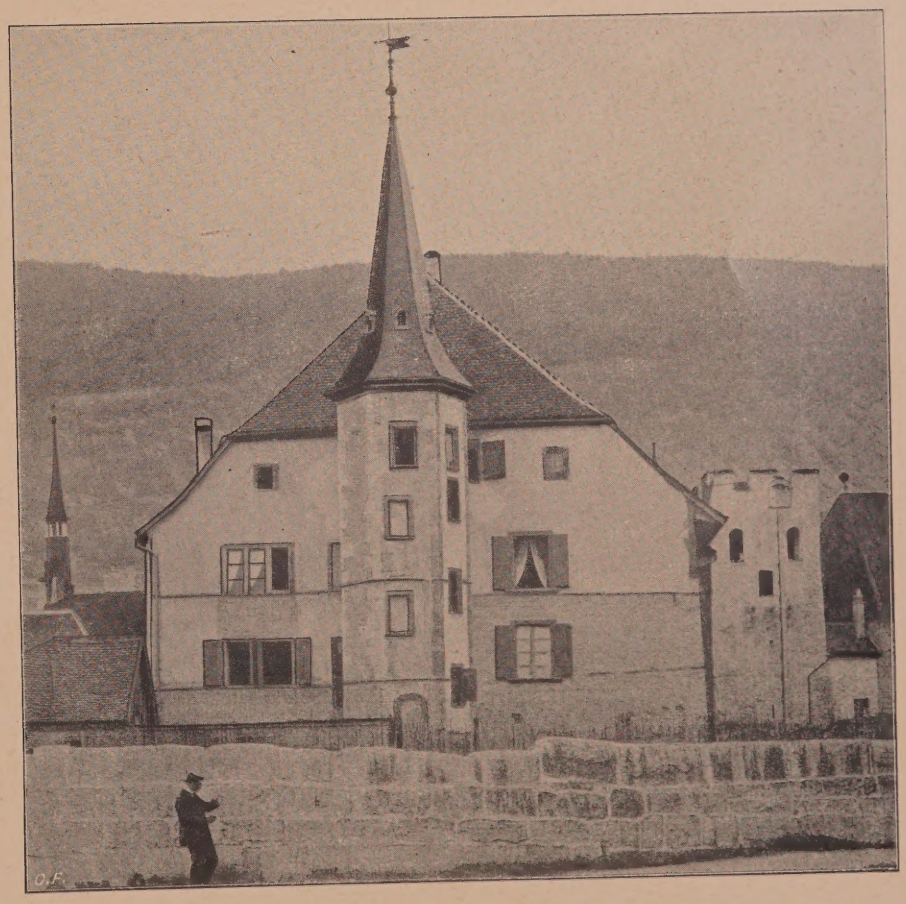
Querschnitt



Längsschnitt



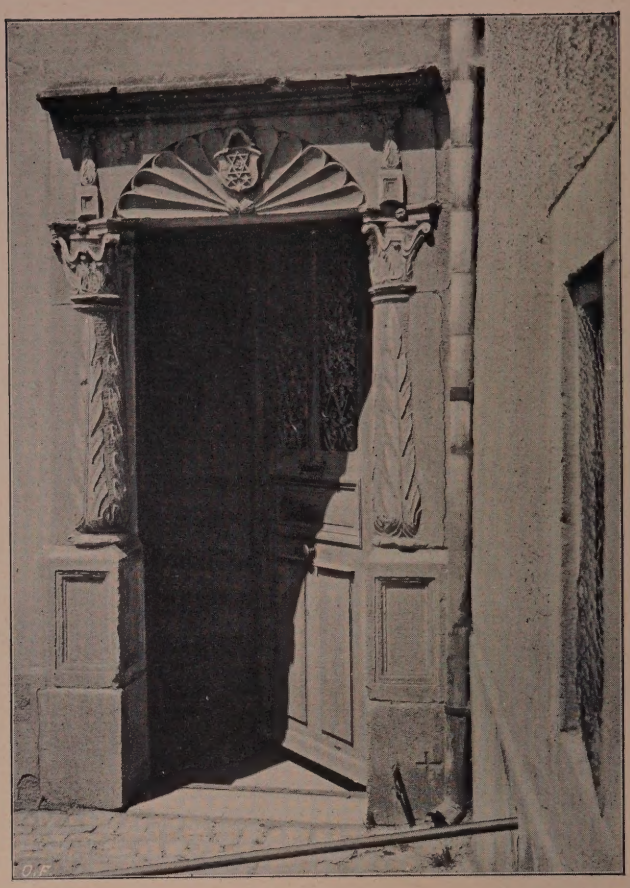
Grundriss des zweiten Stockwerks



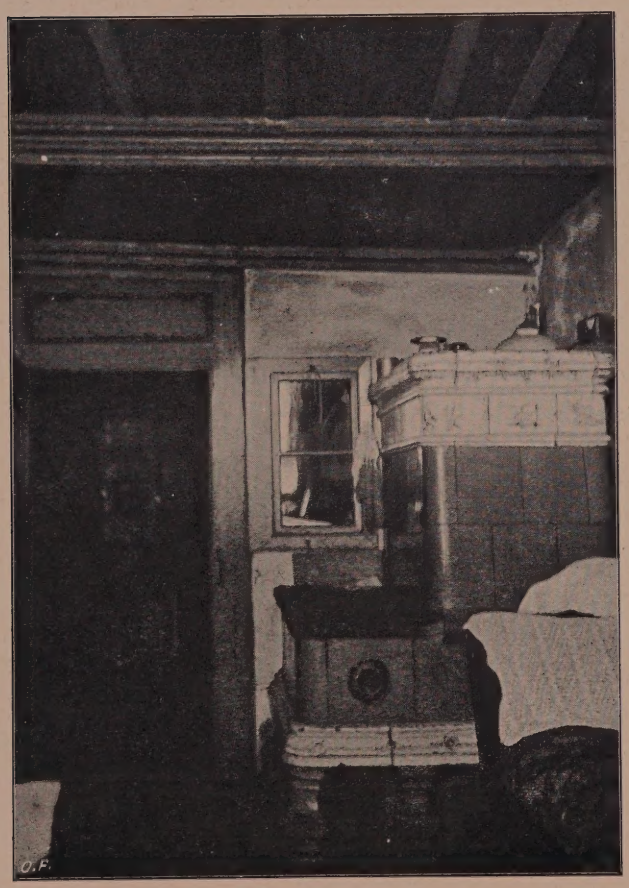
Ansicht der Südfassade
mit dem zwischen 1671 und 1691 angebauten Treppenturm

Neuenstadt — Neuveville, *das „Bernhaus"*

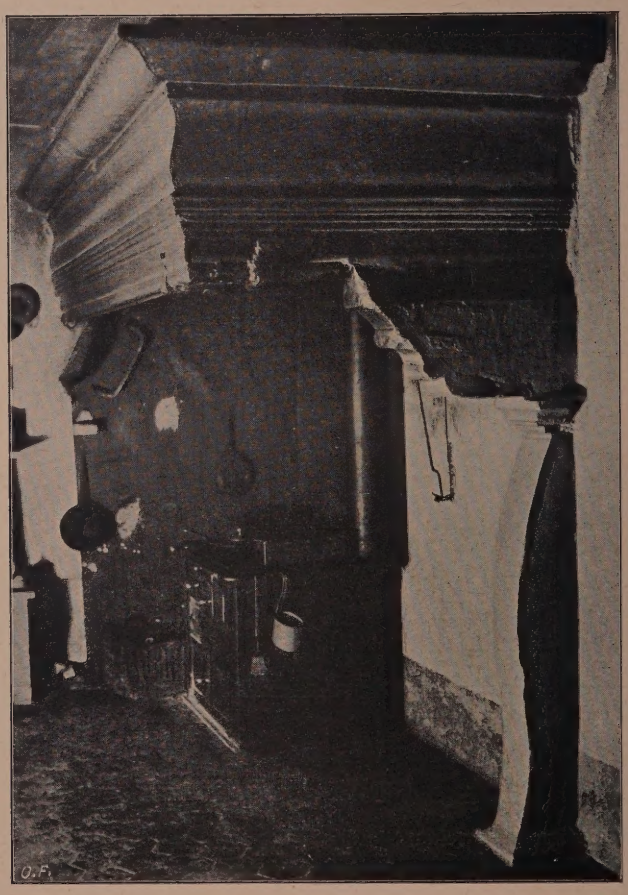
Ehemaliges Haus der Familie v. Ligerz im Faubourg



Türe des Treppenturmes des nebenstehenden Hauses
Das Wappen am Türsturz ist dasjenige der Familie
Bourguignon, die seit 1804 das Haus besitzt

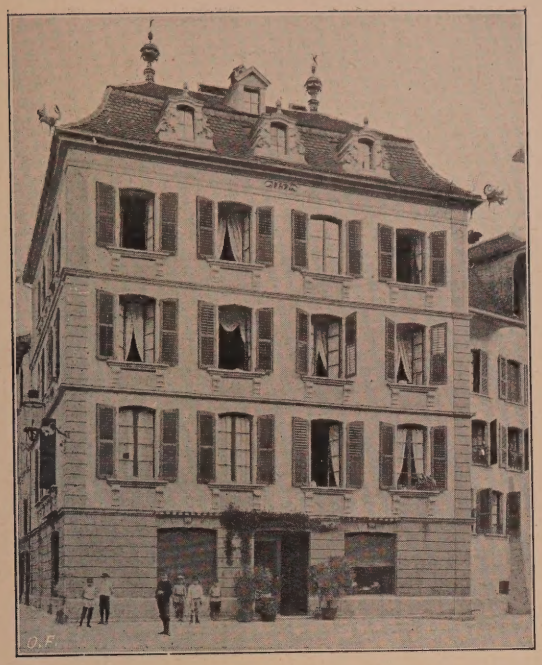


Intérieur aus dem Haus Nr. 119
Rue du Collège (Vergl. Tafel 81)

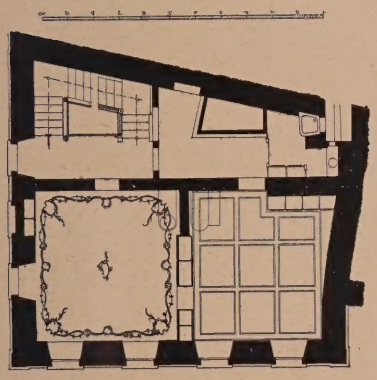


Kaminhut in der Küche des ersten Stockwerks des
„Bernhauses" (Vergl. Tafel 84)

Neuenstadt — Neuveville

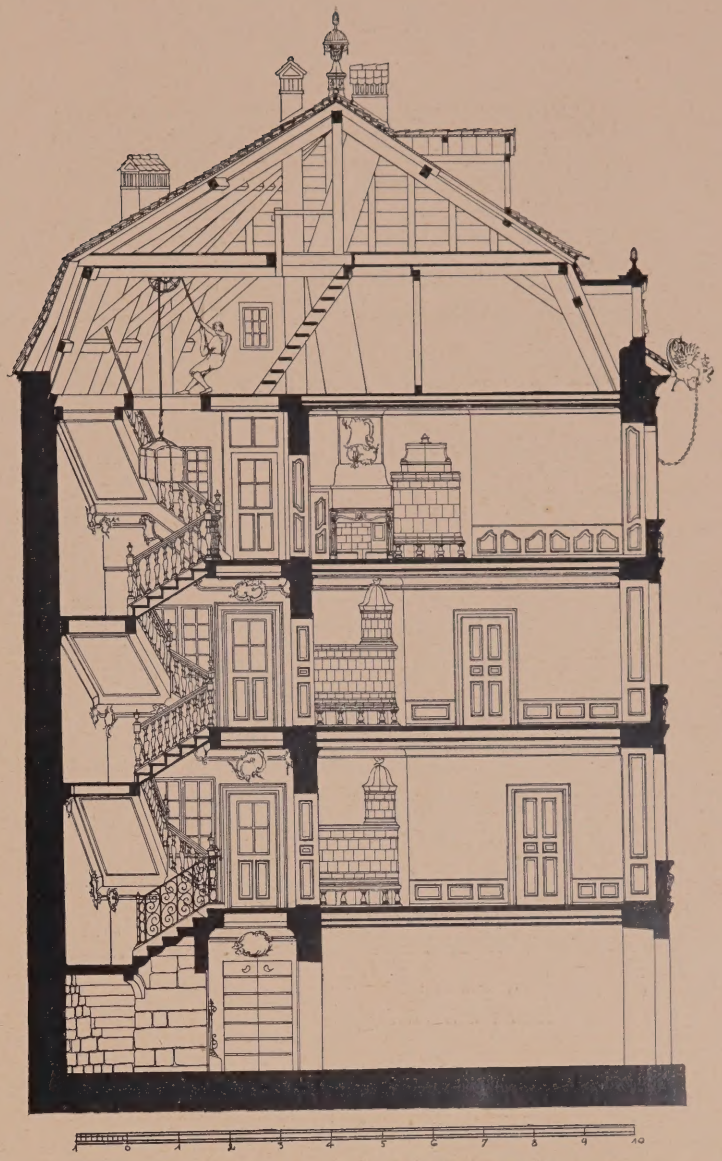


Haus „aux dragons“, erbaut 1757/58 vom Stadtschreiber David François Chiffelle



Haus „aux dragons“
Grundriss des ersten Stockwerkes

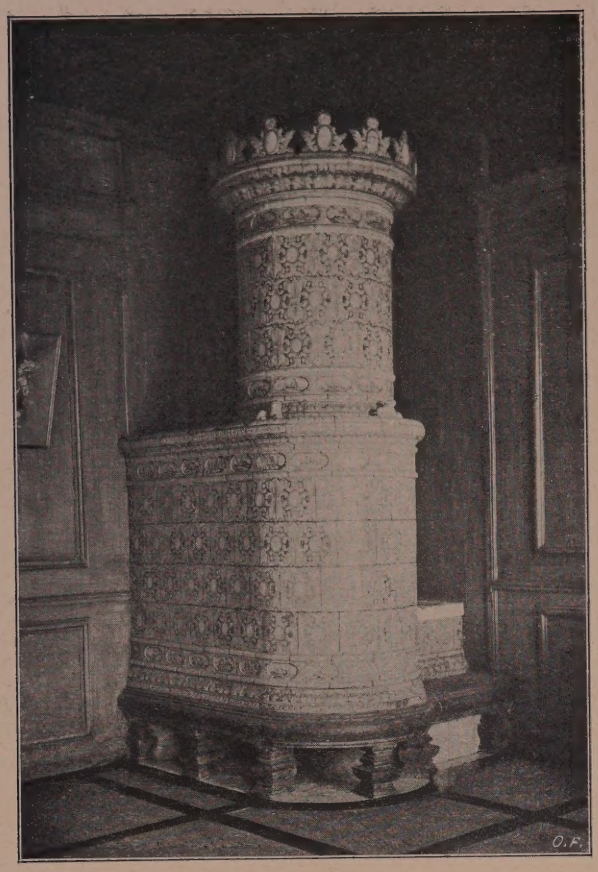
Haus „aux dragons“, Treppenhaus



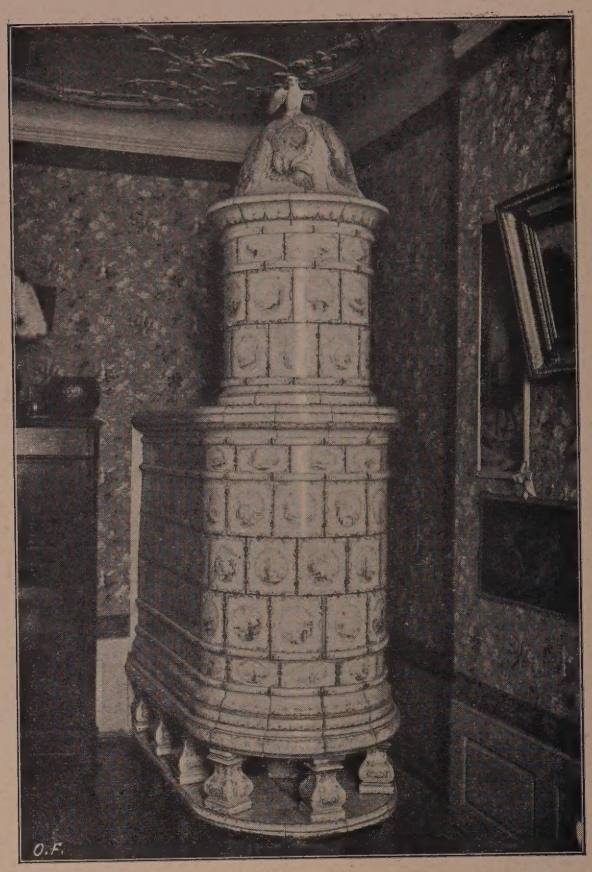
Haus „aux dragons“, Querschnitt

Plan von Neuenstadt

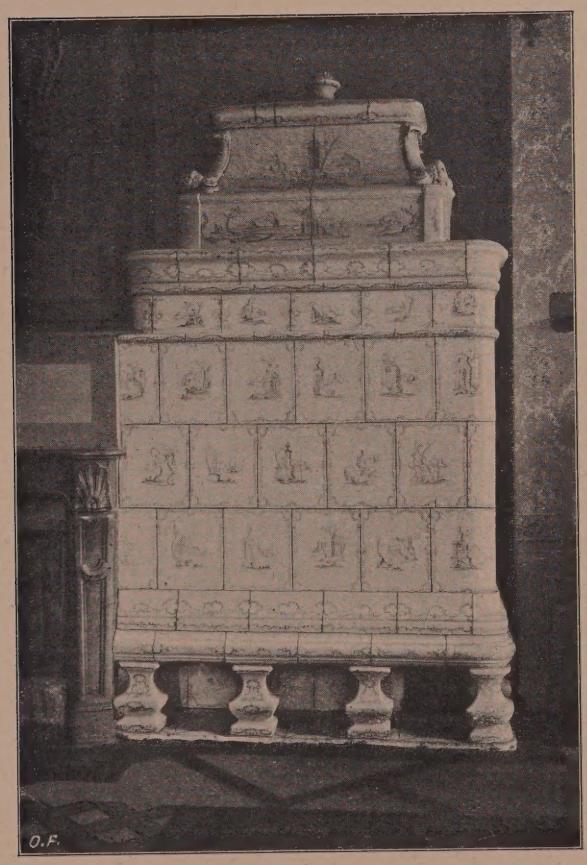
Neuenstadt — Neuveville



Ofen aus dem ehemaligen Schaufelbergerhaus in Erlach
(jetzt im Schloss Jegenstorf) datiert 1701



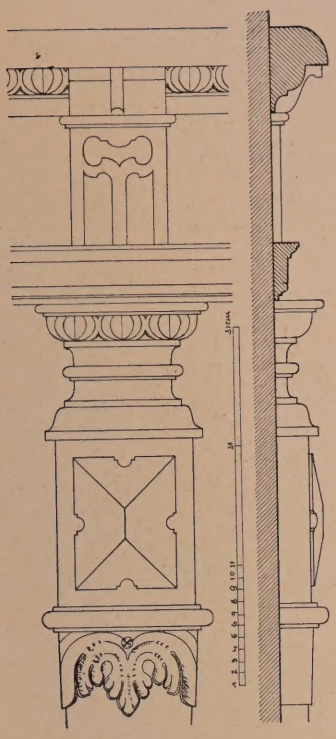
Ofen aus dem Hause „aux dragons“ in Neuenstadt
violettbraune Malerei auf weiss
wahrscheinlich von Samuel Landolt 1732/1780

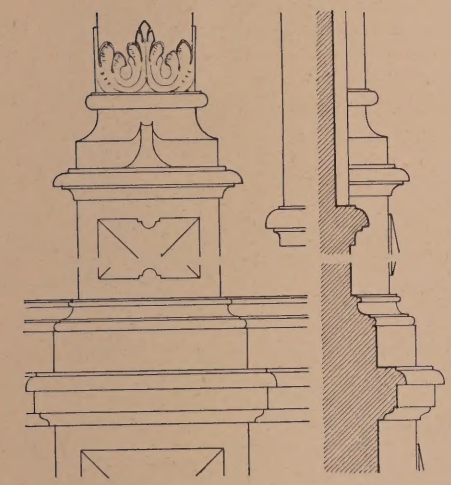


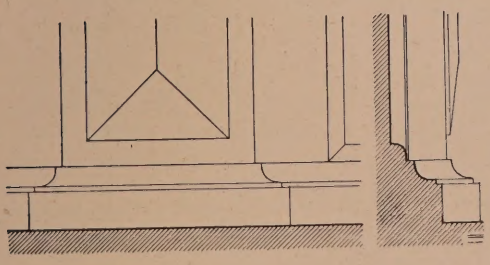
Ofen aus dem Hause „aux dragons“ in Neuenstadt
violettbraune Malerei auf weiss
vermutlich von Samuel Landolt 1732/1780

Ofen im Hause der Frl. Besson in Neuenstadt
violettbraune Malerei auf weiss
1732/1780

Neuenstadt und **Erlach**
Neuveville et **Cerlier**

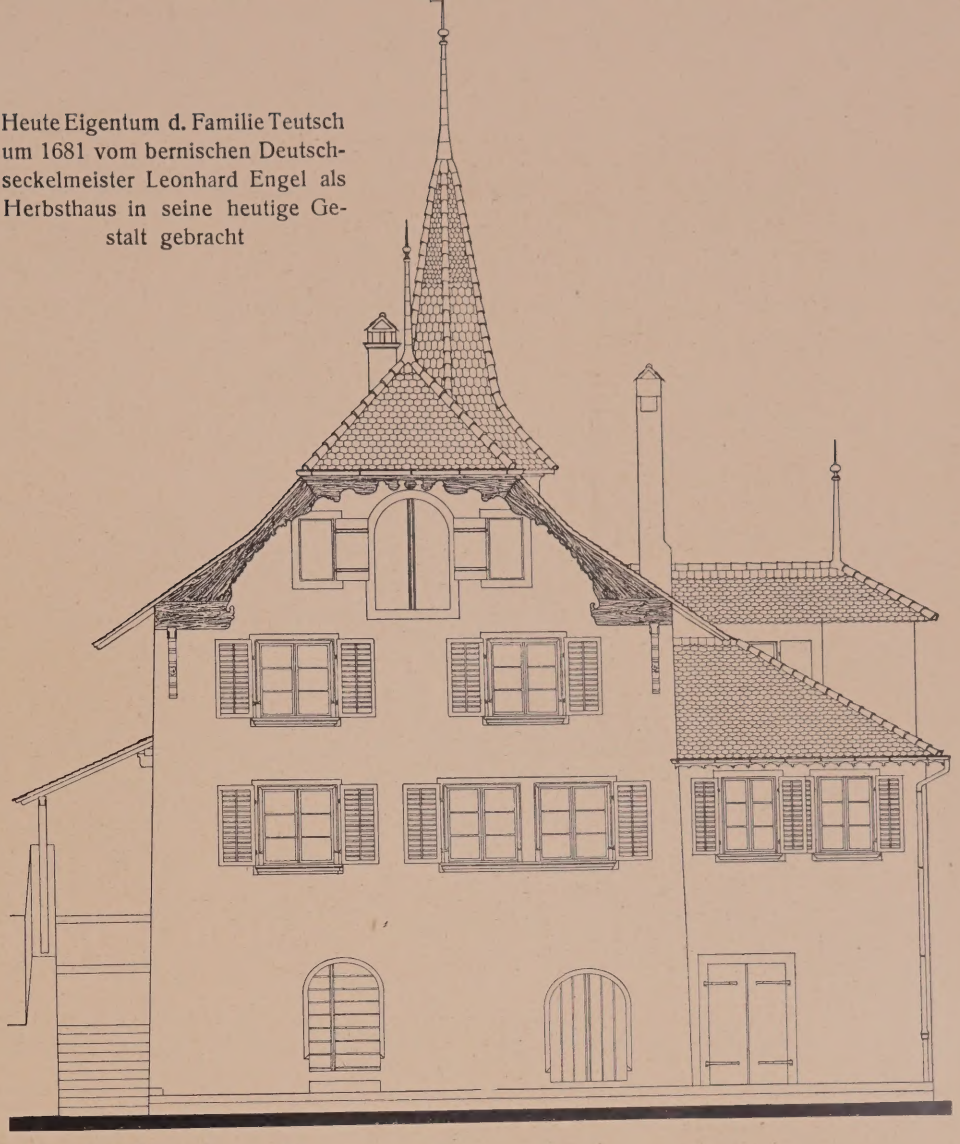


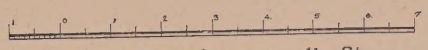




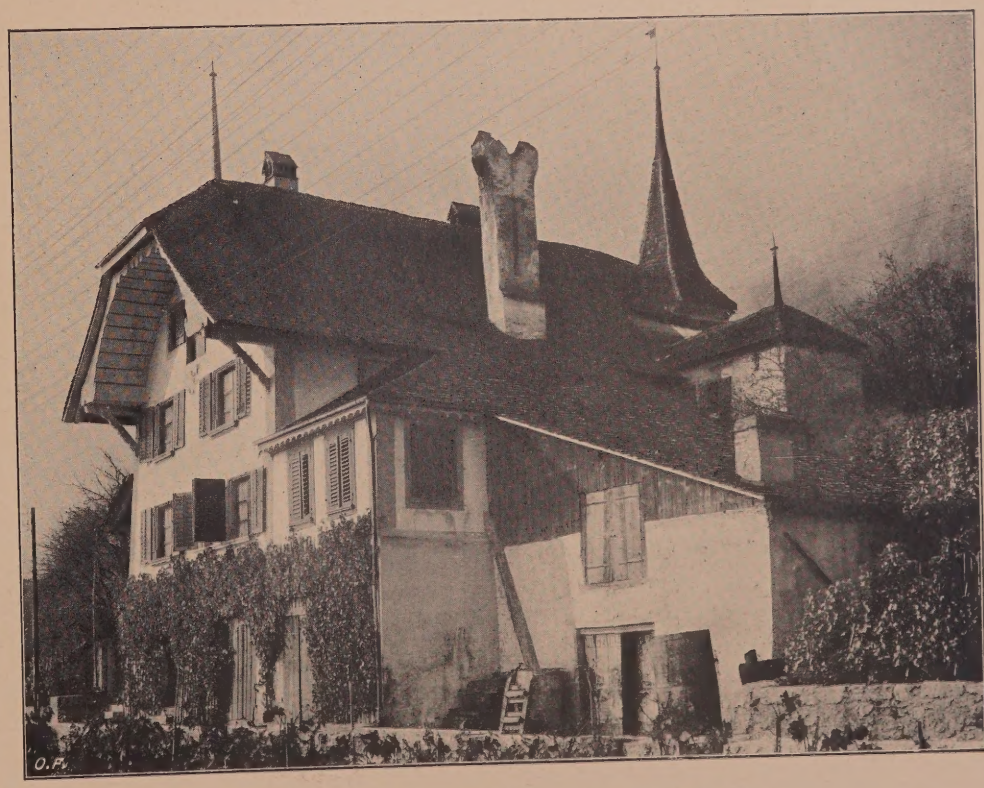
Pilaster des Getäfers im Wohnzimmer des ersten Stockwerks

Heute Eigentum d. Familie Teutsch um 1681 vom bernischen Deutschseckelmeister Leonhard Engel als Herbsthaus in seine heutige Gestalt gebracht



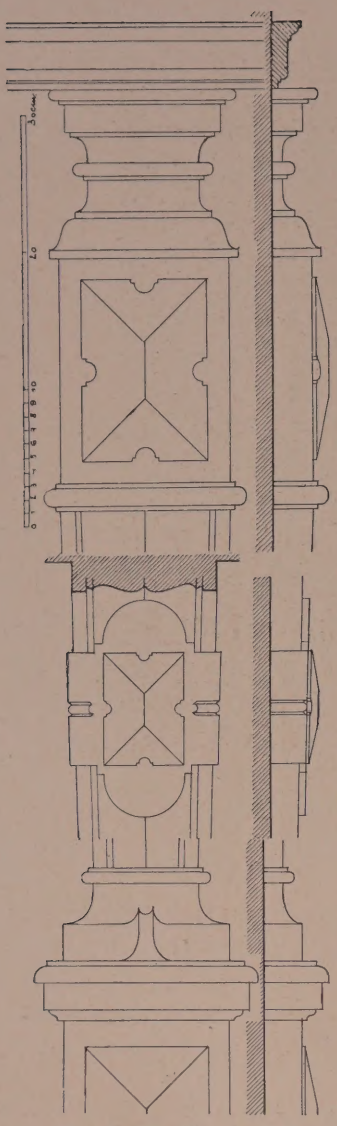


Aufriss der Fassade gegen die Strasse



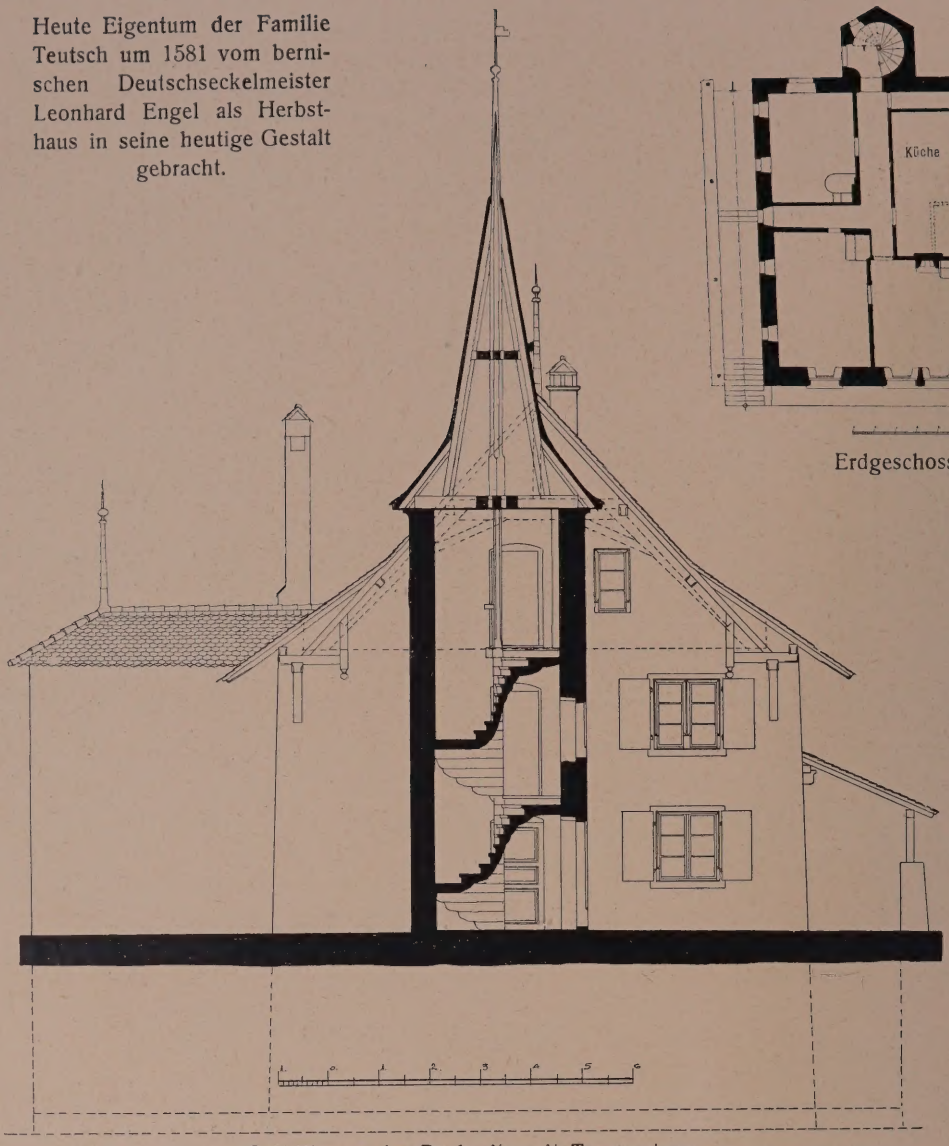
Photographische Ansicht von der Nordostseite

Schaffis — Chavannes, *das Kirchbergerhaus 1681*

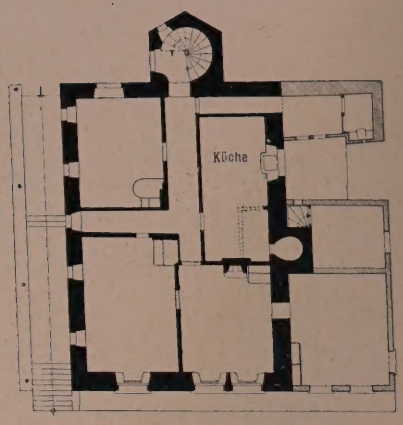


Detail zum Wandgetäfer

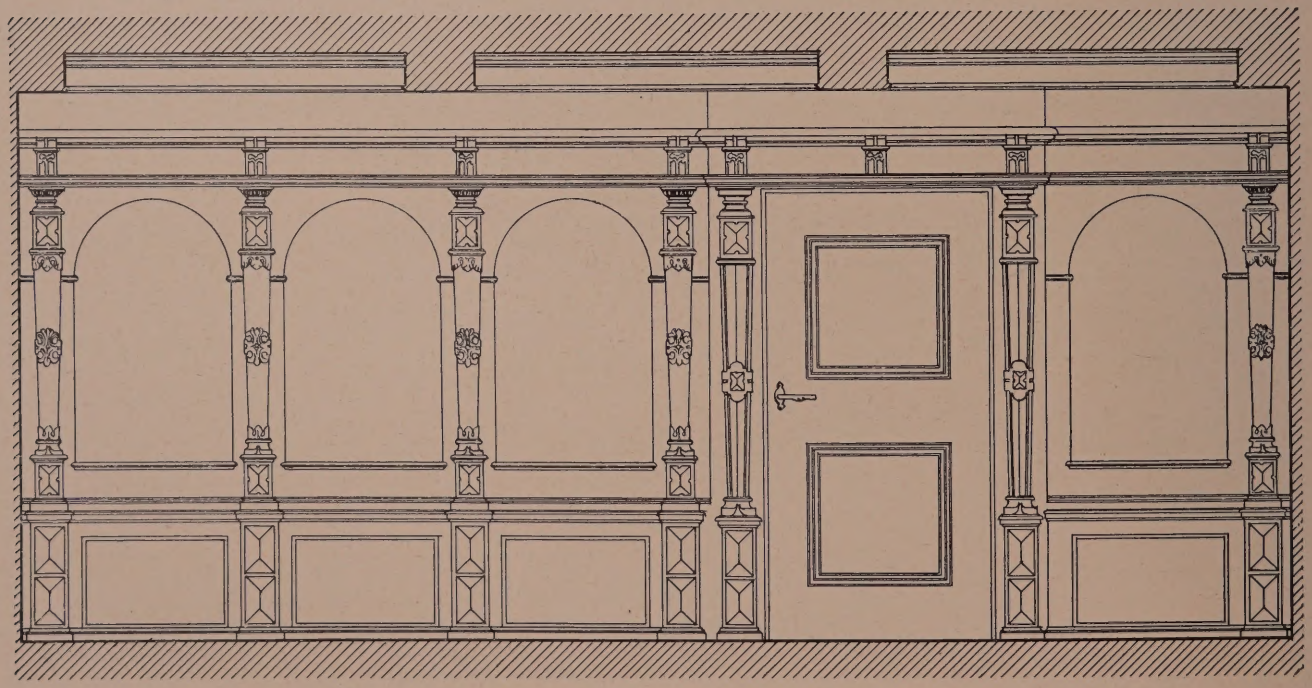
Heute Eigentum der Familie Teutsch um 1581 vom bernischen Deutschseckelmeister Leonhard Engel als Herbsthaus in seine heutige Gestalt gebracht.



Schnitt von der Rückseite mit Treppenturm

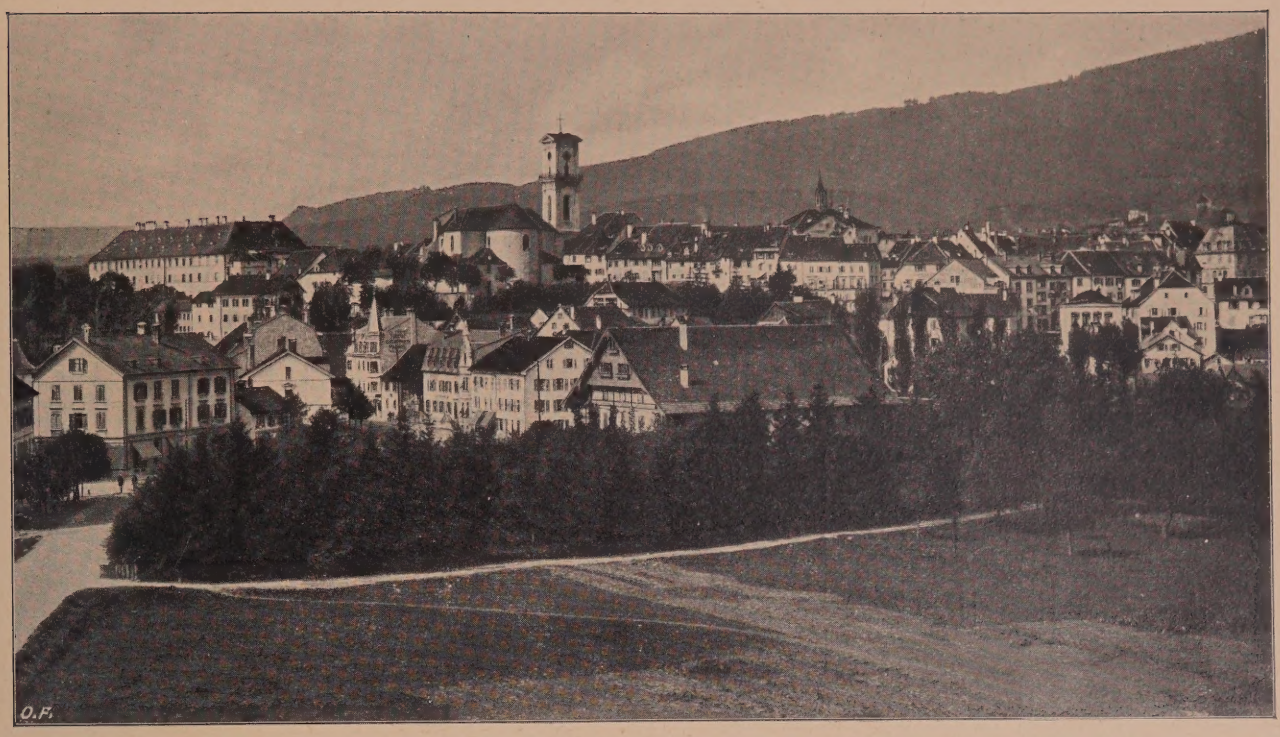


Erdgeschoss

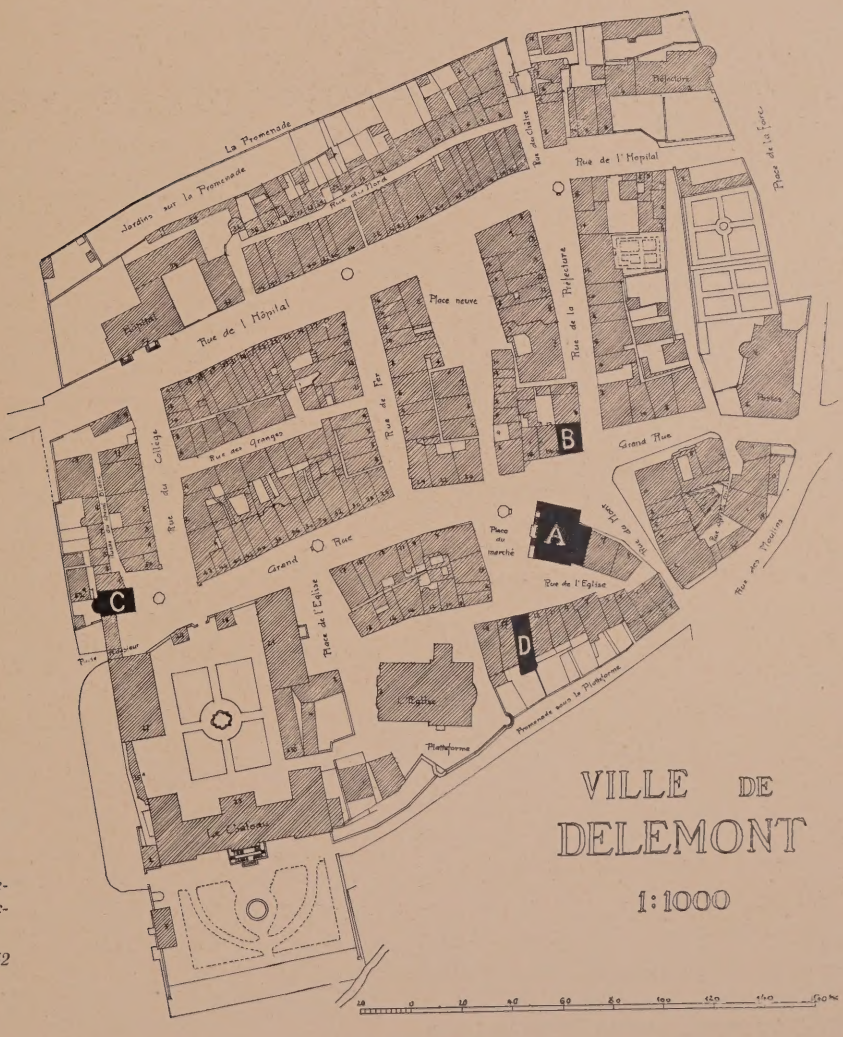


Eichenes Wandgetäfer im Wohnzimmer des ersten Stockwerks

Schaffis — Chavannes, *das Kirchbergerhaus 1681*



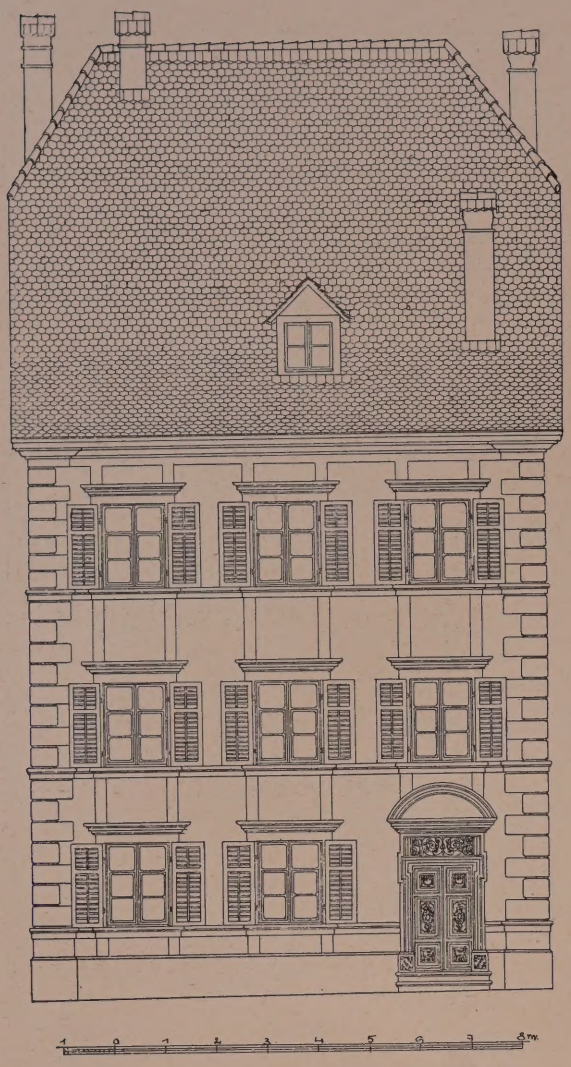
Stadtansicht



A Rathaus, Hôtel de ville
B Eckhaus Grandrue-Rue de la Préfecture
C Grande-Rue Nr. 52
D Rue de l'Eglise Nr. 15

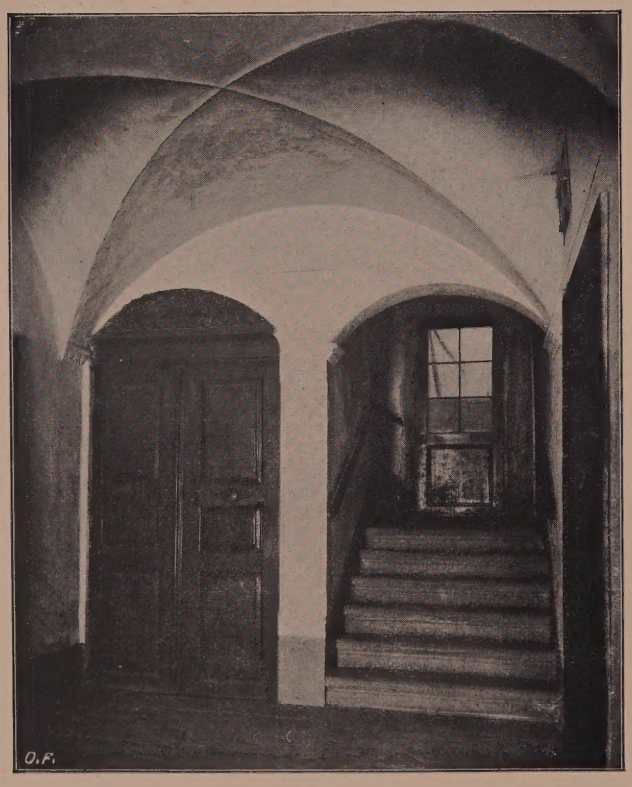
Stadtplan

Delémont — Delsberg

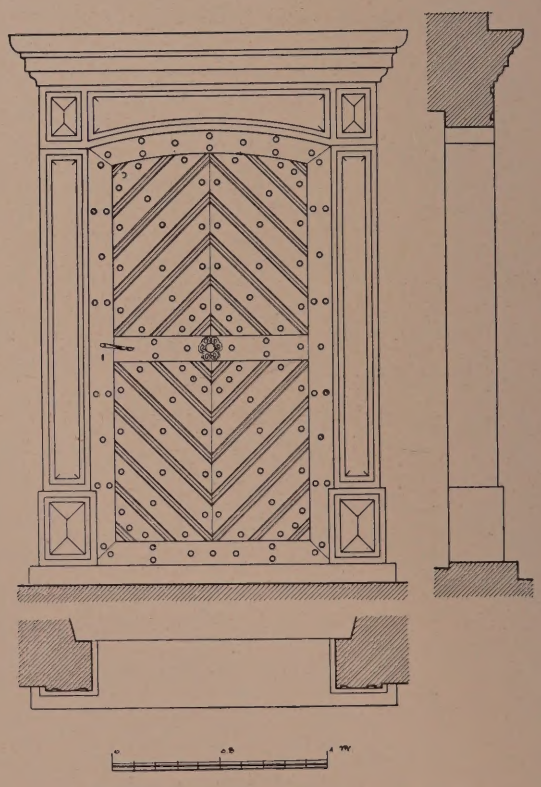


Aufriss der Fassade

Haustüre



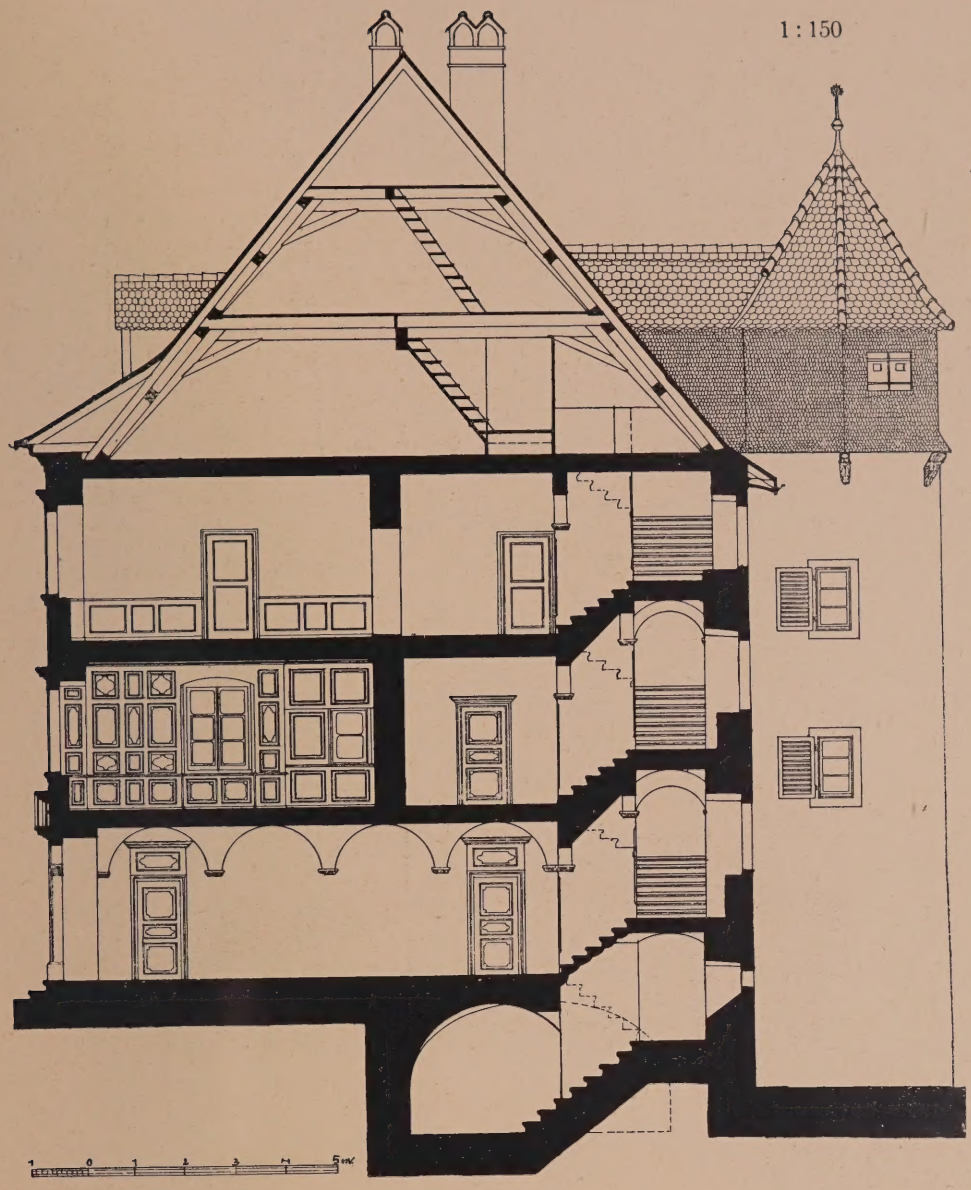
Hauseingang mit Treppe



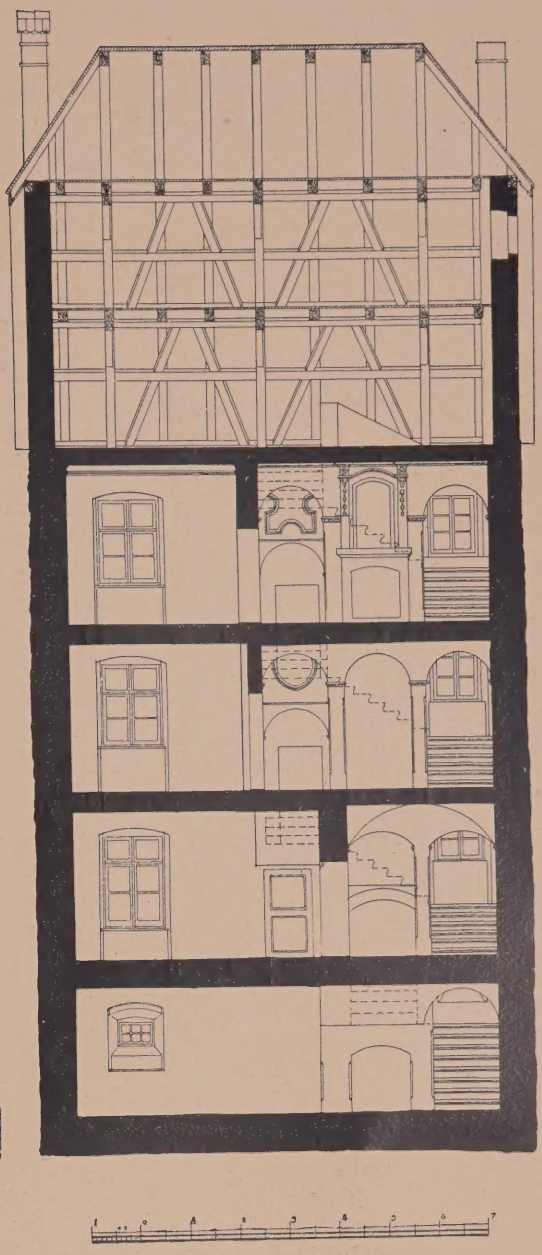
Haustüre aus der „Rue de l'Eglise"

Delémont — Delsberg, *Grandrue Nr. 52*

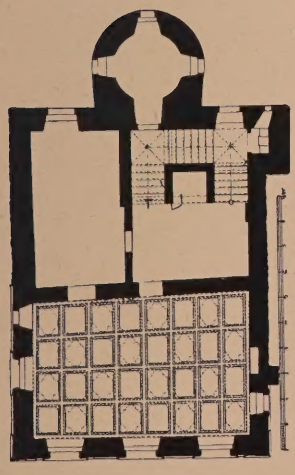
1 : 150



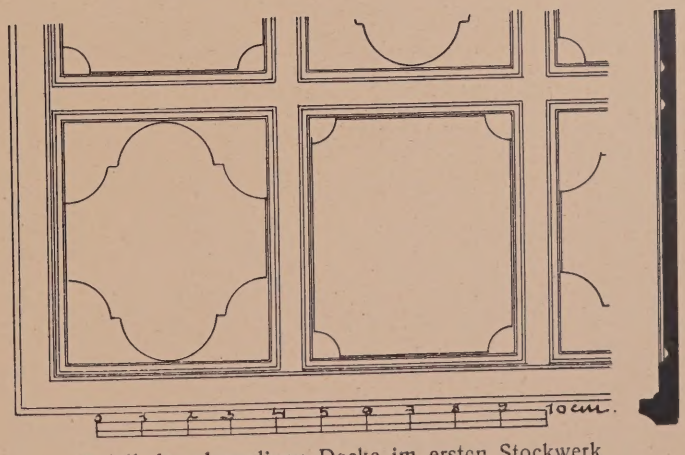
Längsschnitt



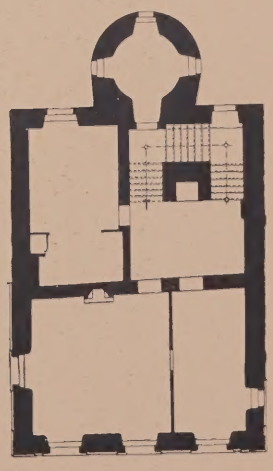
Querschnitt



Grundriss
des ersten Stockwerks



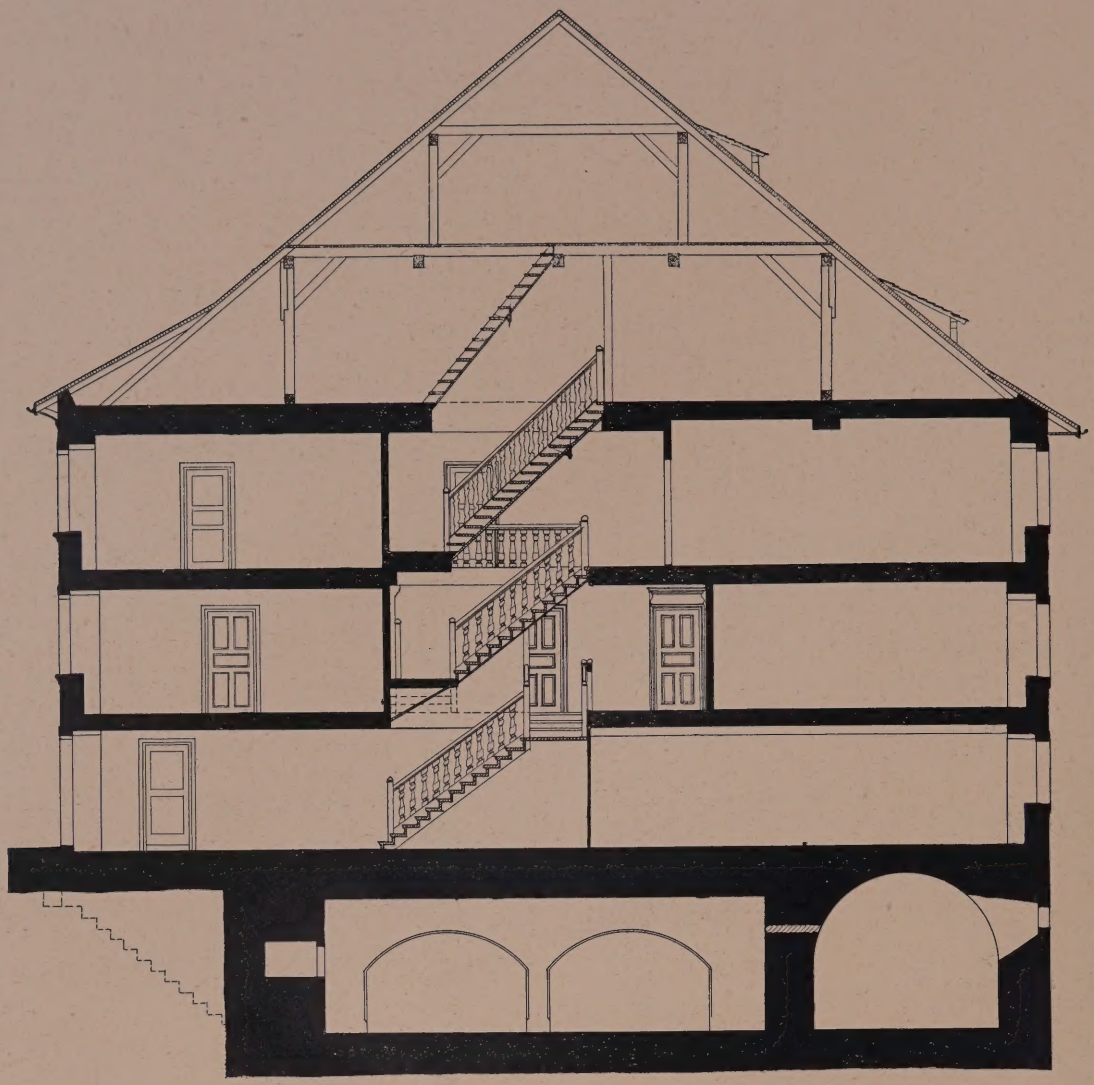
Detail der ehemaligen Decke im ersten Stockwerk



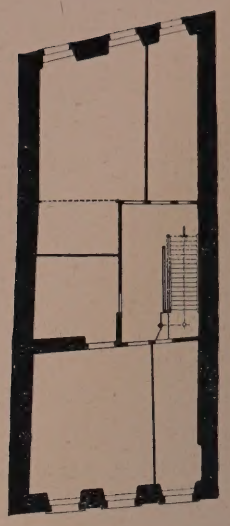
Grundriss
des zweites Stockwerks

Haus Grandrue Nr. 52

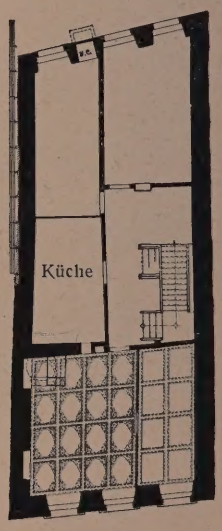
Delémont — Delsberg



Schnitt

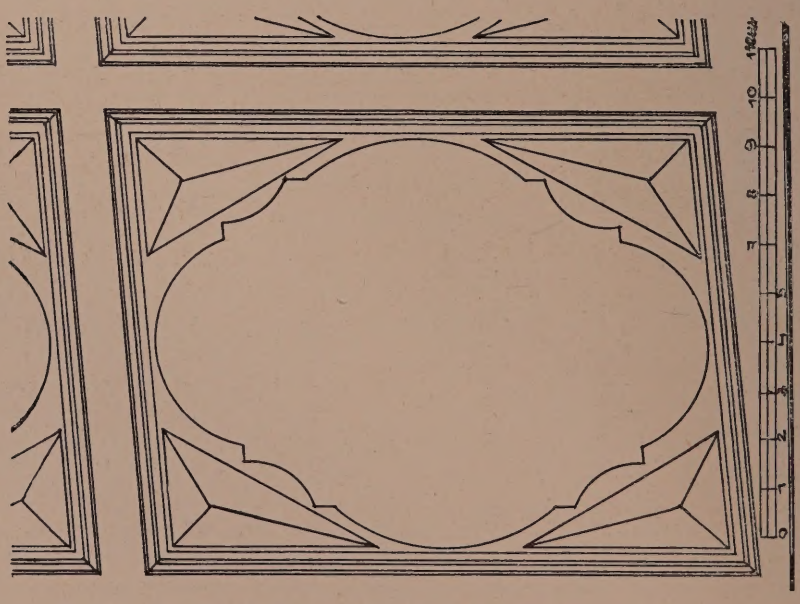


Plan des
zweiten Stockwerks



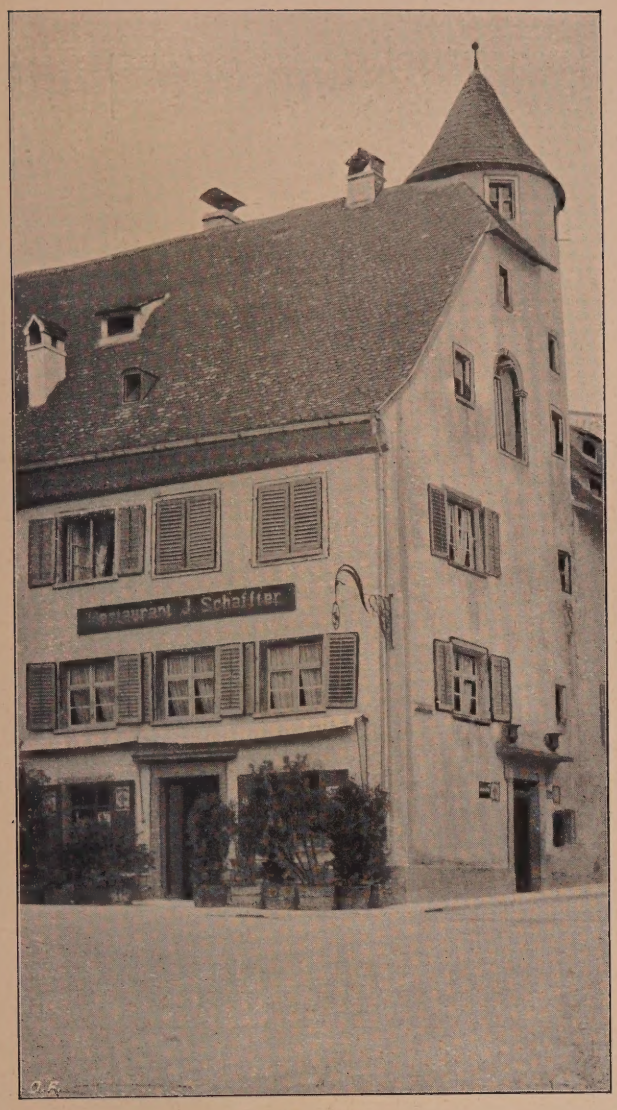
Plan des
zweiten Stockwerks

Ansicht



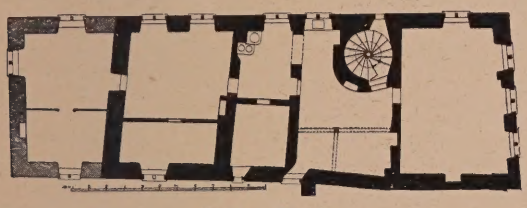
Deckendetail im ersten Stockwerk

Delémont — Delsberg, *Rue de l'Eglise Nr. 15*

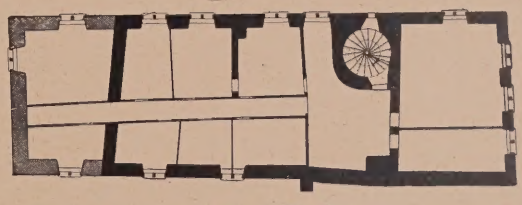


Eckhaus Grandrue – Rue de la Préfecture mit Jahrzahl 1559

Rathaus, Freitreppe und Haupteingang

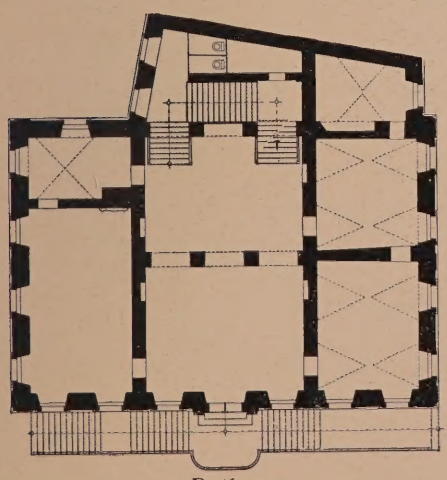


Erster Stock

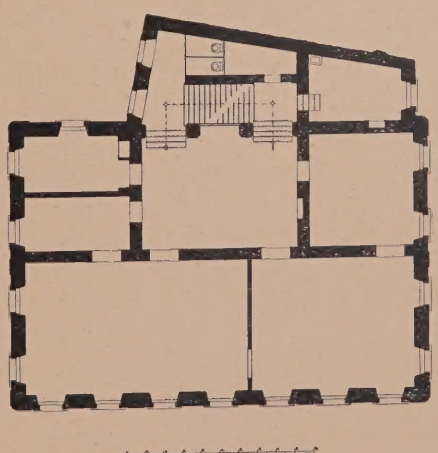


Zweiter Stock

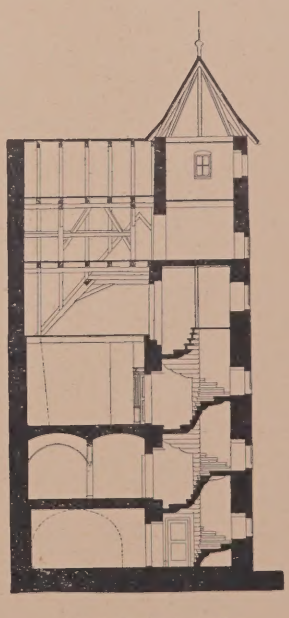
Grundrisse des *Eckhauses Grandrue — Rue de la Préfecture*



Rathaus
Grundriss des Erdgeschosses (Hochparterre)

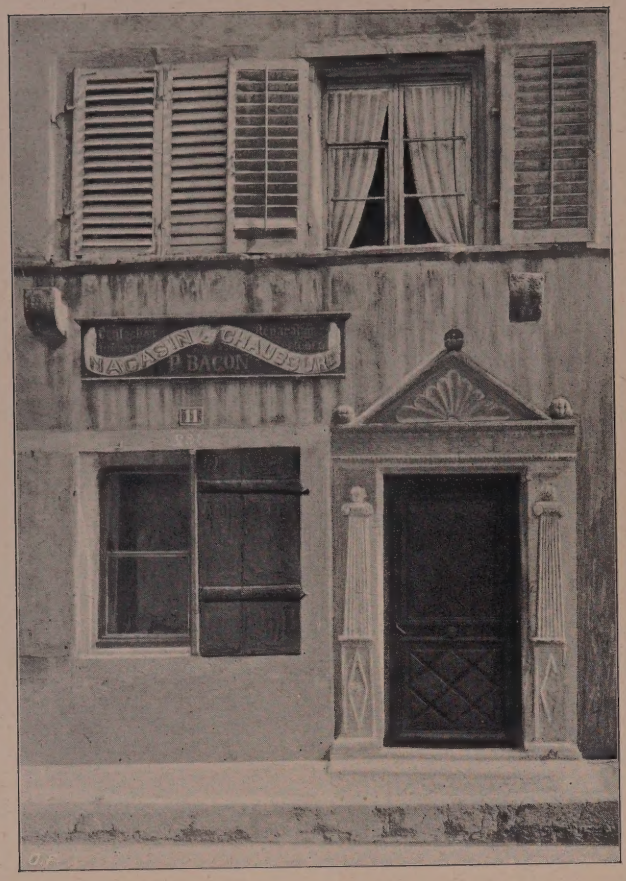


Rathaus
Grundriss des ersten Stockwerks



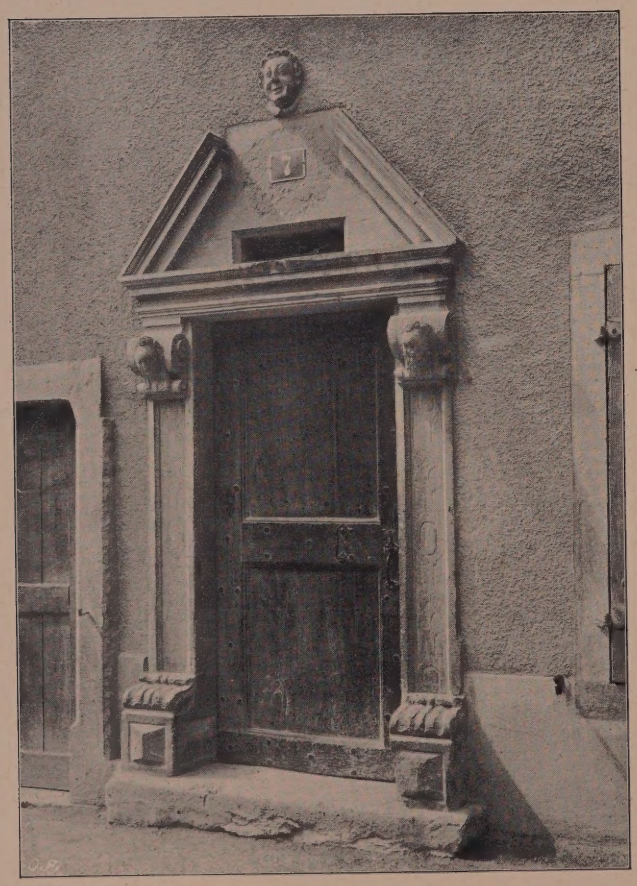
Schnitt des *Eckhauses Grandrue — Rue de la Préfecture*

Delsberg — Delémont



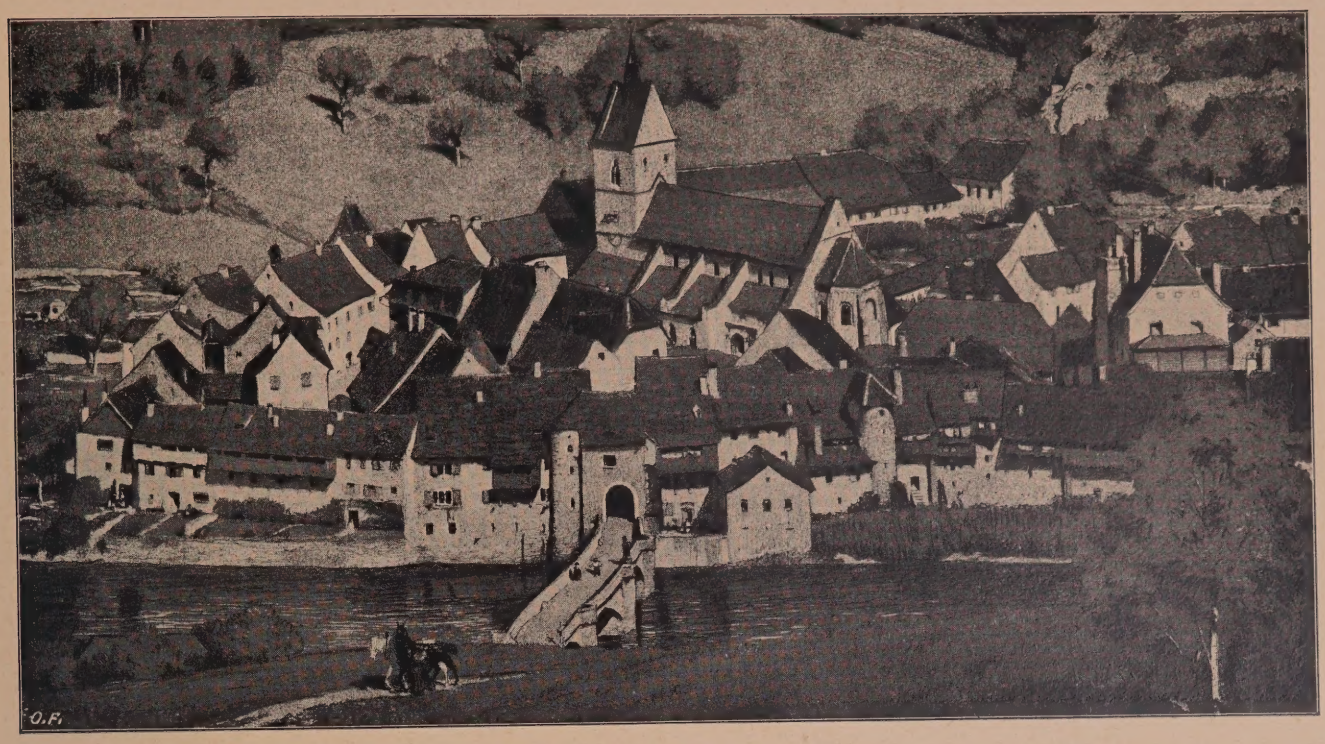
Grandrue Nr 11

Préfecture



Vom Hause Nr. 7, Rue du Collège

Delémont — Delsberg, *Eingänge*



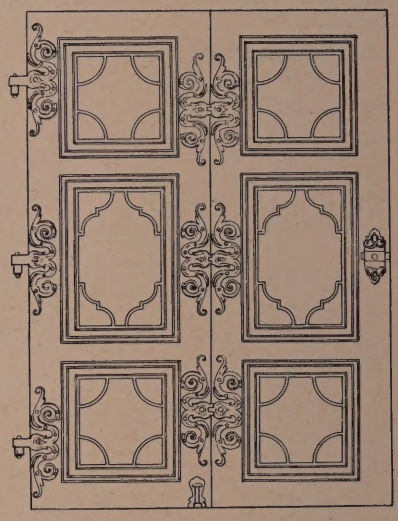
Stadtansicht
nach einem farbigen Steindruck von Emil Schill von 1905

Stadtplan 1 : 1300
A Rathaus, B Haus Rue basse Nr. 21, C Haus Rue basse Nr. 36

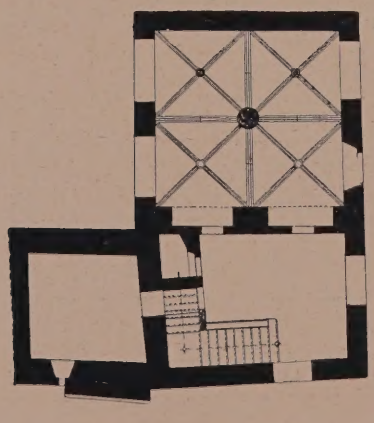
St. Ursanne — St. Ursitz

Doubsbrücke mit Statue des hl. Nepomuk, dahinter die 1522 erbaute Porte du Pont
Die Brücke wurde in ihrer heutigen Gestalt 1728/29 nach Plänen des Advokaten Humbert vom Maurermeister Brünet für 1305 ℔ erbaut, an Stelle einer früheren von 1670.

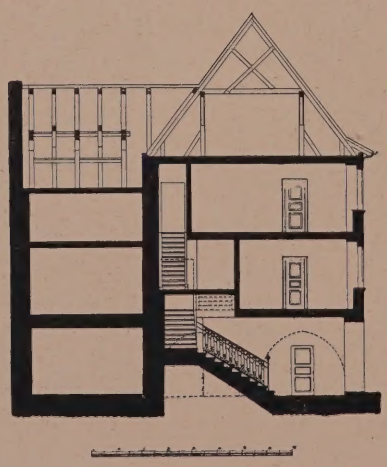
Ansicht des Rathauses



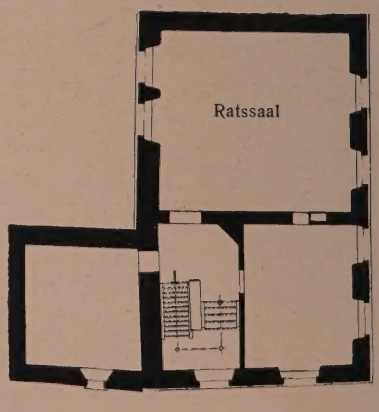
Gangtüre im ersten Stockwerk



Grundriss des Erdgeschosses

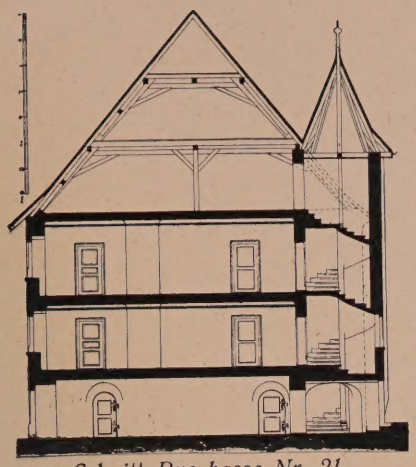


Schnitt

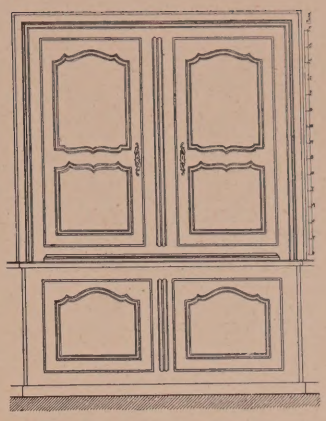


Grundriss des ersten Stockwerks

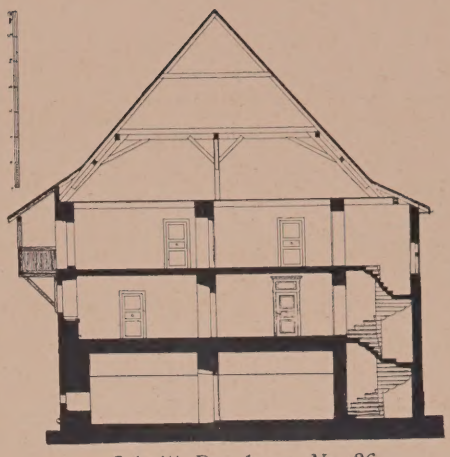
St. Ursanne — St. Ursitz, *das Rathaus, Grandrue Nr. 82*



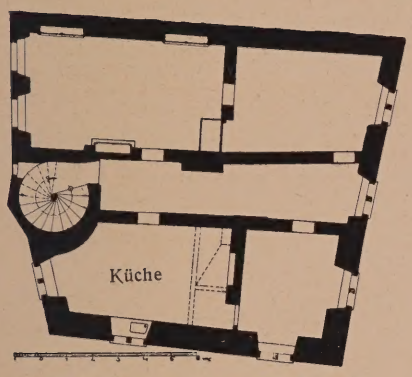
Schnitt *Rue basse Nr. 21*



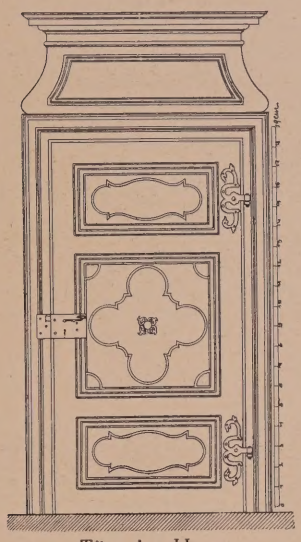
Wandschrank Rue basse Nr. 21



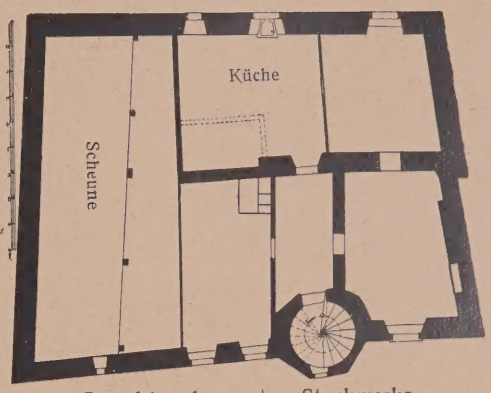
Schnitt *Rue basse Nr. 36.*



Grundriss des ersten Stockwerks
Rue basse Nr. 21



Türe im Hause
Rue basse Nr. 21

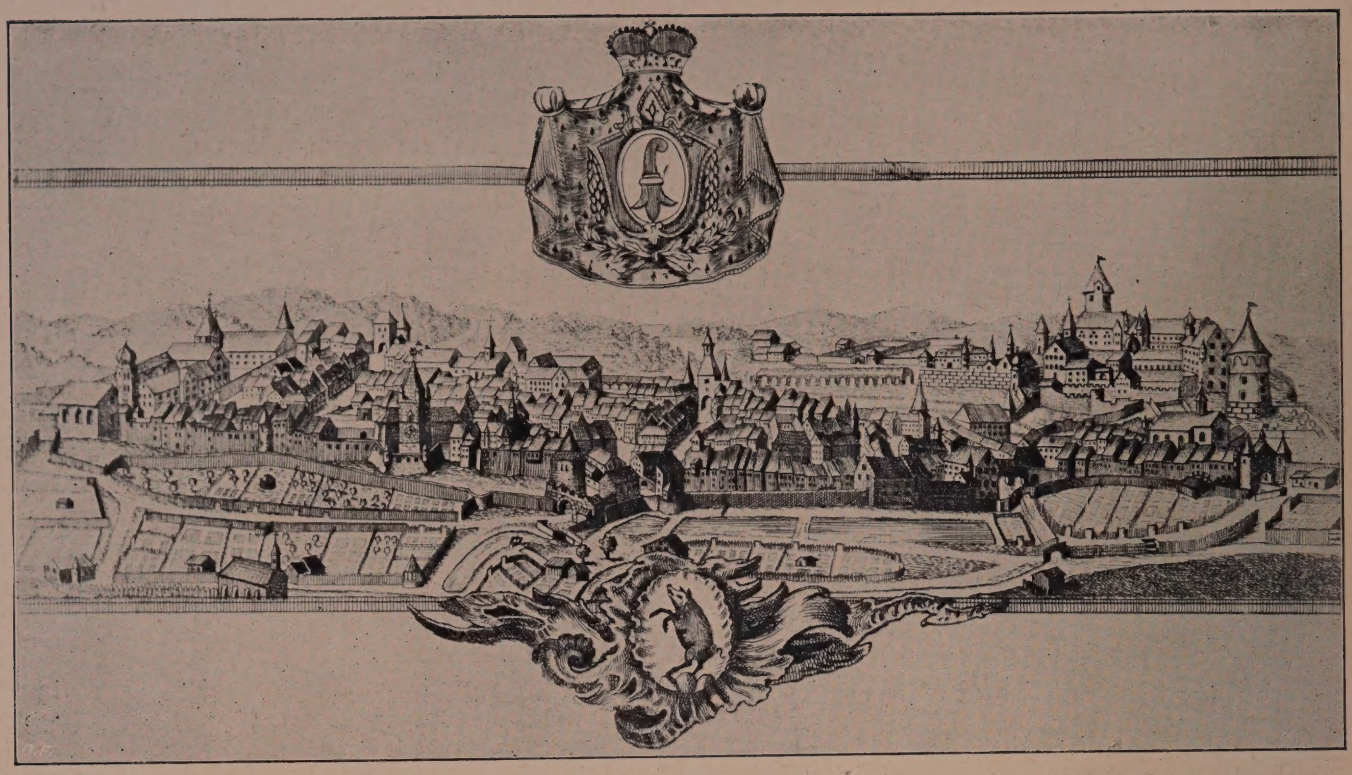


Grundriss des ersten Stockwerks
Rue basse Nr. 36

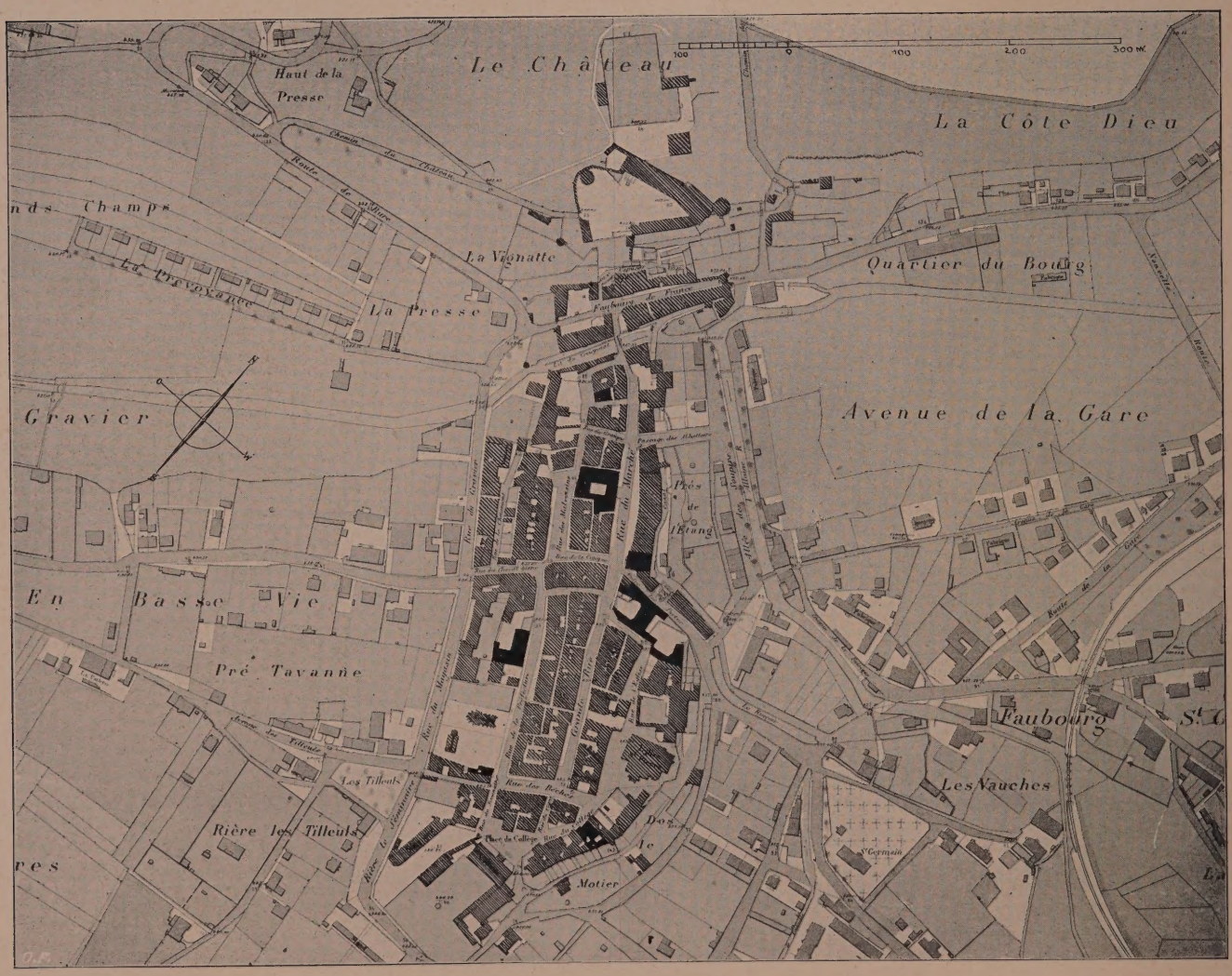
Haus des Konsumvereins Rue basse Nr. 21
früher fürstbischöfliches Zehnthaus

Haus Rue basse Nr. 36

St. Ursanne — St. Ursitz, *Häuser an der Rue basse*

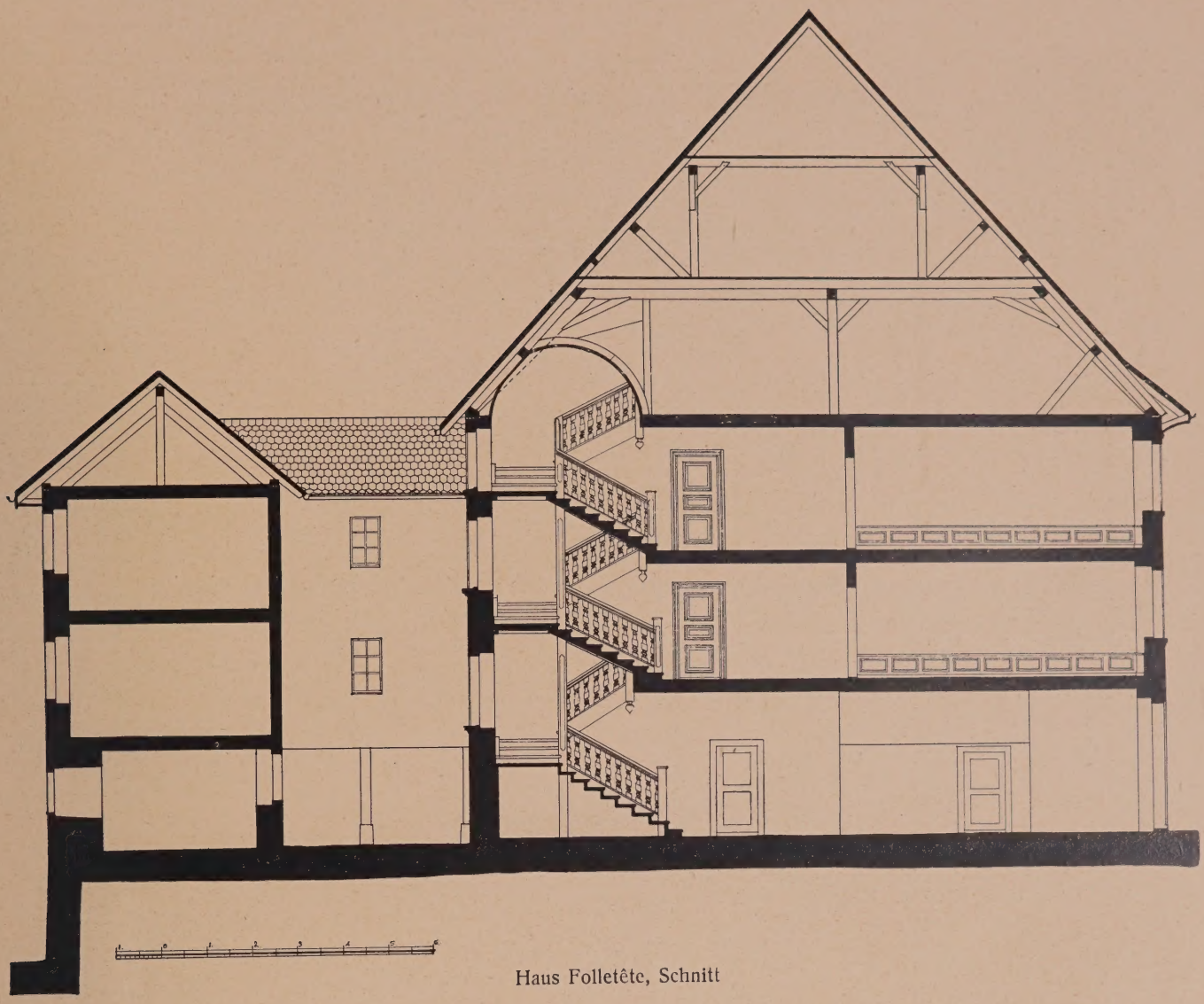


Ansicht der Stadt von 1737

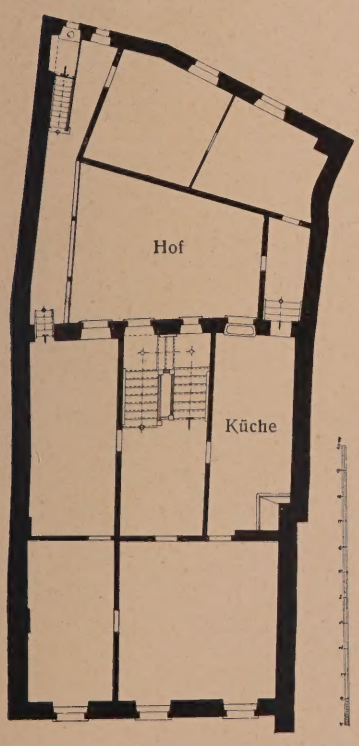


Plan der Stadt

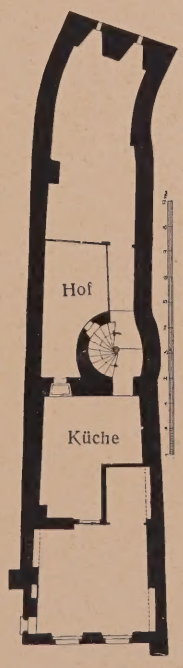
Porrentruy — Pruntrut



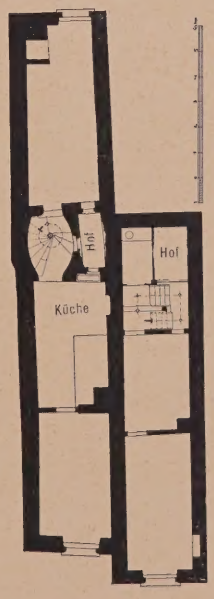
Haus Folletête, Schnitt



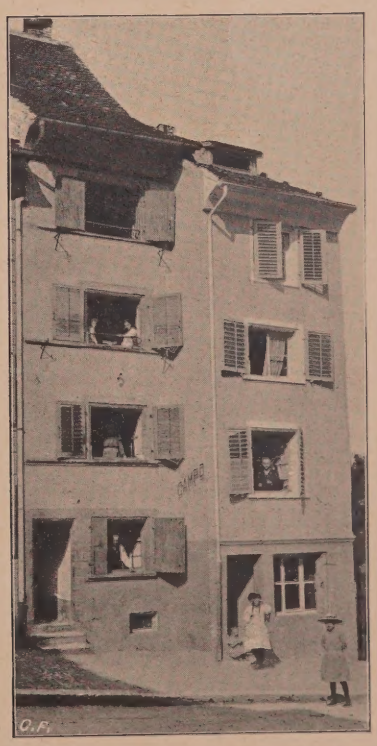
Haus Folletête
Plan des zweiten Stockwerks



Haus Merguin
Plan des ersten
Stockwerks

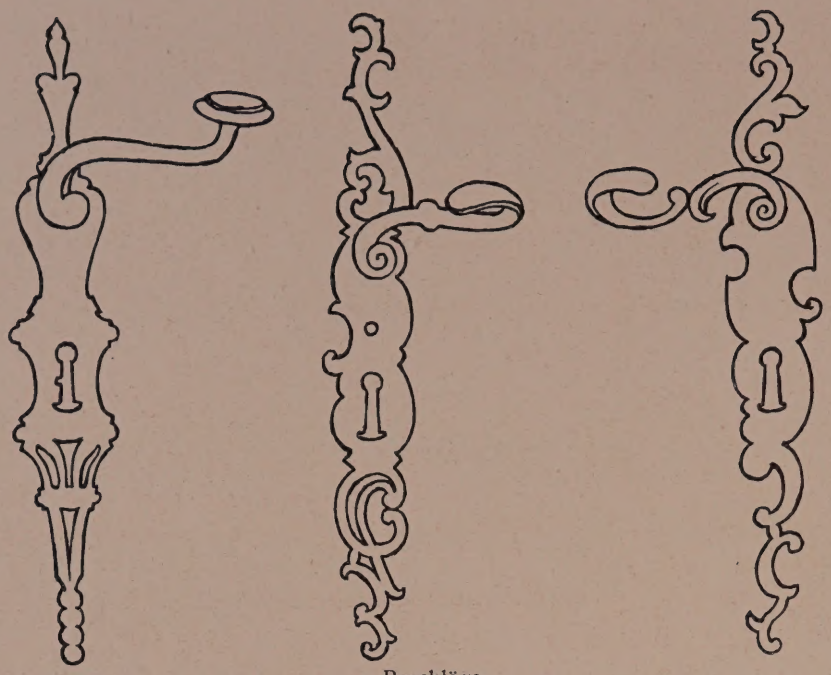


Häuschen Badet
und Campo
Plan des ersten
Stockwerks

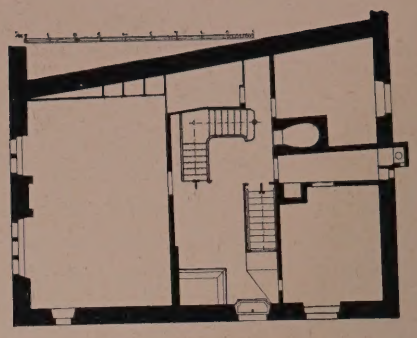


Ansicht der zwei Häuschen Badet und Campo

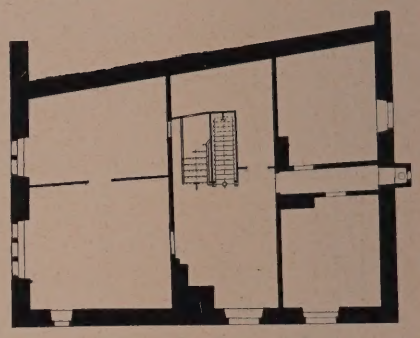
Porrentruy — Pruntrut, *Häuser in der Rue du Collège*



Beschläge

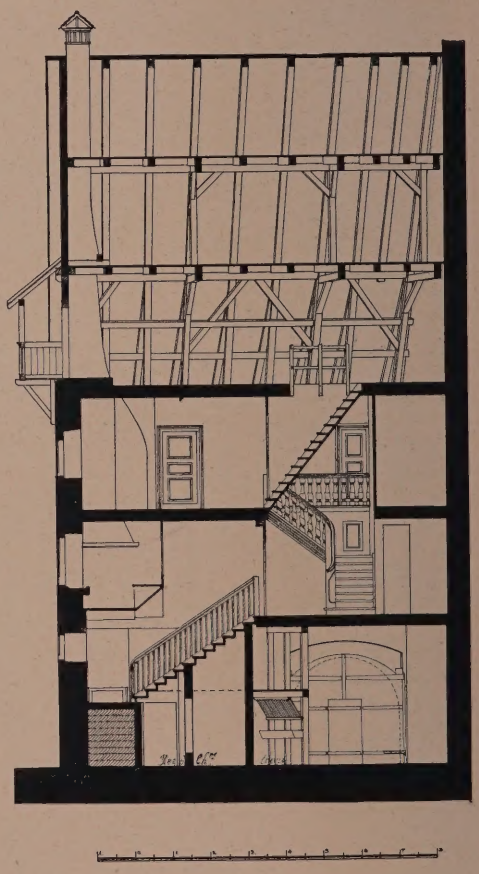


Plan des zweiten Stockwerks



Plan des ersten Stockwerks

Ansicht von der Strasse



Schnitt

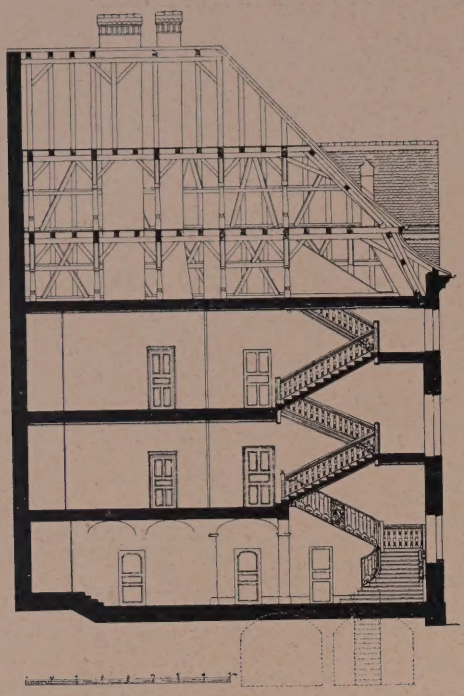
Porrentruy — Pruntrut, *Rue de la Poste: Hôtel du Soleil*

Rue du Collège, Haus Folletête Nr. 204
Haus Merguin Nr. 203

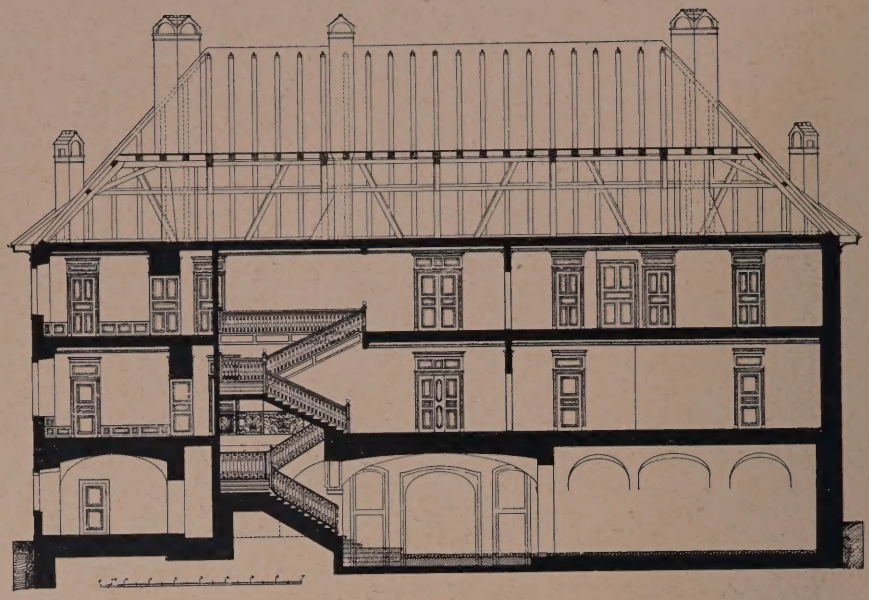
Rue du Marché, Haus Folletête

Préfecture, ehem. „Hôtel de Gléresse", Ansicht

Porrentruy — Pruntrut



Rathaus, Schnitt



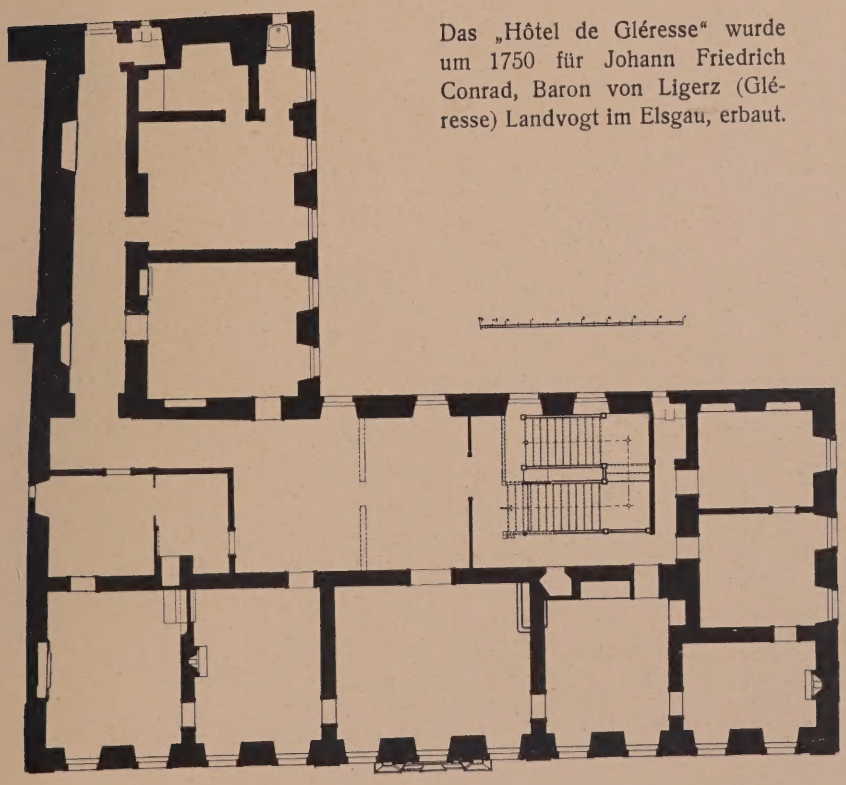
Préfecture, Schnitt

Vestibule im Erdgeschoss der „Préfecture“ chemals „Hôtel de Gléresse“

Porrentruy — Pruntrut

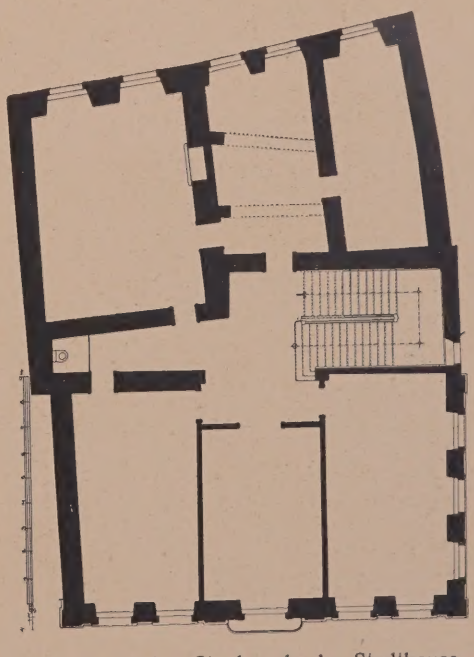
Vestibule des Erdgeschosses im Stadthause

Das „Hôtel de Gléresse“ wurde um 1750 für Johann Friedrich Conrad, Baron von Ligerz (Gléresse) Landvogt im Elsgau, erbaut.



Plan des ersten Stockwerks der Préfecture, ehem. „Hôtel de Gléresse“

Das Rathaus ist nach den Plänen des Hofgeometers Paris 1761/64 erbaut worden.



Plan des ersten Stockwerks im Stadthause

Porrentruy — Pruntrut

Hôtel des Halles

Ansicht von der Strasse

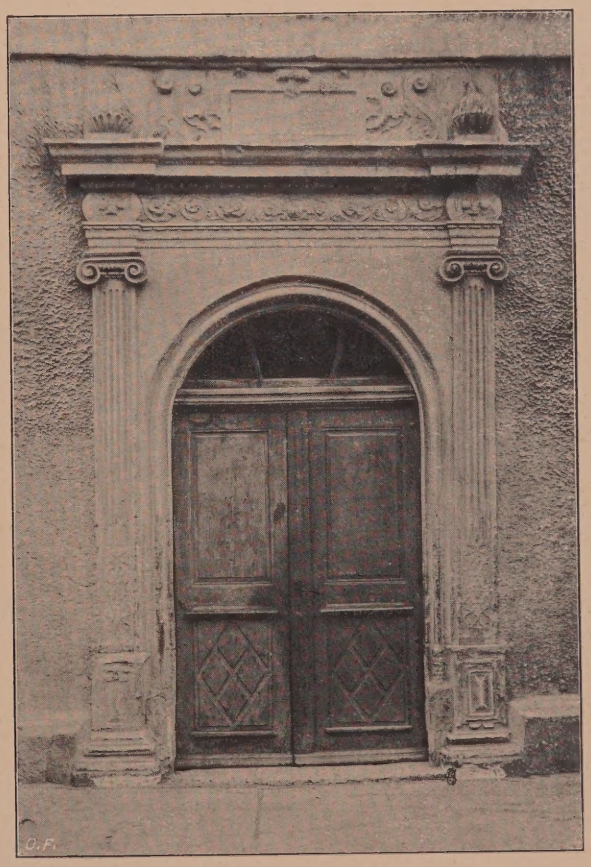
Freitreppe mit Haupteingang

Spital der Stadt

Porrentruy — Pruntrut

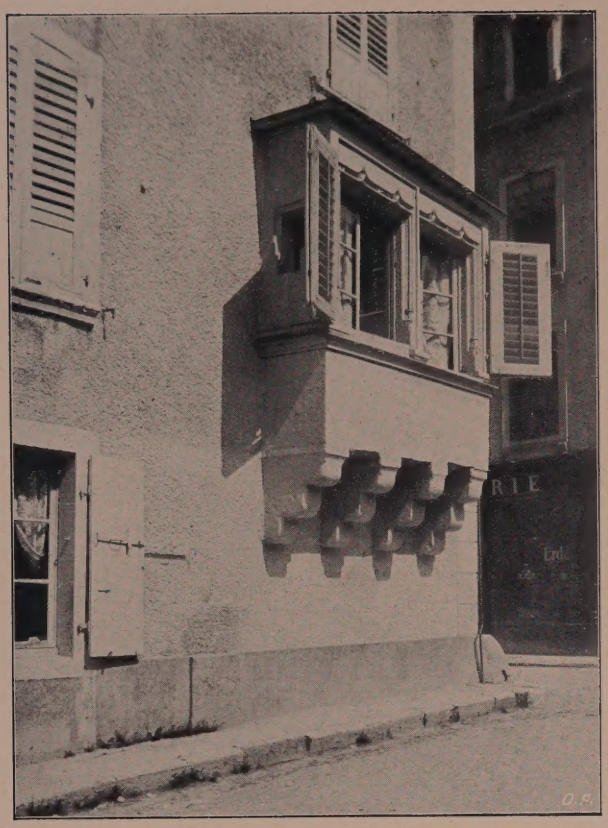
Rue du Marché Haus Béchaux

Préfecture ehem. „Hôtel de Gléresse“

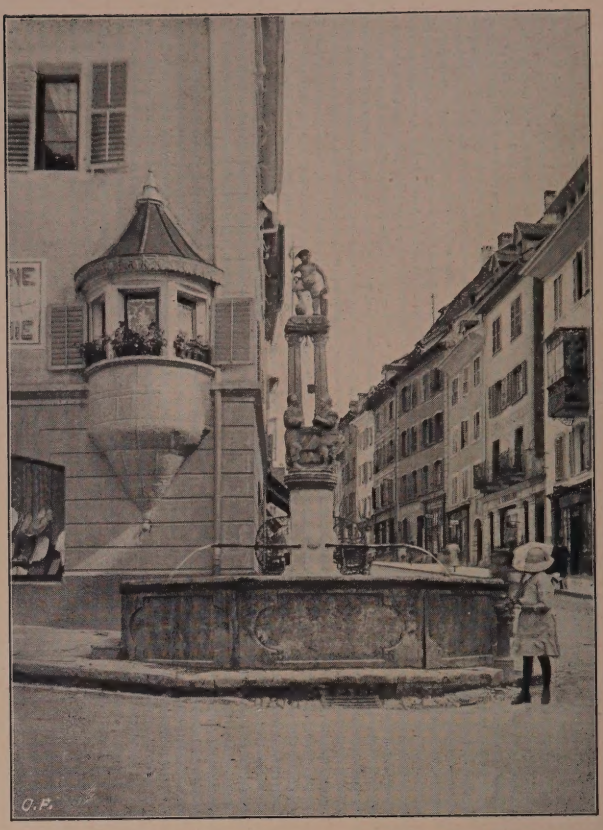


Aus dem Schlosshofe

Porrentruy — Pruntrut, *Eingänge*



Erker in der Rue de la Poste

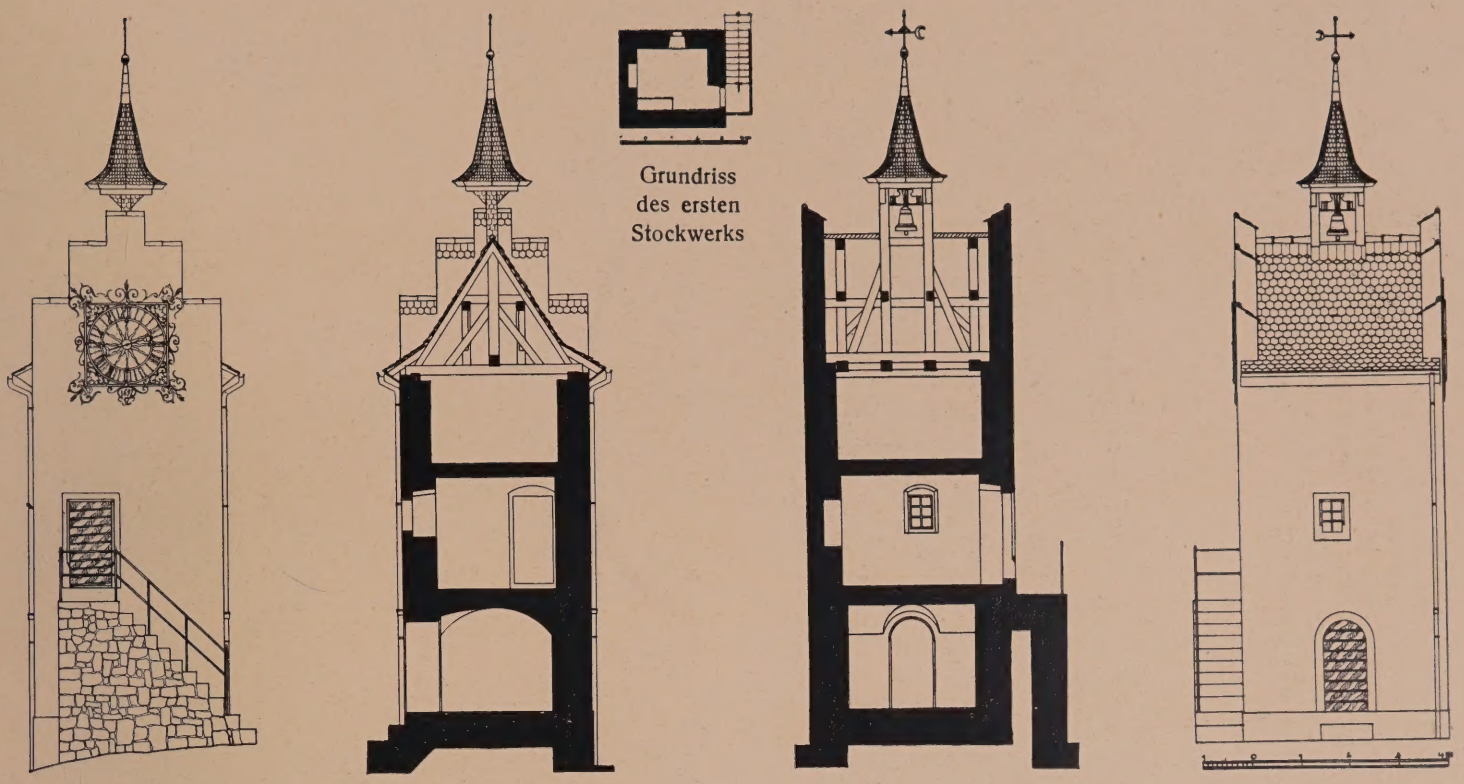


Erker in der Grandrue
Stadtbrunnen „La Samaritaire"

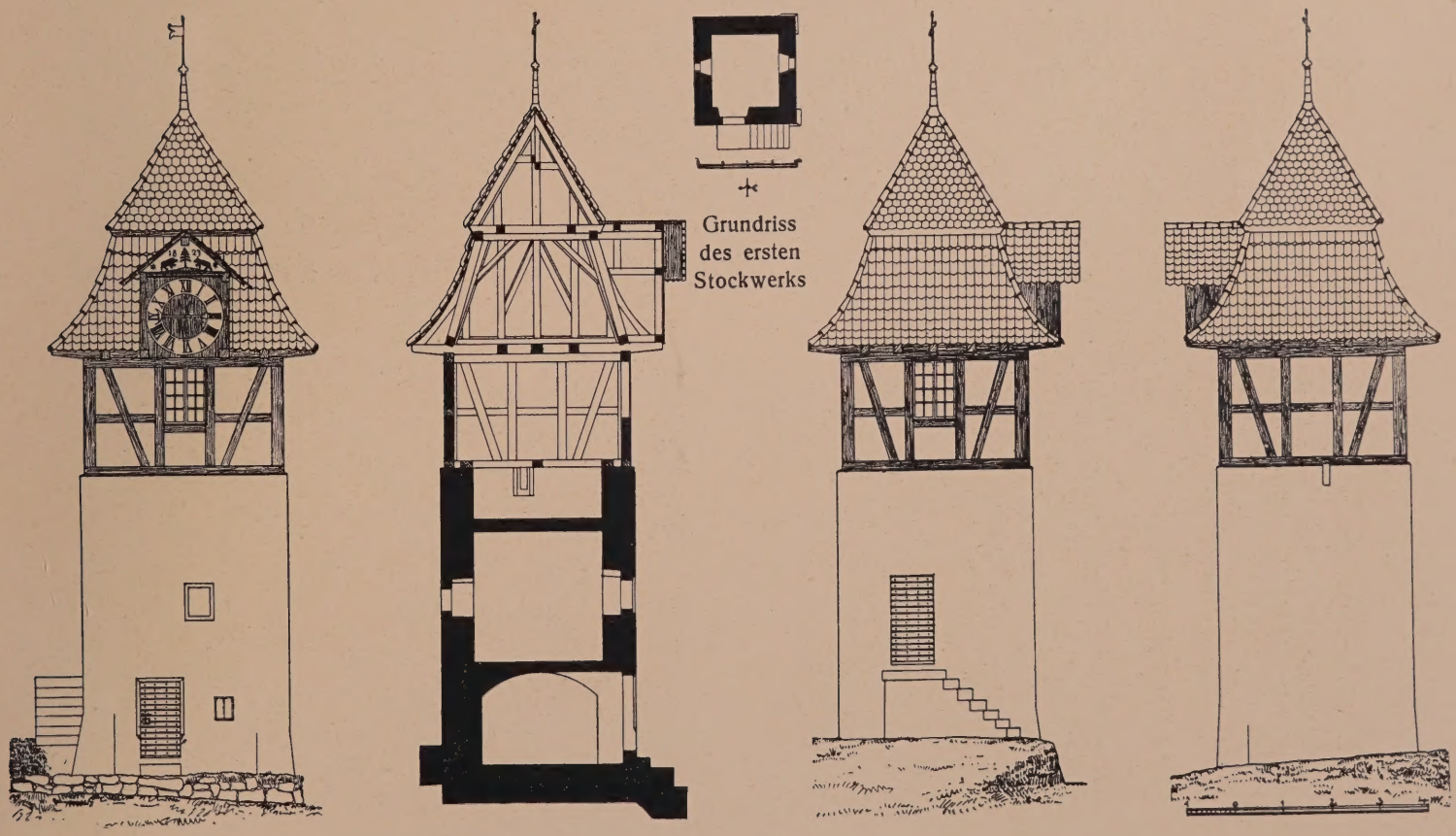
Faubourg de France, Brunnenhäuschen

Gartenhaus in der „Planchette"

Porrentruy — Pruntrut



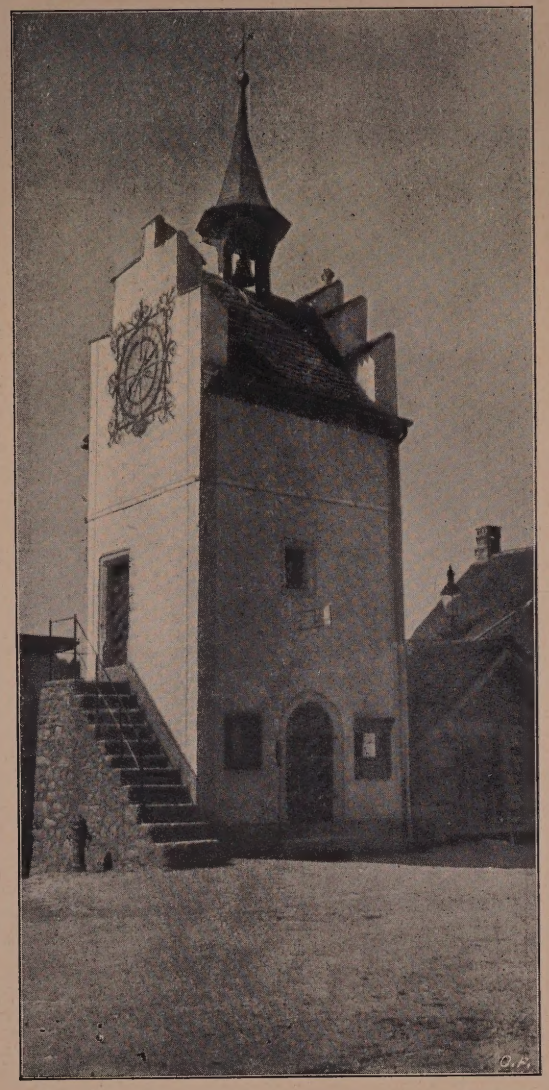
Courrendlin — Rennendorf im Berner Jura



Uetendorf bei Thun

Archiv- und Gefängnistürme
Schnitte und Aufrisse

Uetendorf bei Thun



Courrendlin — Rennendorf bei Delsberg

Uetendorf bei Thun

Archiv- und Gefängnistürme

Freistehende Türmchen, mit einem Archivraum im Erdgeschoss und einem Gefängnis im ersten Stockwerk, finden sich in mehreren Ortschaften des Kantons. Ihre Entstehungszeit fällt meist ins XVI. und XVII. Jahrhundert. Beim Fehlen einer Kirche erhielten sie oft die Nebenbestimmung von Uhrtürmen. Das schmiedeiserne Zifferblatt des Turms von Courrendlin — deutsch Rennendorf — trägt die Jahrzahl 1697. Neuer ist das 1823 datierte Uhrwerk am Turm zu Uetendorf; allem nach wurde es nachträglich eingebaut. Diese beiden Beispiele sind typisch für den Unterschied der Bauart im alten und neuen Kantonsteil.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01780 2030

OF